

C.H.BECK

**READER
LITERATUR**

FRÜHJAHR 2018



Liebe Leserinnen und Leser,

hier ist unser Reader mit den neuen Titeln aus unserem belletristischen Frühjahrsprogramm 2018!

Allen voran finden Sie eine Leseprobe von Hans Pleschinskis neuem, großem Roman «Wiesenstein», der vom Ende des Zweiten Weltkriegs, von Leben und Tod Gerhart Hauptmanns, der großen Flucht und vom Verlust Schlesiens erzählt. Außerdem finden Sie Leseproben von Matthias Göritz' und Lilian Lokes gleichermaßen spannenden Romanen «Parker» und «Auster und Klinge», die beide von prekären Deals mit unvorhersehbaren Folgen handeln.

In der ausländischen Literatur ist der einzige, dicht, schön und erfrischend geschriebene Roman des früh verstorbenen ägyptischen Schriftstellers Waguih Ghali zu entdecken, «Snooker in Kairo», 1964 auf Englisch erschienen und noch nie auf Deutsch veröffentlicht. Die Aufständischen des arabischen Frühlings in Ägypten hatten dieses Buch 2011 auch für sich selbst wiederentdeckt. Außerdem finden Sie Leseproben des berührenden Romans «Mercy Seat» die Chronik einer angekündigten Hinrichtung, von Elizabeth H. Winthrop, einer poetischen, zauberhaften Coming-of-Age-Geschichte der in England lebenden, polnischen Autorin Wioletta Greg, «Unreife Früchte», sowie des ersten, packenden Bandes einer neuen Thrillerreihe von Matt Rees um den amerikanischen Federal Agent Dominic Verrazzano «Die Damaskus-Connection». Rees, den Sie von seinen Palästina-Krimis um den Ermittler Omar Jussuf her kennen, erzählt in dem ersten Thriller um Verrazzano von einem geplanten Giftgas-Anschlag, der grauenvolle Folgen hätte.

In unserer textura-Reihe schließlich erscheint eine von Helmuth Kiesel zusammengestellte Auswahl von Gedichten Stefan Georges – «Geheimes Deutschland» – (Vorschau leider nicht verfügbar) und eine Auswahl der zauberhaften Liebesbriefe, manche davon bisher unveröffentlicht, die sich das Künstlerpaar Franz und Maria Marc schrieb.

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen mit den Leseproben unseres Readers und hoffe, dass Sie neugierig auf mehr machen!

Ihr

Martin Hielscher

Programmleiter Belletristik

München, Dezember 2017

Unverkäuflicher, unkorrigierter Leseproben-Reader

Die Pressesperrfrist entspricht jeweils dem beim Einzeltitel genannten Erscheinungstermin.

Wir bitten Sie, Rezensionen nicht vorher zu veröffentlichen.

Vielen Dank für Ihr Verständnis.

Inhalt

Hans Pleschinski: Wiesenstein

Elizabeth H. Winthrop: Mercy Seat

Matthias Göritz: Parker

Matt Rees: Die Damaskus-Connection

Waguih Ghali: Snooker in Kairo

Lilian Loke: Auster und Klinge

Wioletta Greg: Unreife Früchte

Franz und Maria Marc: Briefe. «Ich will Dich an der Hand führen, um Dir die Wunder der Welt zu zeigen»

Hans
Pleschinski
**WIESEN
STEIN**

Roman

C.H. Beck



Hans Pleschinski

Wiesenstein

Roman

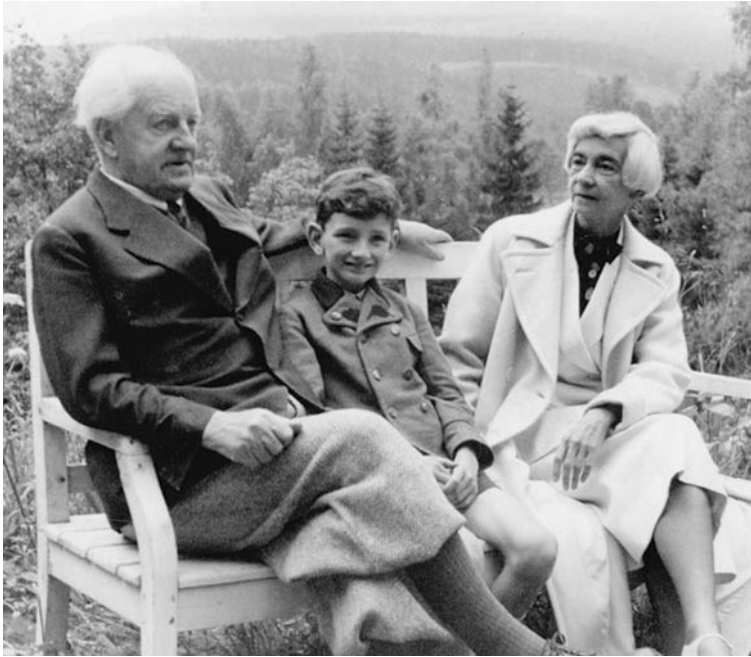
2018. 554 Seiten mit 2 Abbildungen. Gebunden

ISBN 978-3-406-70061-3 € 24,-

eISBN 978-3-406-70062-0 € 19,99

Erscheint am 26. Januar 2018





Zum Buch

Der alte Mann, eine Berühmtheit, Nobelpreisträger, verlässt mit seiner Frau das Sanatorium, wo beide Erholung gesucht haben, und wird mit militärischem Begleitschutz zum Zug gebracht. Doch es ist März 1945, das Sanatorium Dr. Weidner liegt im eben zerstörten Dresden und der Zug fährt nach Osten. Gerhart und Margarete Hauptmann nämlich wollen nirgendwo anders hin als nach Schlesien, in ihre Villa «Wiesenstein», ein prächtiges Anwesen im Riesengebirge. Dort wollen sie ihr immer noch luxuriöses Leben weiterleben, in einer hinreißend schönen Landschaft, mit eigenem Masseur und Zofe, Butler und Gärtner, Köchin und Sekretärin – inmitten der Barbarei.

Aber war es die richtige Entscheidung? Überhaupt im Dritten Reich zu bleiben? Und was war der Preis dafür? Können sie und ihre Entourage unbehelligt leben, jetzt, da der Krieg allmählich verloren ist, russische Truppen und polnische Milizen kommen? Und das alte Schlesien untergeht?

Hans Pleschinski erzählt erschütternd und farbig, episodisch und spannend vom großen, genialen Gerhart Hauptmann, von Liebe und Hoffnung, Verzweiflung und Angst. Er erzählt vom Ende des Krieges, dem Verlust von Heimat, von der großen Flucht, vergegenwärtigt eine Welt, die für uns verloren ist, und das Werk Gerhart Hauptmanns, auch mit unbekanntem Tagebuchnotizen. «Wiesenstein» ist die Geschichte eines irrend-liebenden Genies und einer untergehenden und sich doch dagegenstemmenden Welt. Ein überwältigender Roman.

Über den Autor

Hans Pleschinski, geboren 1956, lebt als freier Autor in München. Er veröffentlichte u.a. die Romane «Leichtes Licht» (C.H.Beck, 2005), «Ludwigshöhe» (C.H.Beck, 2008) und «Königsallee» (C.H.Beck, 2013), der ein Bestseller wurde, und gab die Briefe der Madame de Pompadour, eine Auswahl aus dem Tagebuch des Herzogs von Croÿ und die Lebenserinnerungen der Else Sohn-Rethel heraus. Zuletzt erhielt er u.a. den Hannelore-Greve-Literaturpreis (2006), den Nicolas-Born-Preis (2008) und wurde 2012 zum Chevalier des Arts et des Lettres der Republik Frankreich ernannt. 2014 erhielt er den Literaturpreis der Stadt München und den Niederrheinischen Literaturpreis. Hans Pleschinski ist Mitglied der Bayerischen Akademie der Künste.

Vor dem Tag

Der Opel Blitz kroch über die Mordgrundbrücke.

Die Reifen waren abgefahren.

Kupplung und Zwischengas hatte die Werkstatt instand gesetzt.

Rußschlieren überzogen das rote Kreuz.

Die verschlissenen Sitze quietschten.

Pflastersteine leuchteten nass im Licht aus den Scheinwerferschlitzten auf.

Im Hanggehölz neben der Bautzner Straße troffen dunkle Fetzen im Geäst. Bis dort hinauf verwehte Lakenteile, Kleidungsreste, brandige Tischtücher, Mützen.

An der Steigung fiel der Sanitätstransporter in Schritttempo zurück. Der Holzvergaser röhnte lauter. Mit dem hinter dem Fahrerhaus angeschweißten Ersatzantrieb – wie ein Badeofen in der Nacht – erklimm der Wehrmachtswagen die Anhöhe.

Im Sanatorium Dr. Weidner war die Parkpforte wieder abgesperrt. Loschwitz war durchquert.

Mit einer Sondergenehmigung der Gauleitung, die sich in den Tharandter Wald zurückgezogen hatte – Gauleiter Mutschmann besaß dort sein Jagdrefugium Grillenburg –, war der Rotkreuztransporter aus Pirna herbeigeordnet worden. Dresden verfügte über kaum mehr einen Krankenwagen, keinen Löschzug. Die Rettungsfahrzeuge waren mit der Innenstadt, ihren Bewohnern, mit den Flüchtlingen eingeschmolzen.

Offenbar konnte der berühmte Greis, ein Halbtoter, oder sein Anhang besondere Beziehungen spielen lassen, vermutete der Fahrer, damit für dessen Abtransport der Blitz mitsamt Sanitäter bereitgestellt wurde. Der Stabsgefreite am Steuer und sein Kamerad mit Verbandstasche am Koppel zogen jede Fuhrer dem drohenden Einsatz im Osten vor. Die Zahl der Gefallenen schien sich zu vervielfachen. Und das Gemetzel konnte nach Joseph Goebbels' Rede, die vor vier Tagen im Radio übertragen worden war, noch blutiger werden: *Jene Divisionen, die jetzt schon zu kleinen Offensiven angetreten sind und in den*

nächsten Wochen und Monaten zu Großoffensiven antreten werden ... – Mit Holzvergasern?

Trotz des tosenden Beifalls aus der Görlitzer Stadthalle – da war sich der Stabsgefreite, der gerne spekulierte, sicher – würden bei Wahlen, falls es Wahlen gäbe, wohl nur noch sechzig Prozent der Deutschen ... beinahe hätte er gedacht: der lebenden Deutschen, für die Nazis stimmen. – Ein gespenstisches Resultat angesichts all der Verwüstung, der Entbehungen, der Toten und des schwindelerregenden Verderbens. Ein Sieg kostete Opfer. Aus dem rapide schrumpfenden Reich, das sämtliche Kräfte anspannte, konnte, wenn alle durchhielten, wieder ein mächtiges ... Nein, lieber jeden Hebel in Bewegung setzen, um so lange wie möglich im sicheren Pirna stationiert zu bleiben. Es gab im Reservebataillon einen neuen Oberfeldarzt, von dem es hieß, er diagnostiziere in Sachen Herzklappen, Wirbelschäden, Asthma nachsichtig, wenn nicht gar defätistisch. – Stabsgefreiter Schöller sog den letzten Rauch des R6-Strohs zwischen den Fingerkuppen ein. Beim raschen Blick vom Steuer in den Transportraum stellte er fest, dass dort Ruhe herrschte. Der Greis lag stabil gegurtet unter einer Wolldecke auf der Tragbahre. Seine Begleitung hockte unter der Deckenfanzel winterlich ver mummt um den Siechen herum. Das Gepäck war neben der Sauerstoffflasche rutschfest verstaut.

Vom Beifahrersitz stierte der Notabiturient und frischgebackene Sanitäter in die Lichtstreifen auf dem Kopfsteinpflaster. Längst waren nicht alle Bombenrichter am Straßenrand gesichert. Und Blindgänger würde man noch in hundert Jahren finden. In der Dunkelheit, wo kaum mehr etwas zu verdunkeln war, ließ sich wenig erkennen. Bisweilen schwärzliche Klumpen, so etwas wie Kanister mit seitlichen Zapfen neben der Chaussee. Im Gras, vor geborstenen Mauern. Oder machte einen die Einbildung irre? Hier oben waren nur mäßig Bomben und Phosphor gefallen. Wer sollte es brennend bis zur Straße geschafft haben?

Die finstere Einfahrt zu Schloss Albrechtsberg.

Der Pfeil zum Luftschuttkeller.

Krater im Park.

Reste einer Kinderkarre in einem umgepflügten Baum. Die Mutter war gewiss mitzerfetzt worden. Falls der Vater gefallen war oder an der Danziger Bucht, am Plattensee, bei Koblenz oder am Lago Maggiore erschossen würde ... eine Familie, die es kaum gegeben hatte.

Und überall in Europa, bei den anderen Völkern dasselbe. Leichen düngten den Boden. Dazu die immer deutlicheren Gerüchte, die zu Wahrheiten wurden, über Zehntausende ... höhere Zahlen mochte man nicht hören ... von Ermordeten ... Dabei wäre Bad Schandau Kurwerbung *judenfrei* beinahe schon in Vergessenheit geraten; und längst keine Zigeunerwagen mehr, die vor Dörfern für ein paar Tage zum bunten Kreis aufgefahren waren. Pirna – dort die Sperrzone Festung Sonnenstein, darin verschwanden die Geisteskranken. Nun breitete sich Bedrückung in Pirna aus. Reue? Die in den panischen Willen umschlug, standzuhalten. Die Sonderspinnstoffsammlung.

Der siebzehnjährige Sanitäter Neumann zog die Rotkreuzbinde um seinen Uniformärmel straff.

«Pass auf die Straße auf», herrschte der Stabsgefreite ihn an.

«Soll ich Holz nachschieben?»

«Bis zum Bahnhof schaffen wir's.»

Fahrer und Sanitäter stammten aus der Aachener Gegend und hätten dort in amerikanische Gefangenschaft gehen können.

«Sie haben Erste Klasse reserviert», wunderte sich Neumann.

«Die können froh sein, wenn sich überhaupt ein Rad in Bewegung setzt», sagte der Vorgesetzte.

Wenigstens war mit Gegenverkehr kaum zu rechnen, keinem freiwilligen. Fast nur noch dienstlich verkehrten einige Fahrzeuge auf deutschen Straßen. Und noch spärlicher in der Märzfrühe.

«Wer ist die Alte?», fragte der Beifahrer.

«Vermutlich seine.»

«Und die beiden Jüngeren?»

«Sein Sohn, seine Tochter? Was weiß ich?»

«Und wann sind wir zurück?», wollte Neumann wissen.

Mief breitete sich aus. Christian Neumann kurbelte die Scheibe einen Spalt herunter.

«Hast du die Eingangshalle gesehen? Lüster, Ledersessel, sogar eine Palme. In solch einem Sanatorium sollte man den Frühling verschlafen. Wieso ist das noch kein Lazarett?»

«Kommt noch», sagte der Fahrer.

«Im Glaskasten Autogrammkarten von Lilian Harvey, Heinrich George, vom Operetten-Lincke. Nur Hautevolee.»

«Loschwitz, Weißer Hirsch, da tummelten sich schon immer die Reichen und Berühmten. Liegekur mit Sekt.»

Die Stoßdämpfer federten kaum mehr eine Unebenheit ab.

Der Vergaser dröhnte.

«Ob der noch irgendwo ankommt?» Der Sanitäter hielt es für unfein, in den Rückraum zu starren.

«Wir bugsieren ihn zum Zug, falls einer da ist, und dann langsam heim.»

«Ich kenne fast nichts von ihm, ja, *Die Weber*», erklärte der junge Mann. «Aber meine Mutter vergöttert ihn. Der letzte große Geist Deutschlands, meint sie.»

«Das sag man nicht zu laut. Da könnten gewisse Herren beleidigt sein.»

«Sie war bis zur Schließung der Theater Souffleuse.»

«In Aachen?»

«In Aachen. Kennt hundert Stücke auswendig.»

«Kann man sich nicht vorstellen. Da kommt man doch durcheinander.»

«Sie nicht.»

Der Geruch verflüchtigte sich allmählich.

«Warum reisen die jetzt aus einem Sanatorium ab?»

«Junge, das weiß ich doch nicht. Bin ich die Reichsschrifttumschammer? Sicherlich Absetzen in den Süden. Franken, Bayern.»

«Solche Leute sollten Vorbild sein», sagte Neumann.

«Für was?»

«Weiß ich auch nicht mehr», antwortete der Junge.

Der Stabsgefreite staunte. Die Antwort klang gescheit.

«Für das Andere», schob Neumann vorsichtig nach.

«Welches Andere?», fragte Schöller.

«Fürs Gute, stelle ich mir vor.»

Es war nicht ratsam, das Gespräch zu vertiefen. Immerhin hatte es abgelenkt. Die Fracht war kostbar. Aber für wen? Hielte sie überhaupt bis zu ihrem Ziel durch?

Nur bei seinen Begleitern untergehakt hatte der berühmte Mann den Sanka erreicht. Kraftlos hatte er sich auf die Liege gehockt, sich hingelegt und hineinschieben lassen. Nach ihm waren beide Frauen eingestiegen. Der mutmaßliche Sohn hatte Koffer und Taschen hineingereicht, dann dem aufstöhnenden Kranken die Wehrmachtsdecke fachmännisch und faltenfrei auch unter die Beine geschoben.

Ein livrierter Invalide des Sanatoriumspersonals hatte die Gäste verabschiedet: «Bleiben Sie uns treu, Herr Doktor, gute Fahrt. Beehren Sie uns wieder, Frau Doktor.»

Sogar das luxuriöse Erholungsareal auf den Elbhöhen war sichtlich verwüstet; Glassplitter, verkohlte Sträucher und Bäume, der Trichter einer Luftmine unweit der Freitreppe.

Tödliche Dunkelheit rundum.

Die erste Wegstrecke zur Stadt war kurvig und abschüssig gewesen.

Der Sanitäter wischte über die beschlagene Scheibe.

Die Bebauung – beschädigt, heil oder zerstört – verdichtete sich zu beiden Seiten. Zerschmetterte Jalousien. Umgeknickte Laternen, längst lichtlos. Dann wieder ein intakter Hydrant. Fassaden einer Straße fast ohne Häuser. Noch immer Brandgeruch auch über der Neustädter Flussseite. Türschlünde in Mauern. Notdürftig vernagelte Schaufenster. Spähen und Wegschauen wechselten einander rasch ab. Auch vier Wochen danach – vor Kellern verrußte Sandsäcke, zwischen Trümmern schwarze Brocken, die Kanister mit Zapfen.

Tausende waren durch die in Detonationen und Glut vergehende Stadt geirrt.

Alles löste Würgereize aus.

Der Horizont im Norden Pirnas hatte sich feuerrot gefärbt. Auch am nächsten Tag glühend und rauchig. Da hatten sie in Pirna die Vorhänge zugezogen, am Küchentisch geweint oder Vergeltung geschworen. Die Einsatzkräfte waren bereits in der Nacht aufgebrochen, so nah heran, wie es möglich war.

Schöller steuerte behutsam. Eine Luftschutzhelferin winkte ihn auf die linke Straßenseite. Auf der rechten türmten sich Dachbalken und Schindeln. Der Kübelwagen vor ihnen war tarnfarben gescheckt. Die geborstene Rotunde des Zirkus Sarrasani. Kein Pony der kargen Faschingsvorstellung am letzten Nachmittag der Stadt schüttelte mehr die Mähne.

Wir setzten uns am Dienstag abend gegen halb zehn zum Kaffee, sehr abgekämpft und bedrückt, denn tagüber war ich ja als Hiobsbote herumgelaufen, und abends hatte mir Waldmann aufs bestimmteste versichert (aus Erfahrung und neuerdings aufgeschnappten Äußerungen), dass die am Freitag zu Deportierenden in den Tod geschickt («auf ein Nebengleis geschoben») würden, und dass wir Zurückbleibenden acht Tage später ebenso beseitigt werden würden – da kam Vollalarm. «Wenn sie doch alles zerschmissen!», sagte erbittert Frau Stühler, die den ganzen Tag herumgejagt war, und offenbar vergeblich um ihren Jungen freizubekommen.

Victor Klemperer, Tagebücher, Februar 1945

Die Vierergruppe wirkte verloren im Gedränge.

Sie hatten es durch die Unterführung geschafft.

Der Sanitäter und der Fahrer waren mit der Tragliege wieder fort.

Nun musste man sehen, wie es von Gleis zwei aus weiterginge.

Oder vielmehr – zurück.

In den Osten.

Benommen nahmen das alte Ehepaar und seine beiden Begleiter das Menschengewimmel unter dem zerplatzten und durchlöcherten Gewölbe des Neustädter Bahnhofs wahr.

Trauben grauer Gestalten umdrängten die Reichsbahner. Fragen von Reisenden beantworteten sie mit einem Achselzucken, oder man vernahm: «Nach Meißen, circa sieben Uhr.» «Berlin? Noch unklar.» «Als Erstes soll Görlitz kommen.»

Die Fahrpläne hingen nutzlos in ihren Kästen. Sämtliche Verbindungen nach Breslau waren hinfällig geworden. Die Rote Armee hatte die Stadt umzingelt.

Rundum wurde besonders die Abfahrt nach Meißen erfragt. Mütter mit Kindern und Taschen, alte Männer mit Rucksäcken wollten in den umliegenden Dörfern und Gehöften Mitgeschlepptes und Gerettetes gegen Kartoffeln, Mehl, vielleicht sogar gegen ein paar Eier eintauschen. Aus Körben ragten Bronzeköpfe, Vasenhälse, eine Brennschere.

Angesichts der Zerstörung von etlichen Quadratkilometern Großstadt, des Zusammenbruchs von Versorgung, verbrannter Lebensmittelmarken sahen die verbliebenen Behörden derzeit offenbar von Strafen für Hamsterfahrten ab.

Erschöpfte Menschen in der Bahnhofshalle, abgewetzte Jacken, Schuhruinen mit klackenden Holzsohlen, einige Frauen geräuschloser auf Kork. Etwas vom Glück, überlebt zu haben, war keinem Gesicht der Getriebenen anzusehen. Die Ausgebombten, die Hungrigen streiften versehentlich die Stiefel schlafender Landser. Um Gruppen beinahe noch kindlicher Rekruten mit Stahlhelm und Feldgeschirr am Tornister machten die Zivilisten einen Bogen. Respektvoll, bedrückt oder scheu. Aber man hörte zwischen den Bahnhofspfeilern auch: «Jungs, haut druff.» Besonders Herren, so betagt, dass sie nicht einmal zum Volkssturm einberufen worden waren, ballten anspornend die Fäuste. «Dem Russki eins auf die Rübe! Die Engländer holen wir später runter.» Die Rekruten schienen alle Parolen zu kennen. Ein paar der uniformierten Lehrlinge und Schüler hielten angesichts von Feldjägern ihr Soldbuch griffbereit. Die Patrouille prüfte nur da und dort Ausweise und Papiere. Dennoch beherrschten die Feldjäger in ihren langen grünen Mänteln und mit blankem Brustschild, die Hände um den Gewehrriemen, das Gewimmel, das vor ihnen auseinanderwich. Die

Militärstreife konnte jeden jederzeit abführen und – man erfuhr vielleicht gar nicht wofür – an die Wand stellen.

Die kalte Märzluft kroch unter die Haut.

Fünf Uhr fünf zeigte die Bahnhofsuhr.

Die NS-Wohlfahrt und das Rote Kreuz schenkten Tee aus. Als Zeichen behördlicher Fürsorge womöglich Tag und Nacht. Die Nation war ohnehin rund um die Uhr in Alarmbereitschaft. Arbeit, Besorgungen, Sirenen, Kämpfen, Hilfsdienste. Nerven lagen blank, manche versuchten mit zittrigen Händen einzuschlafen. Vermutlich die Frühschicht der Volkswohlfahrt hatte ihren Hakenkreuzwimpel auf dem Behelfstisch platziert. Der Kräutertee dampfte aus den Kellen; Wartende pusteten in die Becher. Ältere Rotkreuzschwestern wirkten so teilnahmslos wie die Gusseisenpfeiler; einige jüngere Helferinnen verwirrten, wie längst auf vielen Bahnhöfen, durch ihr liebevolles Lächeln, ihre aufmunternden Worte und ihre Aufopferungsgüte. Bisweilen mochte einen der Verdacht beschleichen, dass die gute Organisation den Krieg eher verlängerte als verkürzte, dass die Zuwendung, die Pflege, das Aufpäppeln von Verwundeten dazu dienen konnten, sämtliche Schrecken abzumildern, um desto gnadenloser Opfer einzufordern. Innerlich aufgewärmt und mit einem Dank an die unverdrossenste der hübschen Helferinnen zogen sich Essensfahrer und Flüchtlinge ins Gewirr zurück.

Die meisten hockten auf ihrem Gepäck.

Kinder bekamen einen Klaps.

Säuglinge wurden gewiegt.

Viele starteten in die dunkle Morgenfrühe vor dem Dachhalbrund. Wann zeigten sich Lichter eines Zugs? Einiger unregelmäßiger Verkehr rollte auch am Hauptbahnhof. Die Innenstadt war eingeäschert. Bahnstränge waren kaum getroffen worden. Es sprach sich herum: Der Zug aus Hannover Richtung Tetschen, in die sicheren Sudeten, blieb vorerst aus. Tiefflieger irgendwo. Immer pausenlosere Bombardements. Beschleunigung eines Endes?

Das Reich kapitulierte nicht.

Von dieser Tatsache hing alles ab. Alles und alles, das folgen würde. Noch unausdenklich.

Viele hielten sich die Hand vor Mund und Nase. Eine Woge von Husten auf den Bahnsteigen und um den Teeausschank. Auf den Bänken hüstelten Soldaten im Halbschlaf. Kaum merklicher Wind schob von der Altstadt beißenden und faulig süßlichen Gestank zwischen die Hallenstreben. Das Sticking hing eine Weile fest. Eine Frau in der Nähe der Schalter brach schreiend zusammen, wurde von Umstehenden aufgefangen und auf einen Wink der Feldjäger zum Vorplatz mehr hinausgeschleift als getragen. Einige wegen der brandigen Luft plötzlich aufheulende Menschen stürzten ihr nach ins Offene, in die Nacht hinaus, kauerten am Gemäuer, die Hände vorm Gesicht, die Arme über dem Kopf. Die Teeausgabe stockte. Ehe Panik um sich griff, versuchten Bahnangestellte, Ruhe herzustellen, weitere Feldgendarmen erschienen. Zwei untergehackte Flakhelferinnen – übermüdet wie alle, aber mit Urlaubsschein für Karlsfeld bei Dachau – betrachteten den Weißclown auf dem Plakat des berühmten Zirkus, das nun nicht mehr für Jongleure und Dressurnummern warb.

Die Luft wurde reiner.

«Einen Speisewagen wird es kaum geben.»

«Das Sanatorium hat Schnitten gemacht.»

Noch mehr Blicke streiften die vier Harrenden am Bahnsteighäuschen von Gleis zwei. Natürlich war die Gruppe schon länger aufgefallen. Nicht wegen der jüngeren Frau und des vielleicht gleichaltrigen Mannes. Aber das betagte Paar, eher Herrschaften, kam vielen bekannt vor. Von Zeitungsfotos natürlich, aus Wochenschauen, von einem mehrseitigen bebilderten Bericht in der Illustrierten *Signal* über sein Leben in der Villa im Riesengebirge, eine Wandelhalle im Garten, das Arbeitszimmer mit Stehpult, die Schiffsmodelle unter der Decke, das Ehepaar am Kamin, der dicke Turm der Hausburg.

«Dann eben ohne warmen Imbiss.» Die Dame im wadenlangen Nerz, eine Baskenkappe schräg auf dem weißen Haar, lehnte sich übermüdet gegen die Wand des Bahnhäuschens. «Vielleicht zieht sich der Russe noch weiter zurück.»

«Mein Dresden, mein Kleinod», gab der Alte, vor ihr zusammengesunken auf einem eleganten Koffer, von sich. «Ich will zu Hause sterben.» – Konnte er

es sein? Hier? Jetzt? – Einige der anderen Wartenden schienen sich, trotz ihrer eigenen Sorgen, darüber klar werden zu wollen. Der alte Mann hing mehr im schweren Mantel mit Schulterpolstern, als dass er den edlen Stoff trug. Das üppige weiße Haar, das sich vielen Menschen eingepägt hatte, ließ seine Stirn frei und umschloss ein nur noch vogelartiges Gesicht. Die Nase wie ein Schnabel über dünnen Lippen. «Er hat gesagt, Dresden sei eine Perle. Und er wolle ihr die angemessene Fassung geben. Er hat ihr seine Fassung verpasst.» Wer das Gemurmel vom Koffersitz aufschnappte, erstarrte. Der Lobpreis Dresdens, das er schmücken wollte, stammte aus einer Rede Hitlers. Jeder Dresdner hatte die Weissagung im Kopf, aber sie jetzt auszusprechen, konnte den Tod bedeuten. – Er war es. – Eine der Dresdnerinnen mit Rucksack, aus dem ein Messingleuchter ragte, hatte ehemals während einer Bergwanderung mit dem Jungmädelsbund vor der Villa zwischen Felsgestein Station gemacht, um Hauptmann ein Ständchen darzubringen, *Kein schöner Land zu dieser Zeit ...* Er, auch ein Dichter des Volks, der Menschenfreund, war damals gerührt – soweit es sich trotz der täglichen Besucherscharen erahnen ließ – die Treppe herabgestiegen und hatte mit ausgebreiteten Armen nach Worten gesucht: «Ihr ... die Zukunft», hatte er die Mädchen begrüßt, «möge das Wandern in freier Natur ... Ich da-danke euch ... auch die Seele freimachen. Wo, wo Deutschland ist, ist Deutschland.» Nachdem die Gattin sich zu ihm gesellt und seine Hand ergriffen hatte, hatte er recht flüssig erklärt: «Bald, auf der Schneekoppe, könnt ihr den Berggeist Rübezahl erblicken. Denn er lebt in euch. Er erschreckt die Menschen, er ist wankelmütig und, ja – er tröstet.» Danach hatte die Dienerschaft Holundersaft angeboten.

In einem Sommer vor dem Krieg.

Der rhythmische Klang von Rädern auf Schienen verhieß einen Zug. Güterwagen rollten langsam über ein Nebengleis. Ständig war damit zu rechnen, dass ein Verzweifelter sich vor die Lok warf.

«Soll ich Ihnen eine Decke umhängen, Herr Doktor?», fragte die junge Frau, die zur Reisegruppe gehörte.

«Mich wärmt nichts mehr, Pollak. Wie sieht das aus? Wie ein Lumpensammler.» Gerhart Hauptmann blickte mit trüben Augen zu seiner Sekretärin empor und ließ den Kopf wieder sinken.

«Gert», sprach die Gattin zu ihm hinunter. «Der Wehrmachtsbericht ist eindeutig. Generaloberst Schörner hat bei Lauban die Russen zurückgeworfen. Die Strecke ist wieder frei. Wenn wir Görlitz erreichen, kommen wir weiter. Der Görlitzer Zug soll der erste sein.» Margarete Hauptmann legte die Hand auf die Schulter ihres Mannes: «Wir haben den Luftangriff überlebt ...» – «Unter Mörtel begraben und mit Glassplittern im Gesicht.» – «Wir werden es, du kannst es bis in die Paradieshalle schaffen.» – «Möge sie nicht zum Höllengewölbe werden.» – «Es ist Zuhause.»

«Warum sind wir nur fort, Grete?» Beide Hauptmanns wussten den Grund. Der zweiundachtzigjährige Dichter, der Nobelpreisträger des Jahres 1912, ehemals Verspotter des säbelrasselnden Kaiserreichs, der alsdann Zaubermärchen schrieb, durchaus gut bekannt mit Gauleiter Hanke, hatte unter einem zähen Katarrh gelitten. Margarete Hauptmann war zur selben Zeit von in Agnetendorf schwer diagnostizierbaren Magen- und Darmproblemen heimgesucht worden. Auch ihr altes Netzhautleiden erforderte eine Untersuchung, um die fortschreitende Erblindung aufzuhalten.

Anfang Februar hatten sich beide entschlossen, ins geliebte Dresden zu reisen, um Ärzte im Friedrichstädter Krankenhaus zu konsultieren und sich im Loschwitzer Sanatorium gründlich zu erholen. Seine Bronchitis war abgeklungen. Sie hatte nach allem Dafürhalten keinen Krebs. Benvenuto, der Lieblingssohn, hatte sie trotz der Reiseprobleme auf den Elbhöhen besucht. Kurz bevor sie ins gewohnte Hotel Bellevue in der Innenstadt übersiedeln wollten, wo die Suiten geräumiger und manche Begegnungen interessanter waren – mehr Künstler, vielleicht Hans Pfitzner, Richard Strauss, Arno Breker, der spitzzüngige Theo Lingen, hohe Offiziere –, eine Nacht, ehe sie vom Bellevue aus einen Abendspaziergang am Schloss entlang auf die Brühlsche Terrasse unternommen hätten, hatten die Zielchristbäume der Vorausgeschwader die Stadt in Licht getaucht. – Eine Tante Winston Churchills, wie es die Dresdner manchmal mutmaßten, wohnte also nicht

unerkannt in der Stadt und behütete sie durch ihre verwandtschaftliche Nähe zum britischen Premier. Greller Schein umrandete vor der ersten Detonation die Rouleaus.

«Doch die Decke», bat der Sitzende.

Der junge Begleiter nahm sie vom Arm und legte sie dem Dichter über die Schultern. Paul Metzkwow, Masseur aus Berlin, hatte Gerhart Hauptmann mühsam wieder bewegungsfähig gemacht. Nach dem Bersten der Fenster im Sanatorium, dem Hagel von Splintern bis in Hauptmanns Gesicht und Hände, hatte der alte Mann tagelang wie leblos auf einem Stuhl gesessen und wortlos die Wand angestarrt. Metzkwow hatte seine Gliedmaßen massiert, beinahe das Gehen wieder mit ihm eingeübt.

«Wird wärmer, danke», sagte er jetzt auf seinem unsicheren Sitz, den der Masseur im Auge behielt. «Ich, ich weiß», rang der Patient um das richtige Wort, «dass in England, dass in Amerika, allüberall viele Menschen leben, die Dresden und die Si-Sixtinische Madonna liebten, von Herzen ... Sie werden weinen, Unwiederbringliches – dahin ... Men-Menschheitsschätze ...» Hauptmann blickte mit nassen Augen auf: «Oh, wer das Wei-Weinen verlernt hat, beim Ende Dre-Dresdens lernt er's wieder ...»

Seine Kräfte ließen nach, doch er fuhr fort: «Einst arm, dann umjubelt, lauthals geschmäht ... wegen des Volksmilieus in den *Webern* und in den *Ratten*, ich, der Gewerkschafts-Goethe!»

«Herr Doktor, strengen Sie sich nicht so an», sagte Paul Metzkwow, und die Sekretärin Annie Pollak nickte. Hinter ihr drängten sich Menschen. Eine Trillerpfeife schrillte durch den Dunst.

«E-egal doch alles, nun umso mehr. – Sodann wieder Ehrenplatz in Premierenlogen, wenn mein Freund Walter Rathenau mich sähe Meinen Besuch bei Mussolini hätte der Weltbürger nicht geschätzt, egal, das Deutsch des Duce, anfangs ein zweiter Napoleon, war passabel. Ja, 1932 meine Ansprache über achtundvierzig Sender in den USA: Wenn ich nicht Deutscher wäre, möchte ich Amerikaner sein ... Romanexperimente ... Unter stürmischem Theaterapplaus in groben Zeiten von mir zurückeroberte Märchenreiche.»

«Es bleiben großartige Werke, Gert», bestätigte die Gattin und rieb sich ihre Oberarme.

«Paris, Lo-London spielten die *Versunkene Glocke* – mit Rautendeleins Lied zwischen Kobolden und Feen im Zaubertau», das summte er wie für sich: «Nehmt mich auf in euren Kranz! Ringelreigenflüstertanz. Silberelfe, liebes Kind! Schau, wie meine Kleider sind. – Wie sind Deutschlands Kleider jetzt? Silberelfen? Keine mehr.»

Ängstlich schauten sich die drei Stehenden um.

Er nahm die Furcht wahr. «Wird man mich verhaften?»

«Gerhart Hauptmann verhaften?» Die Sekretärin blickte erschrocken. «Wer würde das wagen? Aber leise, Herr Doktor», riet sie.

Vielleicht sprach der Kranke leise genug: «Ich kenne die Schlünde und die Gipfelhöhen der Welt ... ich bin ... zumindest unter den Halbgebildeten einer der Namhaftesten. Was ich sage, ist Mensch. – Und nun dieser Abgrund, so, in allem drin. – Lasst mich doch sterben.»

Er sank in sich zusammen. Fieberte er? Ein paar Umstehende auf dem Bahnsteig spähten nach dem Geschehen.

«Nicht, Gert. Dein Bett, der Kamin. Nach Hause», Margarete Hauptmann hielt seinen Kopf und schmiegte die Wange aufs Haar. Ihre halb blinden Augen schloss sie für den Moment. «Dort sind wir sicher.»

Der Masseur, die Sekretärin wechselten einen höchst besorgten Blick.

«Schlesien wurde nie bombardiert», sagte die Gattin.

Kühle strich durch die Halle.

Neben dem Bahnhäuschen schon wieder andere Leute, aber weiterhin auch die Frau mit den Leuchtern im Rucksack.

Lange nachdem der Güterzug den Neustädter Bahnhof in Richtung Coswig durchrollt hatte, nahm die Unruhe auf dem Bahnsteig zu, Dösende erhoben sich von den Bänken, sie griffen ihr Gepäck fester und behielten andere Hamsterfahrer im Auge. Trotz der beschworenen Schicksalsgemeinschaft wurde gestohlen, bestochen, und Plünderungen nahmen zu.

«Zurückgetreten an Gleis zwei», sogar der Lautsprecher funktionierte. Das Deutsche Reich war noch nicht auf den Hund gekommen.

Von Erster Klasse konnte keine Rede sein.

Über die Plattformen der Waggons schoben sich die Menschen zu den Abteilen und den Holzsitzen. Die Buchstaben DR auf den grünen Wagenaußenseiten verwiesen eindeutig auf die Reichsbahn. An den Notbremsen und auf den Fensterrahmen standen allerdings zuoberst ausländische Warnhinweise. Erst nach dem slawisch anmutenden Buchstabengedränge mit fremdartigen Akzenten folgten *Nicht hinauslehnen*, dann *Ne pas se pencher dehors*. Da die verbündeten Ungarn selbst kaum auf ein Eisenbahnsegment verzichten konnten – überdies waren sie keine Slawen – , stammten die Waggons vermutlich aus requirierten Beständen der ehemaligen tschechoslowakischen Staatsbahn. Man quetschte sich hin, wo Platz war. Mit einer funktionierenden Heizung hatte ohnehin niemand gerechnet. Soldaten drängten zwischen den Zivilisten zu ihren Kameraden. Eine gebeugte alte Frau mit einer Kaffeemühle im Netzbeutel und eine Mutter, die zwei Kinder neben sich platzierte, wetteiferten mit fragendem und mit starrem Blick, ob dem Alter oder dem Nachwuchs der Platz gebühre. Die junge Mutter obsiegte, indem sie den Korb auf ihren Schoß stellte. Eine Choristin der Semper-Oper – das Haus war wie sämtliche Bühnen wegen des Kriegseinsatzes aller Kulturschaffenden vor einem halben Jahr geschlossen worden –, die in einer nun zerstörten Großbäckerei dienstverpflichtet gewesen war, lächelte zwischen unrasierten alten Männern und den Kopftüchern so selbstverständlich und bezwingend, als schritte sie mit den übrigen Sopranen zum Beifall an die Rampe. Ins Haar ihrer Nachbarin waren Löcher bis auf die Kopfhaut eingebrannt. «Sie Rindvieh, passen Sie doch auf!», schimpfte eine Frau, der jemand mit Holzsohle auf den Fuß getreten war. Der Herr entschuldigte sich bei der Jammernden. Niemand duftete frisch. Kleidung roch nach Qualm. Nur am Wagenende breitete sich ein Hauch von Kölnisch Wasser aus. – Wenigstens hatte die Luftwaffe laut allerlei Berichten und Meldungen auch die britischen Luftgangster, wie der Reichsmarschall sie nannte, in die Mangelwirtschaft gebombt, Englands Zufuhr über See dezimiert. Womöglich nippten sie nur noch im Buckingham-Palast echten Tee. Wenn Deutschland Not litt, so hatte es

zumindest Europa in weitem Kreis zuvor ins Elend gerissen. Kein Anrücken der Waggons verhiess die Abfahrt zu den Speisekammern der Bauern. Eine Dame mit Muff erläuterte ihrem Gegenüber: «Aber Sie kannten doch Clairon & Sohn in der Prager Straße. Unser Modeatelier wurde 1835 gegründet. Wir belieferten vordem auch den Hof.»

Es schien kaum möglich, Gerhart Hauptmann unterzubringen. Während seine Frau und Paul Metzkwow ihm die Trittbretter hinaufhalfen, erkundete Fräulein Pollak Gang und Abteile. Am besten, man bliebe gleich an der Tür auf den Koffern hocken. Nach vier, fünf Stationen mochte sich die Menge gelichtet haben. Wer reiste schon am 20. März 1945 zur Neiße? Und darüber hinaus?

Metzkwow trug den vogelgesichtigen Greis herein. Mit ihren trüben Augen erkannte Margarete Hauptmann die Schreibkraft ihres Gatten wohl am ehesten an deren hellem Glockenmantel. Frau Dr. Hauptmann schnippte andeutungsweise mit den behandschuhten Fingern. Annie Pollak reichte ihr den bewährten Schlapphut, unter dessen Krempe der heimkehrende Dichter verborgen bleiben konnte. Der Masseur, ein rettender Engel, hob den Zweiundachtzigjährigen auf sein italienisches Gepäckstück. Die Decke legte er ihm als Kissen in den Rücken. Margarete Hauptmann bezog stehend neben dem Gemahl Stellung. Ihr schlechtes Augenlicht schien die frühere Schauspielerin und Violinistin durch ein entschiedenes Auftreten wettmachen zu wollen. Rank und elegant im Nerz, eine Hand auf der Schulter ihres Mannes, brachte sie einige Mitfahrende an der Gangtür zum Verstummen. Ihre einstige Schönheit war der Siebzigjährigen anzusehen. Sie war grazil geblieben, war zeitlebens in der Ostseedünung vor dem Zweithaus auf Hiddensee, während der Frühjahrsaufenthalte an den oberitalienischen Seen und in Rapallo an der ligurischen Küste geschwommen. Im Sportiven – was die kulturelle Sphäre und die abendlichen Gastereien vielleicht zusätzlich belebte – hatte die zweite Ehefrau ihrem Gatten kaum nachgestanden. Gerhart Hauptmann hatte sich ziemlich regelmäßig auch in eisiges Wasser gewagt, hatte sich frühmorgens durch Bogenschießen ertüchtigt, wobei er einmal sogar splitterfasernackt von einem Gast überrascht worden war. «Noch nie den Adam gesehen?», hatte der Schütze gerufen. Der Vorfall wurde noch immer erzählt.

Und dann die Spaziermärsche, von Kindheit an bergauf, bergab und die Agnete entlang. Fast tauchte er wie der Berggeist unvermutet hinter einer Tanne, neben einem Granitfels auf und unterhielt sich mit den Einheimischen. Lange her, für die beiden ... Nun zupfte die Gattin einen Handschuh ab, die Pumps glänzten. Ihr Konterfei von Lovis Corinth als junge Geigerin, ein Meisterporträt, das Annie Pollak bewunderte, schmückte die Villa vor der Front – zartkluger Blick über die Violine hinweg, eine Wespentaille, ein langes duftiges Kleid mit herrlichen Farbtupfern. Wer so ausgesehen und charmiert hatte, der konnte später auch gelegentlich in schlichtem Rock und mit Strickweste der Köchin die Leviten lesen: «Es gibt Teig in Schlesien. Also sollte man auch Ravioli zustande bringen.»

Frau Dr. Hauptmann selbst konnte kein Ei trennen. Allerdings brühte ausschließlich sie ihm bei Tisch mit dem Glasgerät den Verdauungskaffee auf. Anfangs hatte Annie Pollak assistieren wollen, war aber eines Besseren belehrt worden: «Mein Mann ist an mich gewöhnt.»

Der Zug ruckte. Blieb stehen. War das ein höherer Wink?

Man sollte wieder aussteigen.

Die Rote Armee in Ostpreußen, ein Blutacker ... und nun bei Breslau.

An jeder Station konnte man den Zug verlassen. Und mit Sondergenehmigungen von Parteibonzen, von nur minimal belesenen Kreisleitern sich gen Westen durchschlagen und bei Bewunderern des Dichters in Bayern oder Holstein unterschlüpfen.

«Bald kannst du dich mit Fräulein Pollak wieder an die Arbeit machen.» Margarete Hauptmanns Miene blieb entschlossen. «Niemand wird dich behelligen.»

«Der *Christophorus* ist nicht fertig», vernahm man unter dem Hut hervor, «nur noch wenige Kapitel.»

«Siehst du. Es gibt viel zu tun. Und gegebenenfalls», flüsterte sie zu ihm hinunter, «bitten wir den bolschewistischen Generalkommandeur zu Tisch. Russen sind nicht so spießig wie Deutsche. Der Gauleiter hat noch einige Kisten Beaujoulais liefern lassen.»

Annie Pollak wurde himmelangst. Was ließ sich jetzt zu Ende denken? Womöglich war die Aussicht auf ihre Unversehrtheit, waren ihre Überlebenschancen gering. Der Aufbruch hatte wie ein immenses Wagnis angemutet. Aber vielleicht war es Irrsinn. Ihre Finger verkrampften sich in den Manteltaschen.

Neben ihr am Fenster behielt Paul Metzkow das Häuflein Greis beflissen im Auge.

«Kindchen», fragte es aus dem Pelzkragen zu ihr hinüber, «das Lunchpaket haben im Sanatorium doch Sie an sich genommen?»

«Mittagsbrot heißt das hier», rief ein stämmiger Mann aus dem Gang. Die Sekretärin lächelte entschuldigend für Frau Hauptmann. Auf deutschem Boden musste man von je damit rechnen, von anderen ungefragt zurechtgewiesen zu werden. Nichts ist recht, und keiner ist es einem. Es fehlte an geschmeidig freundlichem Durcheinandergleiten.

Solche Idee verpuffte augenblicklich.

«Selbstverständlich, Frau Doktor.»

Das neuerliche Rucken des Zuges wurde zum Rollen. Doch in die falsche Richtung. Einige Leute erschrakten, andere schimpften. «Wir werden rangiert.» «Wehrmachtstransporte haben nun mal Vorfahrt.»

Annie Pollak strich sich übers dunkle Lockenhaar. Sie brauchte Luft. Sie schob sich an dem Masseur oder Heilpraktiker vorbei und trat auf die Waggonplattform. Mit der Lok hinten verließ der Zug im ersten Dämmerchein die Bahnhofshalle und gelangte zwischen die Ruinen und dunklen Gebäude der Neustadt. Das geschwungene Kupferdach des Japanischen Palais war eingedrückt oder ganz verschwunden. Die Wagen wurden weiter zur Marienbrücke und halb über die Elbe manövriert. Zitternd kramte die Sekretärin eine Zigarette aus der Packung in ihrer blauen Handtasche. Ein gutes Stück; sie verdiente ordentlich bei den Hauptmanns, hatte den Kamelhaarmantel überlassen bekommen, man speiste in Agnetendorf wie in Friedenszeiten, die Arbeit war fesselnd, die Diktate und Reinschriften ließen sich bewältigen. Sie fand keine Zündhölzer. Vor sich hätte sie die Altstadt sehen müssen. Jenseits des Flusses erblickte sie eine flache Schwärze,

schwarzes Steingezack dazwischen, unregelmäßiges Gemäuer der Oper, der Gemäldegalerie mit dem Zwinger dahinter – Trümmer, vor der Brühlschen Terrasse spiegelten sich Fassadenfragmente im Fluss, die Kuppel der Frauenkirche war bald nach dem Angriff ausgeglüht in sich zusammengestürzt. Ihre Quader hatten wahrscheinlich weitere Menschen erschlagen – der Sachsenplatz, Deutschlands prächtigstes Wohnensemble ... nichts zu gewahren. Ein Rätsel, weshalb sich der Turm der Hofkirche weiterhin über der Wüstenei erhob. Hatten seine eleganten Säulenetagen die Detonationswellen durch sich hindurchfluten lassen können? Elbflorenz, nun Sperrgebiete, in denen Keller freigeschaufelt und nach Leichen durchsucht wurden. Einige der noch nicht abtransportierten Juden, hatte man gehört, waren auf ihrer Flucht aus der Glut am Stadtrand aufgegriffen und erschossen worden. Worüber hielt der feine Turm aus einer schönheitstrunkenen Zeit noch einsam Wacht? Seine Nachbartürme hatten ihn nur nicht mitgenommen. Wer das Weinen verlernt hat ... Er lernte es zuvor wohl an anderen Orten.

Was für eine Schande alles.

Die niedrigste aller Zeiten.

Sie lernte es wieder und wischte sich über die Augen.

Der Dichter war keine makellose Koryphäe, keinesfalls, er ließ sich von den Mächtigen hofieren, profitierte – bis jetzt – von deren Gunst – alles ein riskantes Geben und Nehmen –, er hatte erst vor wenigen Jahren wie berauscht oder im Rausch gereimt: *Ich sah mein Deutschland auf der Erde liegen, zertreten von verruchter Sieger Pack: heut aber waren wir und sind's, die siegen. So der Geschichte blutiger Schabernack.* Manches bei ihm so krude, unbesonnen, unwürdig. Doch dann hatte er ihrer Vorgängerin auch diktiert:

Das Heilige in jedem Sinn ist tot.

Du siehst dein großes Mutterland verschlickten
zum pestilenzialisch faulen Sumpf
und alles wahrhaft Edle drin ersticken.

Dem sogenannten Tiger ist's bequem,
die Höllenaugen drüber hin zu rollen:
Der Dampf der Äser ist ihm angenehm.

Den Thron Europens nimmt er ein, geschwollen
von Gift. Er speist mit einem blut'gen Latz
ein Hundsragout: von Hunden, doch von tollen.

Wem hilft's?

Sie wandte sich von der Brache und vom verzweifelt vornehmen Turm ab.

Immer weiter

Man hatte Glück.

Schon in Radeberg kletterten Hamsterer aus dem Zug und schwärmten in alle Richtungen davon. Bis Bischofswerda hatten sich die Waggon halbwegs geleert. Die Schaffnerin drang bis nach hinten durch. Und es grenzte an ein Wunder. Im mittleren Wagen, wusste sie, befand sich tatsächlich ein Abteil, das vom Sanatorium Weidner reserviert worden war. «Endlich ein Coupé.» Margarete Hauptmann atmete auf und bemerkte zum Masseur: «Schon vorm ersten Krieg sind wir im Kabriolett, das uns Mercedes geschenkt hatte, nach Florenz gefahren. Schmidtman hieß der zur Verfügung gestellte Fahrer. Eine einzige Panne bei Pavia. Unglaublich für damals.»

An der nächsten Station konnte man den Waggon zum reservierten Abteil wechseln. Paul Metzkw trug den Dichter. Ein Hitlerjunge half Annie Pollak beim Transport des nicht wenigen und nicht leichten Gepäcks. Dann hob der Pimpf den Arm zum deutschen Gruß. «Gute Reise», wünschte er. «Bald darf auch ich sterben.» War der kleine Sachse verrückt? Sekretärin und Masseur wechselten einen entsetzten Blick. Metzkw verstaute Koffer.

Bücher reisten stets mit, eigene, unbedingt Goethe, immer häufiger mystische Schriften von Konfuzius und Jakob Böhme, aus Schweden geschickte oder durch die Schweiz eingeschleuste neue Werke der Vertrauten und Kollegen Selma Lagerlöf und Ernest Hemingway. Bei den geordneten Reisen ehemals waren die Bücherkisten voraus expediert worden, oft quer über die Alpen. Im Sommerdomizil Seedorn auf Hiddensee genügte meist die dortige Bibliothek.

Dabei wurde in diesem Haushalt selten still gelesen. Lauter Vortrag im Kreise der Familie, vielleicht auch nur aus der Zeitung, war zwar landauf, landab eine übliche Abendunterhaltung. Doch das Rezitieren bei den Hauptmanns sprengte diese Dimension. Beim Frühstück wurden Lesefrüchte dargeboten. Zum Tee wurde laut vorgetragen. Und erst die Abendgesellschaften! Wurde nicht debattiert oder im Musiksaal konzertiert – Streichquartette Hadyns oder Improvisationen von Margarete Hauptmanns Bruder Max Marschalk –, dann kam irgendwann jeder Gast an die Reihe, ein *Nachtstück* von E. T. A. Hoffmann zum Besten zu geben, mit Lessings Lustspiel in der Hand die Liebeserklärung des Majors von Tellheim an Minna von Barnhelm zu deklamieren, Passagen aus den zuvor beim Umtrunk gestreiften Kindheitserinnerungen Maxim Gorkis vorzulesen. Und jede Darbietung konnte eine Rezitation aus dem nächsten im Hause greifbaren Buch nach sich ziehen, aus den Apokryphen der Bibel, dem Schlusskapitel von *Schuld und Sühne*. Ein Spottgedicht von Heinrich Heine führte zwanglos zu einer Szene aus Oscar Wildes Komödie *Lady Windermere's Fächer*, deren Wiedergabe mit verteilten Rollen kein Kinderspiel war. Aus dem Stand heraus sollte ein Gast oder Hausarchivar Behl als Lord Darlington glänzen: «Ach, Mylady, heute sind wir alle so knapp dran, dass die einzig erfreulichen Ausgaben Komplimente sind. Sie sind der letzte Luxus, den wir bezahlen können.»

Doch der flüssige Nachschub aus dem Keller flößte Schwung ein und lockerte die Zunge. Um die Gläser, Kerzenleuchter auf damastentem Tischtuch endeten Soireen fast immer mit Darbietungen aus den Werken des Hausherrn. Angesichts seines vieltausendseitigen und wahrlich facettenreichen, bisweilen widersprüchlichen Schaffens herrschte kein Mangel an Bühnenstücken,

autobiographischen Schriften, gedruckten Reden und Gedichten in sämtlichen Versmaßen.

Die Villa hallte wider vom Bekenntnis der Helene aus dem sozialen Sensationsdrama *Vor Sonnenaufgang*: «Die Arbeiter interessieren mich um ihrer selbst willen», oder von heiteren Gelegenheitspoemen: «Ein schöner Schein bricht in mich ein. Nicht mein, nicht dein, ein goldner Wein! –»

Der Dichter selbst vergewisserte sich durch dieses Privattheater seiner Arbeit, seiner Aufschwünge, Genieblitze und auch seiner morschen Phasen. «Nee, weg mit dem *Nibelungen*-Versuch. Obwohl ... wiewohl ein kühner Streich! Jetzt holt mir den *Bahnwärter Thiel*, wollen doch mal in meine Ursprünge hineinhorchen, die Geschichte von Grausamkeit und Liebe bei den kleinen Leuten. Im *Thiel* lebt das wahre Brandenburg: Sand, Schicksalsschläge, wenige Worte.»

Hauptmann selbst trug grandios vor, besonders nach Mitternacht manche erotische Auswuchtung seines Œuvres: «Doch lauter gellt Baubo, weist die strotzenden Brüste mir hin, in der Gabel der Finger, springt herum, und nun darf ich den mächtigsten Hintern bewundern, den sie, klatschend und lachend, sich haut mit der Linken und Rechten.» – Er strahlte unter seinem mächtigen Schopf, und man durfte sich sicher sein, dass das Zechgelage noch nicht zu Ende war. – Andächtig wurde die Runde, wenn die labyrinthischen Gespräche die mundartlichen Werke des Dramatikers streiften, gar seine Tragödie von den hungernden und revoltierenden schlesischen Webern, deren Notjammer der Dichter auswendig wiedergeben konnte: «Mir san halt gar blank derheeme. Da hab ich halt unser Hundl schlacht'n lassen.» Und Hauptmann schob den eigenen Teller beiseite: «Viel is ni dran, a war o halb d'rhungert. 's war a klee, nettes Hundl. Selbst abstechen mocht ich'n nich. Ich konnt' mer eemal kee Herze nich fass'n.» –

Nachdem alles verstummt war, zog man sich dann doch bald in die Zimmer zurück. Einzelne wälzten sich, die Backen der Nympe Baubo vor Augen, in den Schlaf. Andere Angereiste schlummerten nach dem geselligen Feuerzauber geradezu überirdisch bereichert unter den Daunen ein. Vielleicht hatten in diesem Bett unweit der kahlen Grate der Schneekoppe bereits Arthur

Schnitzler und Hugo von Hofmannsthal genächtigt. Solche Ahnung veredelte das Einschlafen.

Nur der Gastgeber stieg in seinen Turm hinauf, zu seinen Nachtmeditationen, den legendären Vigilien, dem einsamen Auf- und Abschreiten an Globus und Folianten vorbei. Kaum jemand erfuhr, in welcher Frühe er sich in seiner kargen Kammer ausstreckte. Dort kritzelte er Einfälle, Maximen und Traumfetzen auf die Wandfarbe. Ein großes Notizbuch, das kaum jemand zu sehen bekam.

So ging es zu im Riesengebirge.

Der Zug erreichte die nächste Station.

Letzte Hamsterer schwärmten aus.

Niemand stand mehr in den Gängen.

Hunde lieferten sich entlang des Wasserturms und des Stellwerks ein Wettrennen. Hühner flatterten hinter einem Lattenzaun gackernd aus dem Grasmatsch auf. Alle Fenster mit Verdunkelungspappe im Wohnriegel der Eisenbahner waren geschlossen. Doch soweit man es andernorts, auch in Dresden, wahrnahm, wurden die verkehrswichtigen Gelände wie auch Rathäuser bei den Luftangriffen präzise ausgespart. Eine flugtechnische Meisterleistung. Als ob die Alliierten bereits ihre künftige Streckennutzung und den Zugriff auf die deutsche Verwaltung durchgeplant hätten. Vom Fernsprecherhäuschen neben dem Stationsgebäude troff der Schneematsch. Die Anweisungen auf dem Blech über dem Münztelefon, das möglicherweise funktionierte, waren nur vage zu erkennen, aber allbekannt. *Achtung! Feind hört mit.* – Und natürlich: *Fasse Dich kurz!* – Wann hatte es begonnen, dass man von der Post, in öffentlichen Verlautbarungen, einfach geduzt wurde? Ein Grobianismus wie in einer Schlachthofgegend. *Fassen Sie sich bitte kurz, der Feind könnte mithören,* hätte es heißen müssen. *Wünschen Sie den totalen Krieg?* – Das ohrenbetäubende «Ja!» wäre gewiss schütterer ausgefallen.

Eine Stellwerkerin legte den Weichenhebel um.

Der Zug schleppte sich fort.

Auf Demitz folgte um viertel vor acht Seitschen/Lausitz.

Hauptmann wurde in die Abteilecke mehr oder weniger gebettet. Es war beklemmend, das eingefallene Gesicht mit spitzer Nase zu sehen. Den breitkremigen Stetson zog der Kranke sich selbst vom Kopf. Margarete Hauptmann strich ihm das Haar zurecht. Er äugte in die hügelige Landschaft: «Nur, nur noch ein paar Kilo, die sich auflösen», hüstelte er.

«Die Köchin wird dir Gutes zubereiten.» Seine Frau öffnete ihm den obersten Knopf der halshohen Weste.

Der Masseur trat zurück. Vor der Schiebetür murmelte ihm die Sekretärin zu: «Er war immer eine stattliche Erscheinung. Als Jüngling, wie es daheim Aufnahmen zeigen, sogar eine geheimnisvoll schöne Erscheinung. Sehr ernste Augen. Betörend geschwungene Lippen, üppiges Lockenhaar.»

«Er stammt aus einem Wirtshaus?» Metzkow erinnerte sich vage an einige Bemerkungen in Dresden.

«Gasthof mit Hotel in Bad Salzbrunn», erklärte Annie Pollak und wandte unruhig den Blick vom Elend im Abteil ab. «Schon früh ein ausgemachter Träumer. Und nicht immer eine schöne Geschichte», flüsterte sie: «Drei Brüder, eine Schwester. Der mit Abstand Älteste, der kaufmännische Georg, war früh außer Haus. Mit dem Nächstälteren, Carl, wurde Gerhart aufs Internat nach Breslau geschickt. Die Eltern meinten es gut. Er erzählt es immer wieder. Aber in ihrer Unterkunft bekamen beide Landkinder nur Essensreste vorgesetzt, hungerten und erfroren fast, mit Ungeziefer im Bett.»

«Meine Güte», wunderte sich Metzkow.

«Der Vater machte bankrott. Vorbei die Zeit, in welcher der Junge durchs Hotel stürmte wie durch ein Schloss und sich zwischen die Mägde und Fuhrleute in der Küche hockte, um mit ihnen begeistert aus einer dampfenden Schüssel zu löffeln. Spukgestalten im Haus, das Kommen und Gehen von Gästen, das Bodenständige prägten ihn. Seine Lebensgeschichte, Herr Metzkow, *Das Abenteuer meiner Jugend*, gehört zu den farbigsten Zeugnissen einer vergangenen Welt. Ich habe die Erinnerungen mit ins Reine geschrieben, und manches bleibt natürlich haften, zumindest sinngemäß.»

«Zum Beispiel?», fragte er.

Sie sann nach. «Ja», sagte sie, «zum Beispiel über das Essen: *Die ganze Prozedur der gelassenen Nahrungsaufnahme, bei der niemand, auch nicht die Kinder, im geringsten Ungeduld, Hast oder Gier zeigte, war bei uns zu Hause feierlich. Sie war beinahe selbst ein Gebet. Hier wusste man, was das tägliche Brot bedeutete, und der Instinkt entschied, welche Würde ihm zuzusprechen war.*»

«Schön», gestand Metzkow.

Sie klaubte, froh über die Ablenkung, weitere Bruchstücke der Erinnerungen zusammen: «*Ich ging nicht nur in den Weberhütten, sondern auch in den übrigen Werkstätten der Kleinen als ein Dazugehöriger ungehindert, ja unbeachtet aus und ein, ebenso auch in den einzelnen bis dahin versprengten Elendsquartieren der Bergleute aus dem nahen Industrie- und Kohlenbezirk.* – Und dann entsann er sich beim Diktieren: *Ich betrachtete einen Baum, ich beroch und berührte seinen Stamm. Ich stellte mit meiner Stirn seine Härte fest. Ich sagte: Nun ja, ich nenne dich Baum, ich weiß, du bestehst aus Holz, das brennbar ist, doch was du eigentlich bist, das weiß ich nicht.* – Solche Empfindsamkeit hat mich beeindruckt.»

«Zu Recht», pflichtete der Pfleger staunend bei. Er wirkte aufmerksamer, als es vielleicht zu erwarten gewesen wäre.

«Neben allen Abenteuern und Freuden, die er schildert», Annie Pollak nahm das Interesse gerne wahr, «widerfuhren schon dem Kind bedrängende Visionen, unglaublich. *Die Gesamtheit der Menschheit sah ich als Schiffbrüchige auf einer Eisscholle ausgesetzt, die von einer Sintflut umgeben war.*»

«Düster. Wir sind wohl schon schiffbrüchig. Und hoffentlich geraten wir nicht in die Sintflut.»

Solche Vorstellung versuchte die Sekretärin zu verdrängen.

«Ein Pendeln zwischen Aufschwung und Verzweiflung bei ihm», sagte sie. «Entweder wird man Treibgut oder, wie soll ich sagen, sein eigener Hauptmann. Er hisste auf der Scholle seine Flagge.»

«In seiner Umgebung wird man wohl dichterisch?»

«Von mir dürfen Sie nicht einmal einen Trinkspruch erwarten, Herr Metzkow.»

Beide lächelten.

Die Sekretärin und der Mittdreißiger hatten sich vor das Gangfenster gestellt.

Der gebürtige Berliner, wie er sagte, war einige Jahre jünger als sie und einen Kopf größer. Schlank, ja mager war er wie fast alle. Gewiss auch von Berufs wegen waren seine Hände kraftvoll und sehnig. Metzkow trug eine graue Hose, sein Jackett mit lederüberzogenen Knöpfen war durch einen Rückgurt leicht tailliert. Das volle braune Haar hatte er gescheitelt. Er stand recht selbstbewusst da, eine Hand um den Fenstergriff.

Annie Pollak stand es vor Augen, wie der Masseur in den Morgenstunden nach der Bombennacht in den Luftschutzkeller des Sanatoriums getaumelt war. Voller Asche, restlos erschöpft, Brandwunden auf der Haut ... Das Reservelazarett am Hauptbahnhof habe, brachte er vor, sofort einen Volltreffer abbekommen. Er sei dort Krankenpfleger. Er sei los. Wie alle anderen, die noch rennen konnten. Über die Elbwiesen, immer weiter, zwischen den panischen Menschen hindurch, über das Blaue Wunder. Im Sanatorium habe er mehrmals ausgeholfen. Die Geschichte mochte so stimmen.

Er hatte sich auf eine Pritsche sinken lassen. In der Hosentasche hatte der Flüchtige noch seine goldene Armbanduhr gefunden. Alles Übrige samt seinen Papieren war mit dem Lazarett verbrannt.

Ein Krankenpfleger? Nun beinahe lebenswichtig für den fast gelähmten Dichter. Schon die ersten Massagen und Übungen hatten ihn wieder beweglicher gemacht. Doch eines war klar: Sogar für die Hauptmanns würde es in der Krisenlage schwierig werden, einen offenbar volltauglichen Mann, der sofort zur Sturmstaffel hätte eingezogen werden können, als für die Heimat unabkömmlich gestellt zu bekommen. «Probieren wir's gar nicht erst», hatte Metzkow erklärt: «Ich gehöre zu Ihrem Personal. Wer wird da fragen? Ich bringe Sie wieder auf die Beine. Und dann sehen wir weiter.»

Das alte Paar hatte sich auf den Vorschlag eingelassen. Und sogar ein Monatssalär vereinbart.

Was konnte ihnen passieren?

Der Masseur betrat nicht einmal den Park des verwaisten Sanatoriums. Nur eine betagte baltische Baronin ließ sich Grütze und Tee aufs Zimmer bringen. Metzkwow behandelte seinen Patienten drei Mal täglich und bald auch Frau Dr. Hauptmann. Er erwies sich als vorzüglicher Therapeut mit umfassender Heilkenntnis. Zuvor hatte er in der Ukraine und andernorts schwer verwundete und amputierte Soldaten umsorgt.

Das Grau über der Lausitz hellte sich unmerklich auf.

Lokdampf quoll vorbei.

Der Zug ratterte über ausgefahrene Gleise. Der Griff der verplombten Notbremse wackelte wie im eigenen Rhythmus.

«Ich muss mehr über ihn erfahren», erklärte Metzkwow.

«Ja, sein Leben ist interessant.» Annie Pollak hielt inne. Hatte sie dem Fremden – vielleicht Uhrendieb, Deserteur, ein Denunziant? – schon zu viel preisgegeben?

«Ich will mich auskennen.» Metzkwows fordernder Blick beruhigte nicht gerade.

«Worin denn auskennen?»

«Einmal hat er mich wahrscheinlich gerettet.»

«Wovor?», fragte sie.

«Wollen Sie etwas von klaffenden Wunden, abgerissenen Beinen, zertrümmerten Schädeln, den verstümmelten Vätern und Söhnen hören? Bald gibt es keine anderen mehr.»

«Nein», wehrte sie ab.

«Er muss leben. Unbedingt.»

«Ja», gestand sie sofort. «Ich weiß sonst nicht, wohin.»

«Eben.» Auch Metzkwows Hals zeigte kräftige Adern. Vor Not und Sehnsucht hätte sie den Mann umschlingen wollen.

«Vor neunzehn Jahren wurde ich als Zofe angestellt. Mit diversen Aufgaben.» Sie war dankbar, auf solche zivilen Begebenheiten zu kommen: «Nach einiger Zeit habe ich Frau Jungmann abgelöst. Eine perfekte Sekretärin und Übersetzerin. Jüdin. Trotzdem hat der, nun, nationalsozialistisch

lupenreine Dichter Rudolf Binding sich so restlos in Frau Jungmann verliebt, dass er sie zu sich ins Bayerische holte. Nach Bindings Tod scheint Elisabeth Jungmann nach England entkommen», Annie Pollak räusperte sich, «gereist zu sein.»

«Sagen wir», der Pfleger schien etwas abzuwägen, zu überschlagen, «ein gutes halbes Jahr mindestens ... natürlich gerne auch länger muss er noch leben.»

«Aber ja», pflichtete sie beinahe empört bei und maß den recht geschmacklos kalkulierenden Begleiter.

«Selbstverständlich soll er so schöpferisch, heiter und berühmt bleiben wie möglich», lächelte er nun ganz ungezwungen. «Dafür bin ich ja engagiert.»

Musste sie dem alten Ehepaar etwas über dieses Gespräch mitteilen? – Dass er ihm Gesundheit wünsche?

Die Gegend wurde hügeliger. Gehöfte lagen verstreut zwischen den Feldern. Manche Aussaat grünte schon matt zwischen Tauwasser und Weggesträuch. Das angestammte Land der Sorben. Ihre Trachten mit üppiger Spitze und Hauben erblickte man auf keinem Kalender, keiner Grußkarte mehr; ihre Sprache war verboten. War das kleine Slawenvolk noch am Leben? Selbstverständlich waren auch nicht alle Sorben reizend. Ehebruch, Erbschleicherei, sogar Kindsmisshandlung da und dort, gelegentlich Neigung zum Likör. Wie bei allen Menschen.

Ein Rindergespann zog einen Pflug. Pferde waren offenkundig requiriert. Die Bäuerin selbst trieb die Kühe durch die Furchen. Am Weg beim Bahnübergang hievten Männer Milchkannen auf ein Holzgestell. Einer der Landarbeiter hatte einen dunklen Lockenschopf wie ein Franzose ... Bretagne, Paris, Gefangener von der Côte d'Azur ... kaum vorstellbar, dass es unerreichbar fern jene Palmenküste gab. Seit gut einem halben Jahr ohne deutsche Besatzung. Die Geschützbatterien hatten die Invasion nicht aufgehalten. Vor den Strandbunkern lief wieder friedlich die Brandung aus. Spazierten die Franzosen in der Frühlingssonne, erledigten ihre sicherlich noch bemessenen Einkäufe, genossen sie die Blütenpracht in den Parks entlang der Promenade? Bereiteten sich die Luxushotels neuerlich auf erste internationale

Gäste in Zivil vor? Vormalige Stammkundschaft aus den USA und Brasilien. Das Minensuchboot vor der Mole von Antibes drehte ab. Unter den Sonnenschirmen der Cafés nahmen Damen Platz. Am Kiosk schob der Zeitungshändler die *Times* zwischen den *Midi Libre* und *Le Monde*. Am Markt Radfahrer und Laufkundschaft mit Sonnenbrillen ...

Die Wolkendecke über dem Lausitzer Land blieb dicht.

Die Fremdarbeiter, die den Milchkarren zogen, schienen sich über den Zug zu wundern. Vielleicht, weil nach der Schlacht östlich von Görlitz und dem Zurückdrängen einer russischen Armeespitze wieder Personenverkehr in Richtung Oder und Neiße unterwegs war. Verstohlen winkte eine Reisende vom Gangfenster. Draußen ballten sich Fäuste.

«Herr Matzke, helfen Sie mir doch mal.» Von der hellen Stimme Margarete Hauptmanns fühlte sich Paul Metzkow sofort gemeint: «Machen wir's ihm bequemer.» Im Abteil bewältigte der Helfer die kleine Mühe allein. Er hob die Beine des Dichters auf die tschechoslowakische Holzbank und wickelte sie in die Wolledecke. Leichte Abwehrgesten des Alten gegen die Bemutterung musste er abtun. Metzkow bestaunte das wunderbare Schuhwerk des Mannes, weiches schwarzes Leder, hochgeschnürt. Auch Hauptmanns Anzugstoff war feinste Friedensware oder stammte aus speziellen Quellen. Unter dem langen Jackett, eher schon ein Gehrock, glänzte die goldene Kette der Taschenuhr. «Danke, Matzko», stöhnte der Poet. Er ließ sich in die Fensterecke zurücksinken. «Bald Bautzen», munterte der Helfer auf. «Ein Se-Segen, dass Sie da sind», Hauptmann lächelte, «sonst wären Sie vielleicht schon in den Fleischwolf geraten. Daheim bekommen Sie das Südzimmer. Da haben Sie Ausblick über das Agnetetal bis Warmbrunn und fast nach Hirschberg hin. Die, die Bäume um Wiesenstein sind freilich gewachsen. Ich, ich wollte die Natur nie beschneiden. Die Kiefern habe ich vor fünfzig Jahren eigenhändig gepflanzt.» Er ächzte. «Wiesenstein ist rundum meine Festung in Saus und Graus. Wird aus dem Tempel ein Mausoleum werden? Es sei. Als Teil des Schlammes sind wir im Schlamme fo-fortbewegt.»

«Aber Gert», beruhigte seine Gattin, deren Pelz in der zugigen Kühle vielleicht erstmals gänzlich seinen Sinn erfüllte. Auch der hochgeschlagene

Kragen wirkte jetzt ausschließlich dienlich. Die weiße glatte Ponyfrisur verlieh ihr einen Anflug von Strenge und gealterter Mädchenhaftigkeit zugleich. Von ihrem Platz aus behielt sie den Gatten im Auge.

«Keine Säge wird meine Kiefern bluten lassen», brachte er stockend hervor. – «Endlich wieder heiles heimatliches Gemäuer. Das muntere Meisenspiel am Vogelhaus. Wenn es keinen Strom gibt, werden wir Fackeln blaken lassen.»

«Weshalb sollte der Strom ausfallen, Gert?»

«Mei-meine Köchin sollte immer rund und gut im Fleisch sein. Von einer mageren Suppenrührerin steht nichts zu erwarten. – Vielleicht hätte es als Warnung dienen müssen», murmelte er über seiner Westenbrust, «dass er, er in Berlin und in seinem Befehlsbunker nur Gemüse kaut. Wer auf Lauch und Rettich schwört und die Markklößchen in der Brühe scheut, der lässt die Fülle des Lebens, das Flirrende und Bresthafte nicht gelten. Will es austilgen.»

«Gert, ein Führer muss klar bei Kräften bleiben.»

«Churchill säuft. Alexander der Große hurte mit den Knaben Babylons. Der Alte Fritz mit preußischen Adjutanten bei der Morgenschokolade. Sie schöpften aus den Lenden Kraft. Gewannen durch Schwänze in Löchern primäre Energie. Und Ju-Jubel.»

«Gert!»

«Selbst Queen Victoria, die gestrenge, gebar nach der Lustbejahung vierzehn Mal. Fürs Leben braucht es eher die Öffnung als den Abscheu.»

«Ruh dich jetzt aus. Ordnung ist genauso wichtig. Seien wir froh, dass die Reichsbahn fährt.»

«Na, na, nee, nee», fügte sich der Alte. Das spitzige Gesicht hatte sich belebt, aber es wurde wieder weißer, wächsener.

«Es liegt ihm nicht, sich aufzubäumen, und es tut ihm nicht gut», beschied leise Frau Hauptmann.

«Es bleiben nur Trauer und der Tod», schien eine Antwort sein zu sollen. Er keuchte. Ereilte ihn noch vor Hirschberg, der Endstation in Niederschlesien, durch ein Herzversagen sein Ende? Der Krankenpfleger setzte sich neben seinen Patienten. Besorgt musterte er das alte Paar, dem vielleicht soeben

bewusst geworden war, dass es in nicht ferner Zeit auf immer voneinander würde scheiden müssen. In solche Gefühle, in eine ahnungsvolle Verzweiflung, in das Spähen des Seelenauges nach einem Trost, mochte und konnte sich ein Dritter und Jüngerer kaum einfühlen. Frau Hauptmann fingerte an ihrem Zigarettenetui, doch sie bezwang ihren Drang zu rauchen. Sie war mit «gnädige Frau» oder schlichter als «Frau Doktor» anzureden, wenngleich sie ihren Mann bei seinen Ehrenpromotionen nur begleitet hatte. Der Dichter trug den Ehrendoktorhut mehrfach; die Sekretärin hatte die geschätzten Würdigungen aufgezählt, Doktor von Oxford, von Leipzig, von Prag, Doktor der Columbia-Universität in New York. – Wo hatte eigentlich Doktor Goebbels, neben Wirtschaftsminister Doktor Funk eines der Regierungsmitglieder mit akademischem Abschluss, ging es Metzkow kurz durch den Kopf, seinen Titel erworben? Reichsfinanzminister Schwerin-Krosigk war Graf und hatte, wie man wusste, bereits unter den Kanzlern der Demokratie gedient. Genügte die preußisch-adelige Herkunft und die Erfahrung, um der jetzt schon wahrscheinlichen Verschuldung bis in die zehnte Generation entgegengusteuern? Solides Wirtschaften sah anders aus als im Tausendjährigen Reich. Daran dachte im Kriegsfuror fast niemand: Vielleicht besaß Deutschland durch astronomische Rüstungsausgaben bis ins nächste Jahrtausend nichts mehr. Erheblich länger nichts, als es durch die Schuldforderungen im Vertrag von Versailles gedroht hatte. Jede Patrone kostete, zerstörte Städte ... Hinterbliebenenrenten. Überhaupt die Regierung. Von den meisten Ministern und ihren Ressorts, Dorpmüller für den Verkehr, Ohnesorge für die Post, Rust Wissenschaft und Volksbildung, vernahm man gar nichts. Sah und hörte die Herren nicht. Tagte unter Vorsitz Hitlers noch eine abwägende Ministerrunde? Existierte der Reichstag, zumindest pro forma, noch? Oder war die wie auch immer geartete Volksvertretung abgeschafft? Metzkow wusste es nicht, und schon die Nachfrage konnte gefährlich sein. Das Staatsbudget 1945 mochte verabschiedet worden sein. Doch wo und von wem? Das Volksvermögen und seine jeweilige Verwendung lagen völlig im Dunkel. In hoch besoldeten Staatsämtern mästeten sich Bankrotteure. Auch andere waren Verschwender gewesen, hatte der Masseur in Dresden wahrgenommen.

August der Starke hatte für Geschmeide, Feste, Frauen und den Zwinger die Taler strömen lassen. Von den neuen Sachwaltern Deutschlands war der Traumbau der Pulverisierung zugeführt worden. Nur das konnten sie. Man wusste nichts übers Innere des Staates, außer dass es die Partei war. Ein finsterner Tanker manövrierte ohne Luken und Kontakt zur Außenwelt. Was für ein Regime, eine Verbrecherclique an der Spree. Roland Freisler, der Henker des Volksgerichtshofs, prägte sich durch seine Häme: *Unterbrechen Sie mich nicht, Sie Lügner, unter der Schafottklinge wird das Gekreine eines Volksschädlings verröcheln*, schärfer ein als sein Justizminister, dem die Rechtspflege oblag. Allerdings ließ sich Otto Georg Thierak, ein Planer der Sippenhaft, nur in Schafstiefeln ablichten. – Man war ans Ruppigste gewöhnt. Man sehnte sich nach ... Licht, Sanftem, Frieden, Wärme, Wohlfahrt, Freundlichem.

Paul Metzkwow war froh, nicht mehr im heimischen Berlin und nicht im Reservelazarett zu sein.

«Nehmen Sie doch einen Schal meines Mannes», empfahl Frau Hauptmann und deutete zur Gepäckablage. Da er beim Kofferpacken assistiert hatte, zog Metzkwow das Seidengewebe aus der richtigen Tasche. Ein so edler Stoff hatte noch nie seinen Hals gewärmt. «Dunkles Bleu steht den meisten Männern.» Was nahm die sehbehinderte Frau von ihm, von der Landschaft wahr? Vermochte sie, auf dem Bild unter der Gepäckablage die Burg vom Fels zu unterscheiden?

«Frau Doktor?»

«Bitte?» Sie sah ihn an.

«Ich erwähnte in Dresden, dass ich meinen Arbeitsbereich von der Pflege und Massage auf das Heilpraktische insgesamt ausdehnen will.»

«Das sagen Sie sehr schön.»

«In Ihrem Umfeld, Frau Doktor, versucht der Mensch, sich passabel auszudrücken.»

Sie blickte verschmitzt: «Das wäre eine erfreuliche Wirkung unseres literarischen Ambientes. Immerhin eine, mitunter eine unmerkliche. Menschen, die sich passabel ausdrücken, sind nicht die besseren. Aber es

gelangt doch mehr Vielfalt ins Ohr und eine wünschenswerte Präzision. Unsere Köchin grunzt oft. Das führt gedanklich nicht weiter. Nun, das Fluidum von Frau Guth sind Saucen. Oder Soose, wie sie sagt.»

Metzkow räusperte sich. Mit dieser Lektion hatte er nicht gerechnet.
«Hauptsache, es schmeckt.»

«Wie bitte?»

«Sie Ihrerseits, gnädige Frau, hatten erwähnt», bemühte er sich um den gewünschten Ton und setzte sich wieder, «dass die Augenheilkunde Ihnen nicht fremd ist.»

«Nicht fremd, junger Mann?» Margarete Hauptmann neigte sich ihm fast herausfordernd entgegen. Hatte er zu Privates berührt, und riskierte er ihr Wohlwollen?

«Beide Netzhäute lösen sich ab. Seit vielen Jahren.»

«Das ist schlimm.»

«Fürwahr. Vom Blatt kann ich längst nicht mehr spielen. Die Partituren sind für mich ein graues Gewirr.» Sie setzte wohl voraus, dass ihre ursprüngliche Laufbahn als Konzertgeigerin geläufig war. «Die Ohren sind intakt geblieben.»

«Von Augenkuren, denen Sie sich unterzogen, war im Sanatorium die Rede. Ich habe nie erfahren, was Augenkuren sind. Die Prozedur klingt beinahe angenehm. Entspannen sich die Iris, die Pupille, regeneriert sich die Membran, indem der Patient möglichst gedankenlos ins Grüne schaut? Von einer Terrasse aus? Oder ist er dazu verdammt, Heilungsphasen in einer Dunkelkammer zu verbringen? Ich frage aus Interesse.»

«Das ist der Sinn von Fragen. Weder Schauen ins Grüne noch Sitzen im Finstern, Herr Matzke.» Sie wirkte wieder wohlmeinender. «Die wirkungsvollsten Augenkuren absolvierte man ... in den Dreißigerjahren ... im thüringischen Bad Liebenstein beim Ophtalmologen Maximilian Graf von Wisner. Die halb blinde Crème Europas fand sich bei ihm ein. Wir logierten im Kaiserhof. Wisner hatte sein spezielles Können durch die Behandlung von Gasopfern im ersten Krieg erworben.»

«Keine Operationen?»

«Wie denn? Die Netzhaut ist zu empfindlich. Wisser behandelte sie homöopathisch. Kompressen mit einer milden Tinktur von Zitronenmelisse wirkten Wunder. Als er nach Bad Eilsen am Teutoburger Wald überwechselte, folgten ihm alle dorthin. Sie wissen, dass der Fürstenhof in Eilsen eines der vorzüglichsten Hotels Europas war?»

«Nein.»

«Das ist auch zweitrangig. Meine Kuren bedeuteten auch für meinen Mann Erholungspausen. Ich ruhte auf meinem Liegestuhl zwischen Herzoginnen, Lords und polnischen Gräfinnen, wir alle mit Kompressen auf den Augen, und ich grübelte dummes und weniger dummes Zeug. Er konnte im Fürstenhof ungestört seinen *Till Eulenspiegel* diktieren.»

«Erholung?»

«Meinen Sie, sein Ingenium steht still? – Wir haben daheim gewiss auch Werke von Paracelsus, aus denen Sie naturkundliches Wissen schöpfen können.»

Der Pfleger fühlte sich wieder vertrauensvoll in den Kreis der Reisenden aufgenommen.

«Es hängt noch Dresdner Luft im Coupé», merkte Frau Hauptmann an. «Das Brandige ist kaum zu ertragen.»

Vor einem Dorf musste sie zumindest einen dunklen Fleck gewahren, der sich langsam bewegte. Ein mit schwarzen Federn geschmückter Leichenwagen, eine Trauergemeinde hinter dem Einspanner. Der Kirchhof mochte hinter der Hügelwaldung liegen. Jemand war wahrscheinlich in seinem eigenen Bett gestorben. Welches Privileg und Totenidyll in dieser Zeit.

Fräulein Pollak lehnte im Türrahmen. Gerhart Hauptmann schien zu schlafen. «Einen Imbiss? Das Lunchpaket?», fragte die vormalige Zofe leise. Da kein Widerspruch erfolgte, holte sie aus einer Tasche das Päckchen der Sanatoriumsküche. Auch schon angeschrumpelte Äpfel waren mitgegeben worden. Sie schnürte das bräunliche Einwickelpapier auf. Margarete Hauptmann lehnte sofort und vorerst ab. Paul Metzkow und Annie Pollak griffen zu und bissen in das Obst. Wie üblich klebten und knirschten die Stullen beim Kauen. Das feuchte Brot schmeckte nach Kartoffelbrei, wenn

nicht Sägemehl. Weiße Stückchen in der Ersatzwurst waren knorpelig hart. Immerhin dampfte aus der Thermosflasche, die Annie Pollak schon für die Hinfahrt aus Agnetendorf mitgenommen hatte, heißer Muckefuck. Margarete Hauptmann trank einen Schluck, danach mussten sich der Masseur und die Sekretärin den Schraubbecher teilen. Über ihrer Anhöhe zeichneten sich die dick runden und spitzen Türme Bautzens ab. Margarete Hauptmann wollte die Aussicht so gut es ging genießen.

Die geschachtelte Stadt hinter den Festungsmauern wirkte beinahe toskanisch. Sonnenstrahlen, die das Gewölk durchdrangen, überflossen Dachschindeln. In Sichtweite von getarnten Panzern auf Flachwagen verlangsamte der Zug seine Fahrt. Kam zwischen Weichen zum Halten. Kesselwagen mit Treibstoff für den Osten hatten Vorfahrt. Tiefflieger fänden hier lohnendere Ziele als auf freier Strecke; im Nu konnte ein neues Inferno aufflammen. Aber wie sollte man sich schützen? Sich zur Flucht an die Tür stellen, sich ducken? Doch plötzliches Motorengeheul so weit im Südosten? Bis jetzt hatten Schlesien und die Lausitz als Luftschutzkeller des Reiches gegolten. Unter Rumpeln im Takt entfernte sich das hintere graue Kesselrund ... Vielleicht war noch nichts entschieden, empfanden womöglich manche im Zug: Noch ungeheure Massen an Material lieferte das ausgelaugt erscheinende, wie restlos zermürbte Deutschland. Angesichts von Nachschub aus den Winkeln des Landes, einigen Hochöfen, die über Nacht wieder befeuert worden waren, und aus unterirdischen Werkstätten in Gebirgen, von denen die Rede war, mochte der Feind von seinem Anrennen und seinem Bomben ablassen. Und es konnten Friedensmöglichkeiten sondiert werden, ließ sich hoffen. Die Gefangenen würden ausgetauscht, die Zwangsarbeiter verabschiedet ... und was sich in den Konzentrationslagern zugetragen hatte – wer wusste darüber Bescheid? – und womöglich noch zutrug ... Die Forderung der Alliierten nach bedingungsloser Kapitulation – welche Anmaßung vor geraumer Zeit – mobilisierte alle Gegenkräfte. Nach einer Rückeroberung der flämischen Küste würden von dort wieder die neuen Fluggeschosse abgefeuert werden und in London einschlagen. Aber es ließe sich doch, auch nach manchen Völkerrechtsbrüchen, Untaten und Verwüstungen, die im deutschen

Namen geschehen sein mochten, über alles einvernehmlich verhandeln. Wie ehedem stets. Beim Diner im Dezember mit Gauleiter Hanke, entsann sich Margarete Hauptmann, hatte dieser anklingen lassen, dass 1939 keineswegs polnische Provokateure den deutschen Sender in Gleiwitz angegriffen hatten, sondern dass eine als Polen getarnte deutsche Spezialeinheit vorsätzlich und nach präzisiertem Plan den Zweiten Weltkrieg ausgelöst habe.

Das konnte nicht sein, empfand sie. Unausdenklich. Die Frage nach der Schuld würde sich vollständig umkehren.

Polen war der Aggressor. Deutschland hatte die bis jetzt und bis nach Bautzen reichenden Konsequenzen gezogen.

Was für widerliche Gedanken insgesamt. Margarete Hauptmann ekelte sich vor dieser Zeit, die leider nun auch ihre Zeit war.

Der Mensch war in ein blutiges Räderwerk größter Dimension geworfen. Das war nicht zu verkraften.

Beim Signalmast ließ ein Bahner mit hochgewinkeltem Arm den Panzertransport passieren.

Am Bahnhof stieg kaum jemand ein oder aus.

Eine Stunde Aufenthalt wurde verschlummert.

Schäbige Häuser.

Seit sechs Jahren keine Farbe.

Im Sitzen gefror man. Die Dichtergattin gesellte sich zu Sekretärin und Masseur auf den Gang. Metzkow gab den Damen Feuer und zündete sich selbst eine Zigarette an. Vielen Abteilen entquoll Rauch. Im eigenen Coupé sank der Kopf des Dichters mit dem Rütteln des Waggons zur Seite. Nach einem Moment des Erschreckens beruhigte sein Räuspern. «Er schläft sich zu Kräften», wünschte sich seine Frau. «Dresden», wandte sie sich zu Metzkow, «war mehr als ein Kunstjuwel für ihn. Auch deswegen dieser Zusammenbruch.»

Fräulein Pollak konnte die Auskunft ergänzen: «Er war ursprünglich Bildhauer.»

«So wird Herr Metzkow das nicht verstehen», beschied die Gattin, «aber alle Zusammenhänge seines Lebens wird nie jemand aufschlüsseln können. Sein Werdegang und seine Seele sind einfach zu: vielfältig. Zu reich», fügte sie an.

Die jüngere Kennerin des Hauses nahm einen neuen Anlauf: «Herr Doktor Hauptmann –»

«Doktor war er damals noch nicht.»

«– schwankte lange zwischen der Poesie und dem Wunsch, ja, ein neuer Michelangelo zu werden.»

Diesen Vergleich duldet die Gattin angenehm verwundert. Metzkow lauschte. Bis vor wenigen Tagen hatte er vorwiegend mit Verwundeten, Prothesen und allmählich fehlendem Morphium zu tun gehabt. Hier tat sich eine völlig andere, verlockende Welt auf.

«Herr Dr. Hauptmann», erzählte Annie Pollak, «war im heimatlichen Salzbrunn zur Schule gegangen. Dann, wie ich schon sagte, unter vielen Entbehrungen in Breslau. Dort wie hier verspürte er einen instinktiven Hass auf den Drill in den preußisch-schlesischen Schulen und auf die hemmungslose Bevorzugung von Schülern aus sogenannten besseren Familien. Die Bürgerkinder wurden gezüchtigt, die hochwohlgeborenen Kinder brauchten bei den Prüfungen fast nichts zu wissen.»

«Sein früherer Gerechtigkeitssinn», flocht die Gattin ein.

«Obendrein mochte er von Kindesbeinen an Verrückte.»

«Würden Sie das so sagen, Fräulein Pollak?»

«Er hat es oft berichtet. Und diese Neigung gehört zu seinen ... Eigenheiten. Im väterlichen Hotel, bevor es bankrottging, arbeitete ein eleganter junger Kellner namens Fritz oder Jean. Dieser Schönling stellte sich zwischen dem Servieren immerfort vor einen Spiegel, glättete sein Haar, wischte sich übers Frackrevers und sprach dazu: Ich habe ein Geheimnis entdeckt. Der junge Gert, wenn ich ihn so nennen darf, fand diesen Angestellten ganz und gar faszinierend und war begierig, jenes Geheimnis des Kellners zu erfahren. Das gelang aber nicht. Stattdessen kam es in dem kleinen Kurort plötzlich zu einem Skandal. Kellner Jean oder Fritz war einer Generalsgattin beim Spaziergang

buchstäblich auf den Rücken gesprungen und hatte sich dann neben der fast zu Tode schockierten Dame über die Straße gewälzt. Mitsamt seinem Geheimnis wurde der Beau in ein Irrenhaus eingeliefert. Dieser Einbruch von Wahnsinn ins übliche Geschehen beeindruckte den jungen Gert zutiefst. Man möchte sagen, seine Seele öffnete sich der unberechenbaren Vielfalt der Schöpfung.»

«Eine herbe Geschichte», gestand der Krankenpfleger, «ich habe auch Verrückte erlebt, aber ich glaube, bei mir hat sich nichts geändert.»

«Das ist eben der Unterschied», stellte Frau Hauptmann, die ihn dabei von unten ansah, fest.

«Und es wissen die wenigsten», fuhr Fräulein Pollak fort, «Jahre später – auf Breslau und Dresden kann ich zurückkommen – durchlebte er eine wahre Gier, absonderliche, wahnsinnige Menschen zu erkunden. Als Zwanzigjähriger trieb er sich auch in Zürich herum, alles vor der Jahrhundertwende. Er war völlig versessen darauf, sich in das Wesen der Irren in der berühmten Anstalt Burghölzli zu vertiefen. Einen bleibenden Eindruck hinterließ eine junge, raubtierhafte Frau, die von nichts mehr Notiz nahm, aber sich unversehens an die Gitterstäbe des Fensters hängte, laut die Sonne, die Planeten und andere Himmelskörper anrief und in unfasslicher Einsamkeit durch den Weltraum geschleudert zu werden schien.»

«Vor dem Schaurigen ist er nie zurückgeschreckt», betonte Grete Hauptmann.

«Den Dichter Georg Büchner kennen Sie womöglich nicht, Herr Metzkow», fuhr Fräulein Pollak fort. «Gehört, in Berlin, meine Schwester ist Bibliothekarin.» «Aha», merkten die beiden Frauen anerkennend und erfreut an. Metzkow zuckte die Achseln: «Sie ist's. Nicht ich bin's. Aber man bekommt in Berlin ohnehin vieles mit. Wenn de keen Piesepampel bist.» Die Damen stutzten. «Ich meine, völliger Versager.»

Annie Pollak bemühte sich, wieder ihren Bericht aufzunehmen: «Büchner, auch ein getriebenes Genie, das den Elenden sein Mitgefühl schenkte und die geschundene Kreatur den Satten und den Selbstgerechten gegenüberstellte. Büchner darf derzeit natürlich nicht aufgeführt werden. – Nun, in Zürich war Gerhart Hauptmann einer der Ersten, am Grab des aus Deutschland geflohenen

und früh verstorbenen Büchner einen Kranz niederzulegen. Er huldigte dem damals vergessenen Dichter der Armen, und er kam selbst zu dem Schluss: Meine Freunde und ich, wir sind ja selbst Soldaten, die gegen Jammer und Elend der Menschheit ins Feld ziehen! Das Paradies gehört aus dem Jenseits ins Diesseits.»

Metzkow nickte beeindruckt. Welcher Anspruch des damals jungen Mannes, der jetzt greisenhaft und zu Tode siech auf eine Coupébank gebettet lag.

«Wunderbar, ein Mann der Gerechtigkeit in diesem Land.» Der Berliner wagte sich mit gedämpfter Stimme weit vor und blies Zigarettenrauch zur Gangdecke. «Und er hilft den Elenden?» Metzkow rätselte spürbar, weshalb ein Idealist, der Wahnsinnige in seinem Kosmos empfing und sich für die Geschundenen einsetzte, nun mit einer Sondergenehmigung der Gauleitung zu seiner Villa unterwegs war. Margarete reagierte gereizt: «Mein Mann lässt sich auf keinen Standpunkt festlegen, er ist ein Allgeist, von unerschöpflicher Ausdruckskraft.»

«Wer kennt ihn nicht, gnädige Frau?»

«So soll es sein», sagte sie, «und applaudiert seinen Werken. Schulklassen lernen seine Gedichte auswendig. Doch was weiß der Einzelne von ihm? Sein Überseeroman *Atlantis* nahm den Untergang der *Titanic* um zwei Jahre vorweg, *Atlantis* wurde zur Vorlage für einen der aufwendigsten Stummfilme. Dem Leiden, dem geistigen Abenteuer, dem Respekt vor dem Verletzlichen und seinem Deutschland ist mein Mann verpflichtet.»

Die Zurechtweisung hatte der neue Angestellte keineswegs herausfordern wollen. Durch die Andeutung eines Zweifels am humanen Tun und Denken Gerhart Hauptmanns konnte er sich womöglich den Laufpass einhandeln. Und bereits vor Görlitz wieder ein Kandidat für die Feldjäger oder die SS sein.

«In Gerhart Hauptmann ruht das Gute», statuierte die Gattin.

Wie war das zu verstehen?

«Unbedingt», erwiderte Metzkow aufs Geratewohl.

Im Gang war es scheußlich zugig.

Der Pfleger spürte vertrackte und sehr ungewohnte Dinge auf sich zukommen. Die Realschule hatte er absolviert, er war mit Freundinnen ins Kino gegangen – *Friedrich Schiller. Triumph eines Genies* mit Horst Caspar und einer Riege von Ufa-Stars, die Schwester las unentwegt –, doch dermaßen nah wie jetzt war er noch nie an die künstlerische Sphäre geraten. Nun erst wurde ihm, wenn auch noch nebulös bewusst, dass er einen echten Nobelpreisträger behandelte, einen Menschen, der die Gedanken und die Zeiten beeinflusste. Eine Instanz, ein Olympier, der ehemals einen Kranz am Grab eines Dichters der Gequälten niedergelegt hatte, doch vor wenigen Jahren in den Zeitungen mit dem Hitlergruß abgebildet worden war. Demut und Auftrumpfen.

Wie passte das zusammen? Manches mochte sich noch klären.

«Wo waren wir für Herrn Metzkow stehen geblieben?», fragte etwa in dessen Kinnhöhe Fräulein Pollak ihre ungefähr gleichgroße Arbeitgeberin.

«Michelangelo.» Frau Doktor zog den Nerzkragen zusammen.

«Nach seiner bitteren Schulzeit mit schlechten Noten wegen undisziplinierten Verhaltens, nach einer ganz seltsamen Zeit in der Landwirtschaft –»

«Herr Dr. Hauptmann war Bauer?» Paul Metzkow wappnete sich für die erstaunlichsten Eröffnungen.

«Eher ein allzu empfindsamer Gutsaufseher, der mehr das Wogen des Kornes liebte als die Abrechnungen fürs Getreide ... Also, nach dieser Eskapade ins Grüne wandte sich der junge Mann mehr und mehr den Bildenden Künsten zu. Schon bei einer Aufführung von Franz von Suppés Operette *Die schöne Galathée* hatte es ihn entzückt, wie die Statue des Bildhauers Pygmalion zum Leben erwachte. Ein Kunstinstitut in Breslau nimmt den gescheiterten Landwirt auf. Er will sogleich monumentale Skulpturen erschaffen. Heldenleiber im Kampf.»

«Tja, junge Männer», sagte Frau Hauptmann.

«Wegen seiner gehörigen Selbstverliebtheit – trotz aller Melancholie –, und weil er Unterricht schwänzt, wird er entlassen.»

«Ein freier Geist, der sich erst finden musste.»

«Gewiss, Frau Doktor.» Metzkwow gab sich keine Blöße mehr.

«Beeindruckend zeichnen und modellieren kann er bis jetzt», wusste Annie Pollak: «In Rom – zu jenen Zeiten – knetete und spachtelte er monatelang an einem Berg aus Ton, der Hermann der Cherusker werden sollte. Ich selbst finde es ein bisschen geschmacklos, dass er ausgerechnet am Tiber einen Bezwinger der Römer erschaffen wollte», traute sich die Sekretärin zu sagen. «Aber sein deutscher Nationalheld sackte in einer Nacht in sich zusammen. Erst ein Arm, dann der Kopf, schließlich der gesamte Koloss. Ein Matschhaufen. Seinen Freunden meldete der junge Künstler trotzdem: Wartet nur, aus dem Fips – das war sein Spitzname – wird noch was Großes. – Nun, die Kunstbegeisterung, die Liebe zu Skulptur und Malerei ließ ihm natürlich auch Dresden ans Herz wachsen. Dazu eine andere Regung.»

Die Ehefrau räusperte sich vernehmlich. Annie Pollak hielt inne, ja schien plötzlich geniert.

«Ach, weihen Sie ihn ruhig ein. Ich kenn ja meine Geschichte. Bilder von Marie hängen ohnehin überall, und seiner ersten Gefährtin huldigt er bis heute. – Damit wir es auf die Reihe bringen und Sie nicht völlig ahnungslos dahintreiben ...»

«Ja, gnädige Frau.» Er blickte auf die Baskenmütze.

«Er verliebte sich in Marie Thienemann. Beide heirateten. Auch eine besondere Geschichte. Ehejahre. Entfremdung. Von seiner Seite. Nach den endlosen Scheidungsquerelen, worüber er sich durch eine Publikation beruhigte – sein *Buch der Leidenschaft* –»

«Es ist gewiss das offenerzigste seiner Werke, aber, Pardon, Frau Doktor, auch das weinerlichste. Der Versuch eines Ehemanns, seine Untreue zu rechtfertigen.»

«Er hatte allen Grund, unsere Liebe zu bejahen. Pollak.»

«Aber natürlich. Wunderbar, dass Sie einander begegneten.»

Dem musste Margarete Hauptmann nicht beipflichten. «Nach der Trennung stand Marie jedenfalls keinen Moment mehr zwischen uns», bekannte sie. «Er hat ihr von seinen Tantiemen ... und aus ihrer Mitgift ... noch eine Villa in Dresden geschenkt. Sie starb bald. Die Mutter seiner ersten Kinder.»

Der Pfleger spähte zum Patienten ins Abteil. Den schwer Atmenden durfte man nicht vergessen. Unter der Wolldecke ruhte ein ehemals eruptiver Charakter.

«Marie Thienemann aus Dresden, das ist der springende Punkt.»

«Inwiefern?» Neben der flachen Mütze schimmerten schöne braune Locken.

«Sie hatte zwei Schwestern.»

«Und?»

«Erzählen Sie's Herrn Matzke.»

«Vor ihm heirateten seine beiden älteren Brüder die Schwestern. Auf einer der Hochzeiten verliebte sich Gerhart in die dritte, und so ergab sich die schlesisch-sächsische Dreierpaarung.»

«Darüber hat mein Mann wiederum eine Komödie geschrieben. *Die Jungfern vom Bischofsberg*. Spielte bis vor Kurzem Geld ein. Nicht sein liebstes Werk, aber verzichten möchte er auch nicht darauf.»

«Hab ich auf Plakaten am Ku'damm angekündigt gesehen.»

«Die Thienemann-Töchter, Herr Metzkow, waren reiche Erbinnen. Das war natürlich auch nicht zu verachten. Marie Thienemann – was für ein schöner mäzenatischer Zug – finanzierte dem jungen Gerhart Hauptmann die Bildhauerei, die Aufenthalte in Zürich, Rom, dazu eine Bildungsreise bis nach Ägypten, die er allerdings schon bei den griechischen Tempelruinen Paestums abbrach, Stätten der Götteropfer und der tragischen Mythen. Ein entscheidender Ort für ihn. Marie schien gerne auf ihn zu warten. Aber damals verhielten sich die Frauen ohnehin ... zurückhaltender. Die Vermählten ließen sich schließlich in Berlin nieder. Wegen seiner Lungenschwäche, der schlecht ausgeheilten Tuberkulose, Bluthusten, alsbald im Umland mit gesunder Luft. In Erkner.»

«S-Bahn-Endstation. Nahebei wohnt meine Kusine Dorothea.»

«Dort zwischen Kiefern und Seen, bei Kleinbauern, Fischern und allerlei Diebsgesindel aus Berlin, erlebte er seinen literarischen Durchbruch. Nach früheren pompösen Gedichtversuchen wie unvermittelt scheinbar einfache Geschichten. Grandios. Sie sollten mal *Fasching* lesen! Ein munteres Paar, er Segelmacher, feiert am anderen Seeufer die Faschingsnacht. Auf der Rückfahrt

mit dem Schlitten über die zugefrorene Fläche verlieren sie die Orientierung. Sie geraten auf dünnes Eis. Mitsamt ihrem Säugling versinken sie im See. So: *Dem Segelmacher war's, als habe eine schneekalte, verweste Hand an sein heißes Herz gegriffen. In Netzen fing man, gegen drei Uhr morgens, die Leichen des jungen Ehepaars. Da lag nun der lustige Segelmacher mit verzerrtem, aufgedunsenem Gesicht, mit gebrochenen Augen die Tücke des Himmels anklagend.*»

«Das ist so schrecklich», urteilte Frau Hauptmann, «nach einem wahren Unglück. Er selbst hat die Erzählung jahrelang vergessen gehabt. So ist er manchmal.»

«Ein Meisterwerk des sogenannten Naturalismus, aber bei Herrn Doktor Hauptmann immer auch gespenstisch.»

«Die Natur ist unheimlich.» Die Damen waren über die schlüssige Bemerkung des Helfers erfreut.

Man kam durch die Lausitz voran.

Nach Osten, erschrak Annie Pollak immer wieder.

Letzter Brandgeruch wurde von anderen Ausdünstungen überlagert.

Margarete Hauptmann zog sich mit einem Taschentuch vor der Nase ins Abteil zurück. Die Sekretärin folgte ihr. Paul Metzkow erspähte am Waggonende eine Lache, die sich von der Toilette her ausbreitete. Personal für Reparaturen fehlte. Neben Waschräumen waren auch öffentliche Wannenbäder und verbliebene Schwimmhallen längst zu meiden. Sogar in Hotels gab es oft nur durchgescheuerte Handtücher und nicht immer Seife. Rost, Schimmel, Fäkalien. Das Land verkam. Bei der Toilette erschien ein Soldat. Er schob seinen Koppel zurecht und näherte sich durch die Jauche. Sein Gesicht glühte. Er grüßte unbestimmt vielsagend. Dann hielt er kurz inne, als käme ihm ein Mitreisender in Zivil zu verdächtig vor. Metzkow rauchte möglichst ruhig weiter. Der Soldat setzte seinen Weg fort. Metzkow blickte ungläubig. Nach dem Landser zeigte sich beim WC-Kabuff die füllige Gestalt der Schaffnerin, die ihre Diensttasche schulterte. Sie versuchte, die Lache zu umgehen. Über ihrem geröteten Hals das Rot ihres Uniformschiffchens. Reichlich atemlos und mit trotzigem Gesicht bahnte sie sich ihren Weg an Metzkow vorbei.

Hemmungen, vielleicht besonders in Frontnähe, schwanden. Doch fast alle waren müde oder hysterisch, oft beides zugleich. Er sah graue Wollstrümpfe und nasse Spuren.

Der weiße Dampf zerfloss über Äckern. Gehölze blieben zurück. In Zoblitz hielt der marode Eilzug nicht.

Ein kleines Wunder hatte sich im Coupé zugetragen. Die Freude war groß. Gerhart Hauptmann war erwacht. Aber der Dichter hatte nicht nur die Augen aufgeschlagen. Er befreite sich von der Woldecke und versuchte, sich aufzusetzen. Metzkow kam herbei.

«Wo sind wir?»

«Bald in deinem Turm.»

«Eisig, Grete.»

«Wenn du die Decke abstreifst.» Sie legte sie ihm wieder locker über die Schultern. Krumm hing er auf der Holzbank. Er nickte Fräulein Pollak einen Gruß zu, als erblickte er sie heute zum ersten Mal. Der Masseur schien ihm immer wieder fremd zu sein.

«Ste-Stefan Zweig, der, der hat es gut», murmelte er.

«Aber du lebst.» Er entsann sich, dass der Kollege vor drei Jahren im brasilianischen Exil in den Freitod gegangen war. Warum, war indes nicht bis nach Deutschland durchgedrungen. Gewiss deutete die Gattin den fröstelnden und schweifenden Blick richtig. Sie wirkte sogar erleichtert: «Annie, Matzke, wo ist der Cognac verstaubt?»

Elizabeth H.
Winthrop

Mercy

Seat

Roman C.H. Beck

Elizabeth H. Winthrop

Mercy Seat

Roman

2018. 251 Seiten. Gebunden

ISBN 978-3-406-71904-27 € 19,95

eISBN 978-3-406-71905-9 € 15,99

Erscheint am 15. Februar 2018

Zum Buch

Louisiana, die 1940er-Jahre, ein elektrischer Stuhl wird in die kleine Stadt St. Martinville gebracht für die geplante Hinrichtung eines jungen Schwarzen namens Will, der ein weißes Mädchen vergewaltigt haben soll. In Wirklichkeit ist sie seine Geliebte gewesen, die sich aus Verzweiflung umgebracht hat und ihm nun nicht mehr helfen kann. Alle wissen, dass das Todesurteil ein Skandal ist, aber sogar Will selbst hat aus Trauer und Schuldgefühlen innerlich eingewilligt, und weiße Wutbürger drohen dem zweifelnden Staatsanwalt mit der Entführung seines Sohnes. Nach einer wahren Begebenheit, psychologisch fein und in einer an William Faulkner erinnernden multiperspektivischen Intensität erzählt Elizabeth H. Winthrop die tragischen Ereignisse bis zum überraschenden Ende. Ein meisterhaftes Buch, das man nicht mehr aus der Hand legt und das niemanden kaltlassen wird.

Zur Autorin

Elizabeth H. Winthrop, 1979 geboren, lebt mit ihrer Familie in Massachusetts. Sie studierte englische und amerikanische Literatur an der Harvard University und erwarb ihren Master of Fine Arts in Fiction an der University of California in Irvine. Sie hat Erzählungen und bislang drei Romane veröffentlicht.

Zum Übersetzer

Hansjörg Schertenleib lebt in Suhr in der Schweiz und in Maine. Er ist Schriftsteller und veröffentlichte u.a. Gedichte, Theaterstücke, Kinderbücher, Erzählungen, Novellen und Romane, für C.H.Beck übersetzte er bereits Romane von Eoin McNamee und Kenneth Cook.

TEIL EINS

LANE

Als Lane aus dem Tankstellenhäuschen tritt, wartet der Hund schon auf ihn. Er hockt im Staub der Kreuzung, wachsam, gespannt, die Ohren aufgestellt, japsend, die schwarze Zunge steif zwischen den pumpenden Kiefern. Mit seinen sehnigen Muskeln und den sorgenvoll hochgezogenen Brauen sieht er aus wie ein Pitbull-Mischling und erinnert Lane an die Hündin, die er als Kind hatte, bis sein Vater sie eines Tages in den Rohrzuckerfeldern hinter dem Haus erschoss, weil er verflucht nochmal keinen Hund durchfütterte, der bei häuslichen Streitigkeiten die Partei der Frau ergriff. Die Hündin war nicht gleich gestorben; Lane hatte sie verarztet, so gut er konnte, hatte ihr draußen im Schuppen ein Lager bereitet, Futter und Wasser gebracht und sich um ihre Wunden gekümmert, bis sie nach einigen Tagen verschwunden war, wahrscheinlich um irgendwo zu sterben.

Der Hund erhebt sich flink aus dem Staub, als er Lane bemerkt, dreht sich im Kreis und folgt ihm zum Truck hinüber, der im einzigen schattigen Fleck unter einem Baum geparkt ist. Lane bleibt stehen und dreht sich um. Er betrachtet den Hund, dann das Tankstellenhäuschen, einen flachen, weißen Betonziegelbau, der in der Hitze der Kreuzung brütet. Wegen der Nachmittagssonne sind die verbeulten Jalousien hinuntergezogen, die abgesplitterten Lettern des Texaco-Logos, die auf die Scheibe gemalt sind, stehen als Schatten auf dem zerschlissenen Segeltuch darunter. Lane fragt sich, ob der Hund ein Streuner ist oder zu den Leuten hier gehört, zur schwarzhaarigen Frau hinter der Theke, die sein Geld wortlos entgegengenommen hat, zum Mann, der eben durch das Werkstatttor der Garage tritt, die Hemdsärmel über die von Schmierfett schwarz verdreckten Arme aufgekrepelt. Lane vermutet, dass sie verheiratet sind; er hat durch die

Tür hinter der Verkaufstheke Wohnräume erspäht und den Duft von geschmortem Fleisch gerochen.

Lane räuspert sich. «Gehört der Ihnen?», ruft er.

Der Mann spuckt aus, während er zur Zapfsäule hinübergeht, an der ein Auto wartet, und schüttelt den Kopf.

Lane wirft dem Hund ein Stück des Dörrfleisches zu, das er vom Geld gekauft hat, das ihm Captain Seward zugebilligt hat, und geht weiter auf den Truck zu, einen leuchtend roten 1941 International Harvester. Lane findet, dass an dem Truck irgendwie alles rund aussieht: mit seinen behäbigen runden Kotflügeln, runden Rück- und Vorderlichtern sieht er aus, als sei er erstaunt. Und vielleicht wäre er das tatsächlich, wenn er wüsste, welche Fracht sich im Blechauflieger befindet, der auf die Ladefläche montiert ist. Lane hat zugesehen, wie sie den hölzernen Stuhl mit der geraden Rückenlehne in Angola aufgeladen haben, der ohne die Lederriemen für die Arme und die hölzerne Schiene, die zwischen den Vorderbeinen verläuft, harmlos wirken würde. Der Anblick hat Lane erstaunt; er hat einen neumodischen Apparat aus Metall mit Kabeln und Knöpfen erwartet. Dass der Stuhl schlicht und einfach wie ein Stuhl aussieht, beunruhigt Lane; er findet seine Schlichtheit zutiefst unheilvoll.

Er öffnet die Tür des Trucks und klettert hinters Lenkrad.

Seward im Beifahrersitz hat eine Zigarre zwischen den dicken Lippen, die nicht brennt. Er ist ein schwerer, kinnloser Mann mit einem Nacken, der so dick ist, dass es so scheint, als sitze sein Kopf nicht darauf, sondern wachse daraus hervor wie bei einem Sittich.

Seward sieht Lane flüchtig über den Schalthebel hinweg an. «Hab schon gedacht, du hast dich aus dem Staub gemacht», sagt er. Die Zigarre wippt zwischen seinen Lippen, während er redet.

Lane betrachtet die leeren Felder rundum, die Schotterstraßen, die sie unterteilen und zielstrebig nach Osten, Westen, Norden und Süden führen. «Wo soll man denn hier hin.»

Der Captain deutet auf den Beutel Dörrfleisch. «Zufrieden?»

Als Antwort bietet Lane Seward ein Stück Fleisch an. Der fette Mann pflückt die Zigarre aus seinem Mund und atmet aus, als habe er einen Zug genommen. «Zu heiß, um was zu essen», sagt er, trotzdem nimmt er Lane das Dörrfleisch aus der Hand und reißt ein Stück mit seinen Eckzähnen heraus.

Es mag zu heiß sein, um zu essen; aber als sie angehalten haben, damit der Captain sein krankes Bein ausstrecken konnte, hat Lane trotzdem erklärt, hungrig zu sein, genau wie er behauptet hatte, die Toilette benutzen zu müssen, als sie an der letzten Tankstelle vorbeigefahren waren. Er sitzt seit sechs Jahren und träumt von Dingen wie Dörrfleisch, M & M's, Porzellan unter seinen Schenkeln. Nun, da er als Freigänger aus dem Knast ist, um den Captain und seinen Stuhl zu chauffieren, will er Dörrfleisch, solange es möglich ist. Er will es wollen; diese Erkenntnis lässt den Geschmack der Freiheit bitter schmecken. «Für Dörrfleisch ist es nie zu heiß, wenn du jahrelang nichts als Schleimsuppe gekriegt hast», sagt Lane, obwohl er mit dem Stück, das er sich nimmt, nur spielt, indem er das zähe Fleisch zwischen den Fingern dreht. Schließlich wirft er es dem Hund zu, der vor der offenen Tür des Trucks hockt. «Erinnert mich an den Hund, den ich als Kind hatte», sagt er.

Der Captain grunzt. «Als du ein Kind warst. Und jetzt bist du ein Mann oder was?»

Lane erwidert nichts. Er ist vierundzwanzig Jahre alt. Er sieht zu, wie der Hund das Dörrfleisch frisst, dann tut er so, als wolle er nach dem Tier treten. «Blöder Hund!», sagt er, als der Hund zurückweicht. «Blöder Hund!» Er knallt die Tür zu, und der Captain und der Freigänger sind erneut unterwegs.

DALE

Dale füllt den Tank des wartenden Autos und sieht zu, wie der Truck auf der Straße Richtung Süden verschwindet. Der Truck wirbelt eine Staubwolke auf, die als langsam sich wieder auflösende Säule hinter ihm aufragt. In der Trockenperiode, die seit Wochen anhält, ist nicht ein Tropfen Regen gefallen.

Er senkt den Blick, während er den Tank füllt; um seine Hand schimmert Benzindunst. Die Ziffern am Zähler der Zapfsäule ticken langsam nach oben, bis sie mit einem Klicken bei fünfundzwanzig stehenbleiben, weil er den Hebel loslässt. Er hängt die Zapfpistole zurück und schraubt den Tankdeckel zu.

«Fünfundzwanzig», sagt er und beugt sich durch das offene Fenster ins Auto. Drei glänzende Gesichter sehen ihn an: Vater, Mutter und, auf der Bank zwischen ihnen, ein kleines Mädchen, Leute vom Land, in einem Wagen, den sie sich geliehen oder hart verdient haben. Im Fond liegt ein Säugling in einem Körbchen und schläft.

Der Fahrer lässt die Münzen in Dales ausgestreckte Hand fallen, die so schmutzig vom Öl ist wie die Hand des Mannes von der Erde von den Feldern. «Das reicht bis Houma, würd ich mal sagen?»

«Sollte es.» Dale richtet sich auf. Er steckt die Hand mit den Münzen darin in die Hosentasche und sieht zu, wie der Wagen in die immer noch wabernde Staubwolke davonfährt. Dann geht er in der brütenden Hitze über den Platz auf das Häuschen zu. Der Hund hat sich im Schatten der Eiche niedergelassen, wo der Truck geparkt war; er gehört nicht zu ihnen, aber nach knapp zwei Wochen, die er sich nun bei ihnen herumtreibt, ergibt es sich so. Sie sind keine Hundehalter, noch nie gewesen. Ora sagt, sie kann nicht anders, als ihn zu füttern, solange er hier ist, auch wenn Dale ihr erklärt hat, dass er genau deswegen hier bleibt, weil sie ihn füttert.

Die Glocke über der Ladentür schrillt, als er eintritt. Im Innern ist es genauso heiß wie im Freien, aber wenigstens gibt es hier einen Ventilator. Ora sitzt auf einem Hocker hinter dem Tresen, ihr schwarzes Haar klebt ihr feucht an der Wange. Sie sieht erwartungsvoll von ihrer Zeitschrift zu ihm auf und Dale begreift, er hat ihr nichts zu geben, nichts zu sagen; er ist nur reingekommen, um eben rein zu kommen. Er streicht sich mit der Hand durch die Haare, die steif von Schweiß und Staub sind, und lehnt sich gegen den Kühlschrank. «Riecht gut», sagt er.

«Mmm.»

Dale sieht seine Frau an; sie erwidert seinen Blick mit einem unergründlichen Gesichtsausdruck.

«Wildbret?», fragt er.

Sie schaut wieder in ihre Zeitschrift. «Schwein.»

«Der Vielfraß ist schon ne ganze Weile tot.»

«Mmm.»

«Kühl genug für dich? Ich kann den Ventilator näher ran rücken», bietet er ihr an.

«Mir gehts gut.» Sie schaut nicht auf.

«Hab die Zündkerzen im Truck ausgewechselt», sagt er, «hoffe, es nützt was.»

Sie sieht ihn fragend an.

«Der Motor hatte Fehlzündungen», erklärt er.

Es interessiert sie nicht und sie guckt wieder in die Zeitschrift.

Dale klopf sich wegen Zigaretten auf die Brusttasche und stellt fest, dass er die Schachtel in der Werkstatt liegen gelassen hat. Er kratzt sich am Kopf und sieht seine Frau ebenso aufmerksam an, wie sie in die Zeitschrift starrt, ohne dass sich ihre Blicke über die Seiten bewegen.

Schließlich schaut sie auf. «Was?»

«Was was?», gibt er zurück.

Sie klappt die Zeitschrift zu und steht auf. «Fleisch ist bald gar», sagt sie, tritt in den Wohnbereich und schließt die Tür hinter sich.

Dale reibt sich die Augen. Er stößt sich vom Kühlschrank ab, geht zur Tür hinüber, bleibt vor der Scheibe stehen und starrt in die Ferne, wo sich der Highway in einem schimmernden Trugbild verliert.

ORA

In der Küche dreht Ora die Herdplatte hinunter und eilt, ohne auch nur stehenzubleiben, den Deckel hochzuheben und in den Topf zu sehen, zur Hintertür mit dem Fliegengitter. Bevor Dale letzte Woche Filzblättchen in den Rahmen geklebt hat, ist die Tür immer mit einem vertrauten Geräusch zugefallen. Die neue Stille ist Ora unangenehm; sie wirkt lauter, als es das

Schlagen von Holz auf Holz, dessen Echo über die Felder rollte, je gewesen ist. Der schwarze Junge draußen in den Baumwollreihen hat immer hochgeschaut, wenn er das Geräusch hörte, und hat sie in der Tür stehen sehen; jetzt ahnt er ihre Anwesenheit nicht, geht durch die Reihen, pflückt Baumwolle und steckt sie in einen Jutesack.

Sie lässt sich auf den drei Holzstufen nieder, die von der Hintertür in den staubigen Hinterhof hinunterführen, der an das Feld grenzt. Laut und elektrisch wie Rasseln lärmen Zikaden in der Baumwolle. Sie fragt sich, ob Dale immer noch am Kühlschranks lehnt und auf die Stelle starrt, an der sie gesessen hat, als gäbe ihm die Leerstelle vielleicht doch noch die gewünschte Antwort. Die Frage, wo Tobe sein könnte, gestattet sie sich nicht. Seit Wochen ist kein Brief mehr aus Guadalcanal gekommen. Dale und sie reden nicht darüber. Ihr ist bewusst, dass die Abwesenheit ihres Sohnes nach all den Jahren die gleiche Art Spalt zwischen sie getrieben hat wie seine Ankunft in ihrem Leben vor achtzehn Jahren. Damals hatten sie sich beide heimlich ihr altes Leben zurückgewünscht, dessen Verlust sie sich gegenseitig unausgesprochen vorwarfen; heute warten sie auf Post und Neuigkeiten vom Pazifik, jeder in seinem eigenen ängstlichen Schweigen gefangen.

Lärmendes Vogelgezänk lässt sie aufblicken; ein Sperling jagt einen Falken quer über das Feld. Sie hört ein Auto, das auf der anderen Seite des Hauses auf dem Highway vorbeizischt, gleich darauf kann sie sehen, wie es auf der Straße nach Osten kleiner und kleiner wird. Manchmal findet Orla es eigenartig, an einer Kreuzung zu leben, wo nahezu jeder, den sie sieht, irgendwohin unterwegs ist, während es in ihrem Leben keinen anderen Ort mehr gibt, an den sie noch müsste. Als Tobe jünger war und mit ihr hinter der Ladentheke saß, bevor er alt genug war, um die Zapfsäule zu bedienen oder Dale in der Werkstatt zu helfen, erfanden sie immer Geschichten zu den Leuten, die in den Laden kamen: die Frau mit Hut hatte Geburtstag und war unterwegs nach New Orleans; die Familie mit den Zwillingsbabies zog nach Kalifornien; der Mann mit dem Taschentuch floh vor der Justiz. Sie erfindet keine Geschichten mehr; sie denkt bloß nach.

Der Junge auf dem Feld hat das Ende der Reihe beinahe erreicht; er trägt kein Hemd und glänzt vor Schweiß, ist neun, vielleicht zehn Jahre alt. Er gehört zu den vielen Schwarzen, die in der Nähe in den winzigen Pachthütten wohnen und ihr Leben führen, als gäbe es ihre Tankstelle gar nicht. Sie brauchen kein Benzin und holen ihre Lebensmittel an der Verpflegungsstelle der Plantage ein paar Meilen entfernt. So läuft es, seit Dale die Tankstelle vor zwanzig Jahren von seinem Onkel geerbt hat und sie von New Orleans hier hochgezogen sind. Als sie die Tankstelle übernahmen, war Ora sicher gewesen, dass sich die Dinge ändern würden. Sie hatte die Vorstellung gehabt, dass sie zu einer Art Treffpunkt werde, einem Ort, um sich die Zeit zu vertreiben, wie der Dorfladen in Natchez, wo sie aufgewachsen ist. Doch Dale hat diese Vorstellung nicht geteilt, er teilt sie noch immer nicht, und nichts hat sich verändert. Das «Nur für Weiße»-Schild, das Dales Onkel aufgehängt hatte, hängt noch immer an der Tür. Es hat Oras Gefühl der Isolation immer nur noch weiter verstärkt, von einer ganzen Gemeinschaft umgeben und doch vollkommen von ihr getrennt zu sein. Und Tobes Abwesenheit hat dieses Gefühl der Isolation noch verschlimmert.

Spontan ruft sie nach dem Jungen, zum Teufel mit Dale. Er blickt hoch, als er Oras Stimme hört und lässt die Hände an seine Seiten sinken, die eine ist leer, die andere hält den Sack umklammert. Er wartet ab. Ora schleudert ihre Sandalen weg und geht durch den Staub an den Rand des Feldes. Er beobachtet sie misstrauisch.

«Hungrig?», fragt sie ihn.

Er gibt keine Antwort.

«Ich hab Schweineschmorbraten auf dem Herd», sagt sie, «zu viel. Willst du eine Schüssel voll?»

«Nein, Ma'am.» Der Junge wirft einen Blick über die Schulter, quer über das Feld, wo andere Pflücker in der Ferne arbeiten.

«Du hast keinen Hunger?», fragt sie.

Er wendet sich ihr zu und zuckt mit der Achsel. Die Schulterblätter unter seiner dunklen Haut stechen wie Vogelknöchel hervor.

«Wie wärs mit Schokolade?»

Die Augen des Jungen flackern. Er lehnt nicht ab.

Ora greift nach der Schachtel Milch-Duds in ihrer Tasche, die sie nur halb leer gegessen hat. Sie schüttelt ein paar Milch-Duds in ihre Handfläche und sieht den Jungen an: ja?

Er stellt seinen Sack ab und läuft zum Feldrand, wo Ora steht. Sie lässt die Süßigkeit in seine ausgestreckte Hand fallen; er betrachtet die kleinen braunen Bälle mit verhaltenem Interesse.

«Probier einen.»

Er steckt sich eines der Bällchen in den Mund; als er kaut, erscheint ein Ausdruck der Überraschung auf seinem Gesicht. «Ist gar keine Schokolade», sagt er.

«Ist Karamel drin.»

Der Junge schluckt. «Schokolade wie die hab ich noch nie gegessen.»

Ein Ruf schallt über das Feld; der Junge dreht sich um und schaut in die Richtung. Dann wendet er sich erneut Ora zu und sieht sie an, als warte er auf ihre Erlaubnis oder darauf, dass sie ihn entlässt.

Sie zuckt mit der Achsel. «Geh nur», sagt sie und winkt ihm zu. Er schiebt die restlichen Milch-Duds in seine Hosentasche, und während sie zusieht, wie er durch die Ackerschollen davonläuft, überzeugt davon, dass Dale von der Tür hinter ihr ebenfalls zusieht. Sie ist sogar überzeugt davon, seinen missbilligenden Blick auf sich ruhen zu spüren. Doch als sie sich umdreht, ist der Türrahmen leer und sie ist allein.

DALE

Dale geht hinter den Tresen, um die Münzen aus seiner Hosentasche in die Kasse zu werfen. Obgleich Ora es immer auf Anhieb schafft, muss er die Lade dreimal zudrücken, ehe sie einrastet. Er sieht die Illustrierte, die Ora auf dem Tresen liegengelassen hat, die Augustausgabe der LFE. Auf dem Titelblatt ist ein uniformierter Armeeeoffizier abgebildet, der eine gut angezogene Frau auf die Wange küsst. Die Bildunterschrift lautet *Abschied eines Soldaten*. Dale

blinzelt. Er denkt an den Januar zurück, als sie sich zu dritt in den Bantam zwängt hatten und ohne ein Wort zu sagen nach New Orleans gefahren waren, Ora zitternd, Tobe entschlossen, Dale selbst gegen jede Gefühlsregung verhärtet. Er sieht die Jungen vor sich, die sich auf dem Bordstein versammelt hatten als sie ankamen und auf den Bus warteten, der sie ins Ausbildungslager bringen sollte. Sie trugen Jeans, keine Uniformen. Ihre Mütter weinten, den meisten Vätern sah man ihr Unbehagen an. Dale zumindest verspürte es. Er starrt auf das Cover der Illustrierten, auf den uniformierten Mann, die stoische Frau. *Abschied eines Soldaten*, in der Tat.

Die Glocke über der Tür schrillt, und als Dale aufsieht, erblickt er Benny Mayes, der eingetroffen ist, um seine Nachtschicht bei der Zapfsäule anzutreten. Der Junge ist in Tobes Alter, der Jüngste von Art Mayes' zehn Kindern, die alle auf seiner Farm einige Meilen entfernt aufgewachsen sind. Noch heute, mit achtzig Jahren, bestellt Art das Land. «Wollt Sie nur wissen lassen, dass ich da bin», sagt Benny.

Dale nickt ihm grüßend zu, dreht die Illustrierte um. «Du bist früh dran», sagt er. «Ist noch nicht sechs.»

Benny zuckt mit den Schultern. «Hab sonst nichts zu tun», antwortet er. Er geht auf Dale mit einer Papiertüte in der Hand zu und reicht sie ihm über den Tresen hinweg. «Von meiner Mutter», sagt er. «Feigen. Haben eine Handvoll Bäume, die voll davon sind.»

Dale nimmt die Tüte entgegen. «Richte ihr meinen Dank aus», sagt er.

«Sie ist froh, wenn sie sie los ist.»

«Und ich, sie zu kriegen.» Dale schnieft. «Wie geht's deiner Mutter? Hab sie in letzter Zeit gar nicht gesehen.»

«Der geht's gut.»

«Und deinem Vater?»

«Ganz gut auch.»

Dale räuspert sich. «Und der Nigger, bringt der ihm was?»

«Scheint so.»

«Und wie geht's seinem Knie?»

Benny zuckt mit dem Achseln. «Passt schon. Jedenfalls fährt er schon wieder. Fährt heute Abend nach St. Martinville, um bei der Hinrichtung des Jungen zuzusehen. Sagte, dass er sich das nicht entgehen lassen will.»

Dale kratzt sich am Kopf. «Der Stuhl wird im Gefängnis sein, steht zumindest in der Zeitung. Wird's nicht viel zu sehen geben.»

Benny zuckt mit den Achseln und sie schweigen einen Moment lang.

«Wie auch immer», sagt Benny schließlich. «Ich geh raus und warte im Truck.»

«Gut», sagt Dale und schaut dem Jungen nach.

LANE

Wenn Lane manche Dinge zu lange festhält, etwa den Griff einer Axt, ein Austernmesser oder ein Lenkrad, beginnt die Narbe an seiner rechten Haut zu brennen, als werde die Haut noch einmal auseinandergezogen. Die Narbe fängt an zu schmerzen, als sie das Sumpfgebiet am Bayou Teche erreichen. Er hat sie sich mit dreizehn geholt, als er noch nicht wusste, wie man ein Schloss knackt und dass man die Hand mit einem Tuch schützt, wenn man eine Scheibe mit der Faust einschlägt. Damals hat er eigentlich nichts gestohlen, sondern sich nur die Remington Kaliber 22 zurückgeholt, die seinem Großvater gehört hatte und die ihm demnach rechtlich zustand, die sein Vater aber beim Pokern aufs Spiel gesetzt und an einen Kumpel namens Guy Davis verloren hatte, der wie er in den Rohrzuckerfeldern arbeitete. Lane hatte die Scheibe über dem Türgriff eingeschlagen, durch das Loch gegriffen und sich gleich darauf mir nichts dir nichts im Haus eines anderen Mannes befunden: kalte Suppe auf dem Herd, verschmutztes Geschirr in der Spüle, schlammverdreckte Stiefel neben der Tür. Die Wunde hätte bestimmt genäht werden müssen, sie war schlecht zu einer wurmartig geschwollenen Linie verheilt, die ihn stets daran erinnerte, wie einfach es ist, in ein fremdes Haus einzudringen.

Er schüttelt die Hand, presst den vernarbten Knöchel an die Lippen, und schmeckt das Salz seines Schweißes. Von der Straße aus kann er den

versumpften Flussarm zwar nicht sehen, aber er kann seinen modrigen Geruch riechen, eine Mischung aus Mineral, Morast und Erde, die ihn unweigerlich an zu Hause erinnert. Die Rohrzucker- und Baumwollfelder sind Wäldern aus Pecanbäumen gewichen, die ihrerseits stattlichen Häusern mit Säulen Platz machen, die sich zwischen Virginia-Eichen am Rand von New Iberia aneinanderdrängen. Nach der mitternächtlichen Hinrichtung in St. Martinville, zwölf Meilen im Nordosten, sollen sie hier in New Iberia die Nacht verbringen. Seward ist auf dem Beifahrersitz eingeschlafen; er atmet keuchend und da sein Kiefer immer wieder auf- und zuschnappt, fragt sich Lane, ob der Mann im Traum wohl ist. Seit der Captain schläft, denkt Lane darüber nach, dass er den Stuhl irgendwohin fahren und abhauen konnte. Aber erstens weiß er nicht, wohin er soll, und zweitens hat er bereits die Hälfte seiner Zeit abgesehen; es ist besser, nun auch die restliche Zeit durchzustehen, als eine Bestrafung zu riskieren, die unter Umständen schlimmer wäre. Hier kommen sie nun also mit ihrer schrecklichen Fracht an.

Lane wirft dem Captain einen Blick zu. Seward regt sich, räuspert sich und setzt sich anders hin. Er sieht Lane an, als wolle er nachprüfen, ob der wohl bemerkt hat, dass er eingeschlummert ist. Dann schraubt er den Verschluss vom Flachmann ab, den er in der Brusttasche trägt, und trinkt. Nachdem er sich den Mund abgewischt hat, späht er, die Hand über den Augen, durch die Windschutzscheibe.

Draußen glitzert Staub in der Sonne, aufgewirbelt vom Verkehr: Lastwagen mit Rohrzucker, Tanklaster, die Öl geladen haben, Tieflader mit Containern. Der Motor des Trucks brummt gleichmäßig. «Bin seit '37 nicht mehr in New Iberia gewesen», sagt Seward schließlich und lässt seine Hand sinken, «das Jahr, in dem mein Enkel geboren worden und gestorben ist.»

«Das Jahr, in dem ich ins Gefängnis gekommen bin», murmelt Lane. Es ist möglich, dass er durch New Iberia gekommen ist, als der Vater seines Vaters krank wurde, aber da war er noch klein und es war mitten in der Nacht und er ist sich unsicher, ob es wirklich New Iberia oder nicht doch eine der anderen Städte gewesen ist, die von Öl und Rohrzucker leben. Er erinnert sich, dass sein Vater vom Abschaum geredet hat, der auf den Ölfeldern arbeitet, und an

ein großes Feld mit Bohrtürmen im Mondschein, eine regelrechte Stadt aus dünnen Galgen. Der größte Teil seiner Vergangenheit zeigt sich Lane in dieser Form, in plötzlichen Erinnerungsbildern, die keinen Zusammenhang ergeben. Es ist, als wäre sein Leben vor Angola eine Reihe einzelner, traumartiger Sequenzen, ohne eine Geschichte, die sie miteinander verbindet: eine Gans, die sich in einem Maschendrahtzaun verfangen hat; seine Mutter, die neben dem Haus über einem Topf Suppe weint; die winzigen, nackten Körper seiner Geschwister im Regen. Angola mit seinem Alltagsstrotz bietet wenig Anlass für Erinnerungen.

Als sie die Innenstadt erreichen, fährt Lane langsamer. Bis jetzt hat die Fahrt nichts als Sümpfe, Prärie und Rohrzuckerfelder sowie den einen oder anderen nichtssagenden Ort geboten. New Iberia ist die erste richtige Stadt für Lane, seit er vor sechs Jahren in Thibodaux verurteilt worden ist. Vor dem Barbier sitzen Männer auf Stühlen im Schatten, im offenen Fenster dreht sich langsam die rot-weiße Werbesäule. Menschen gehen die Straße auf und ab, vorbei an Schaufenstern, in denen bekleidete Schaufensterpuppen stehen, Bücher, Uhren oder Gebäck ausgestellt sind. Vor einem Kino stehen Leute unter einer Markise für eine Matinee-Vorstellung Schlange und fächeln sich mit allem, was sich dazu eignet, kühle Luft zu. Lane erinnert sich daran, wie er voller Sehnsucht aus dem Gefängnisbus auf Straßen wie diese geblickt hat, als er vom Gerichtsgebäude in Thibodaux weggebracht worden ist. Als er jetzt aus dem Fenster sieht, ist er von einer Verwirrung erfüllt, die an Panik grenzt. Die Innenstadt ist wie jede andere, die er bis jetzt gesehen hat, trotzdem könnte er genausogut auf dem Mond gelandet sein. Nichts ergibt mehr einen Sinn: Filme, Restaurants, Boutiquen, modische Schuhe. Er fragt sich, ob es überhaupt je einen Sinn ergeben hat.

«Bieg da vorn nach links ab», sagt Seward und deutet darauf, «auf die Iberia Street.»

Lane biegt ab und hält auf Swards Geheiß vor der Betontreppe eines großen weißen Gebäudes an, das ein Stück von der Straße zurückgesetzt ist. Der vierstöckige Bau mit Zementstuck hat Stützpfeiler zwischen fünf Flügelfenstern, die beinahe über die ganze Höhe reichen und an Schlitz-

erinnern. Die Doppeltüren und Fensterrahmen sind aus mattem Aluminium, in die Türen sind acht leuchtende, kreisrunde Scheiben eingeprägt. Er hat noch nie ein solches Haus gesehen.

«Gerichtsgebäude», sagt Seward, «da drin wartet der Nigger. Zelle unterm Dach. Ich nehm mal an, dass es ihm heut Nacht nicht besonders geht.»

Lane wartet ab. Die plötzliche Nähe des verurteilten Mannes zum Stuhl, der ihn töten wird, sorgt dafür, dass er sich seltsam fühlt. «Ich hab gedacht, er ist in St. Martinville?»

«Hah! Wenn er noch im Gefängnis in St. Martinville wäre, hätten die anständigen Leute dort unseren Job doch schon erledigt, bevor wir überhaupt Angola verlassen hätten.»

Lane betrachtet das Gebäude und versucht sich den Mann im Innern vorzustellen; was er jetzt wohl macht, da er weiß, dass er nur noch wenige Stunden zu leben hat?

«Was hat er getan?», fragt er.

Seward spuckt aus dem Fenster. «Ein Mädchen vergewaltigt. In ihrem eigenen Bett. Ist einfach durchs Fenster gekrochen und hat's ihr besorgt, während ihr Daddy und ihre Mama im Zimmer nebenan waren.»

Lane wartet erneut ab. «Hat er sie umgebracht?»

«Umgebracht? Glaub nicht, dass er noch irgendwo sicher wäre, wenn er sie auch noch getötet hätte.» Seward klopft auf die Seite des Trucks; der Ring, den er trägt, klirrt gegen das Blech. «Obwohl er's eigentlich doch getan hat», fügt er hinzu, «sie hat sich nämlich bald darauf das Leben genommen. Hat sich am nächsten Tag mit der Pistole ihres Vaters eine Kugel in den Kopf gejagt.»

Der Himmel hinter dem Gerichtsgebäude glüht in jenem orangen, unheimlichen Farbton, der eigentlich für die Jahreszeit üblich ist, in der die Felder abgebrannt werden, die aber noch nicht angefangen hat. Eine nahegelegene Kirchenglocke schlägt sechs Mal, und Lane denkt, während er zuhört, dass der verurteilte Mann das Geläut ebenfalls hört.

WILL

Am Rand des Zwiebelfeldes bellt ein Hund, sein Vater und er arbeiten sich durch die Reihen und ziehen die Knollen, deren Spitzen trocken sind. Will hat einen ganzen Sack davon, nicht bloß weiße, sondern auch violette, braune, grüne und sogar blaue. Sein Vater arbeitet einige Reihen von ihm entfernt, bückt sich, steht auf, bückt sich, steht auf. Es ist sonnig und wolkenlos, doch sein Vater ist nass, als käme er gerade aus dem Bayou, sein Hemd klebt ihm am Körper, seine wadenlangen Hosen tropfen. Als Will an sich hinunterschaut, sieht er, er ist genauso nass; seine Ärmel sind schweißgetränkt, auf seinen Fußketten glänzen Tropfen.

Will! Die Stimme seines Vaters schallt über das Zwiebelfeld. *Will!*

Er sieht auf. Solch eine Zwiebel, wie sein Vater sie in der Hand hält, blutrot und groß wie ein Basketball, hat Will noch nie gesehen. Sein Vater nimmt den Hut ab und winkt ihm damit zu, doch als er ihn in die Höhe hält, stürzt sich ein Adler auf ihn herab und schnappt ihm den Hut aus der Hand. Will hebt die Hand, um die Augen vor der Sonne zu schützen; während er zusieht, wie der Vogel höher und höher steigt und davonfliegt, seine riesengroßen Krallen um die Krempe geschlagen, dämmert es Will, dass er träumt.

Er hält seine Augen geschlossen, der Traum verblasst und er wird in die triste Wirklichkeit zurückgeworfen. Er hält am Bild seines Vaters und des Zwiebelfeldes fest, aber er spürt die harte Pritsche unter sich, hört das Wasser in der Ecke der Zelle tropfen, riecht den fauligen Gestank, der aus der offenen Toilette steigt. Und genau wie in seinem Traum bellt jetzt tatsächlich ein Hund; immer bellt irgendwo ein Hund.

Er öffnet die Augen und sieht das letzte Tageslicht, zerstückelt von den Gitterstäben, auf die Betonwände fallen. Er hat eigentlich gar nicht einschlafen wollen. Aber seit einiger Zeit kommt der Schlaf, wann er will, und immer bringt er Träume mit sich. Manchmal sind es Albträume: verbranntes Fleisch, versengtes Haar, tödliche Stromstöße, die durch seinen Körper jagen. Meist aber träumt er von kleinen Dingen, von einem Splitter unter dem Daumnagel zum Beispiel oder wie er mit nackten Zehen Kreise in die Erde

zeichnet oder vom Gefühl, gleich zu stürzen, wenn man rückwärts rennt, um einen Ball gegen die blendende Sonne aufzufangen; winzige Details, die dafür sorgen, dass sich der Schlaf mehr nach Leben anfühlt, als wenn man wach ist. Wach zu sein bedeutet, bloß zu existieren. Wach zu sein bedeutet, auf das Sterben zu warten und darauf, dass das, was geschieht, wirklich erscheint.

Seit er Grace das erste Mal gesehen hat – ihre Ellbogen hatte sie tief in eine große Schüssel gesteckt und sie hatte Mehl im Gesicht, einen perfekten, weißen Halbmond direkt unter ihrem Wangenknochen – ist ihm nichts je wirklich erschienen; es war dieses Bild von ihr, das er wochenlang mit sich herumtrug, an das er dachte, während er Kuchenformen und Schüsseln mit süßen Teigfetzen schrubhte, oder auf dem Nachhauseweg von seiner Schicht gewesen ist, so verloren in Gedanken, dass er, zu Hause angekommen, gar nicht mehr wusste, wie er dorthin gekommen ist. Er fand sich in einer Welt vor, die ganz und gar von Grace bestimmt wurde, in einer Welt, in der alles ein Traum zu sein schien: das Knistern, wenn sie sich in der Küche zufällig berührten, das Gespräch ihrer Augen, ihr leichter Körper auf dem seinen, der Nervenkitzel, der Schrecken. Und dann wurde aus dem Traum ein Albtraum: der Vater, wie er mit rasendem Gesichtsausdruck, in der Türöffnung stand, wie er, Will, kurz vor Einbruch der Dämmerung nach Hause gerannt ist, blind vor Angst, die Deputies und der Mob, die zur gleichen Zeit nur wenig später schon vor seiner Haustüre standen, an ihr pochten, fluchend, schreiend. Manchmal wünscht Will, der Mob hätte ihn zuerst zu fassen bekommen.

Will erhebt sich von der Pritsche und sieht aus dem Fenster. Die Sonne steht als schwelende, orange Kugel am Horizont. Sie ist so tief gesunken, dass die Blechdächer der Holzhäuser um das Gerichtsgebäude, die den ganzen Tag in der Sonne gleißen, im Schatten liegen. Die Turmspitze von St. Peter dagegen ragt noch immer ins Licht. Das ist der letzte Sonnenuntergang, den er sehen wird. Diese Einsicht ist so seltsam, dass sie Will nicht so trifft, wie sie es eigentlich müsste, genau wie ein Schock den Schmerz eines Knochenbruchs zunächst verdrängt, wie er vermutet.

Nach einigen Minuten hört er Schritte, die den Korridor hinunter kommen, das Klirren von Schlüsseln. Die Schritte kommen näher, während die Sonne

versinkt: aus einer Kugel wird ein Oval, ein Bogen, schmal wie ein Fingernagel, werden Strahlen. Sein letzter Sonnenuntergang. Will atmet tief ein, tritt vom Fenster weg und setzt sich auf den Rand der Pritsche. In seinem Blick glüht der Sonnenuntergang noch nach. Die Schritte haben ihn erreicht.

Sheriff Grazer erscheint in der Tür seiner Zelle, begleitet von einem Mann, der das gleiche braune Gewand wie Will trägt. Der Mann bleibt dicht hinter Grazer stehen und sieht Will nervös an, während der Sheriff den Schlüssel ins Schloss steckt. Der Häftling hält eine Schüssel in den Händen, in der sich ein Rasierer, eine Schere, ein Rasierpinsel und Seife befinden.

Grazer lässt die Zellentür aufschwingen und bedeutet dem Häftling, einzutreten.

«Abend, Will», sagt der Häftling.

Will nickt und hebt die Hand, um seine Wange zu berühren, seine Haare.

Grazer trägt einen Klappstuhl aus dem Korridor herein. «Burl hier wird dir den Kopf scheren», sagt er und stellt den Stuhl in die Mitte von Wills enger Zelle.

«Tut mir leid, Will», sagt Burl und legt Rasierpinsel, Seife und Schere auf die Liege. Er ist klein und drahtig, alt genug, um ergraute Schläfen zu haben, aber immer noch mit einem jugendlichen Körper. Er sieht Will mit Bedauern an, das Weiß seiner Augen ist ungesund gelb. Will nickt einmal, als Zeichen dafür, dass er einverstanden ist oder ihm vergibt. Burl tritt ans Becken, um die Schüssel mit Wasser zu füllen.

«Setz dich», sagt Grazer und zeigt auf den Stuhl. Will erhebt sich von der Pritsche. Und als er sich auf den Klappstuhl setzt, erinnert er sich an Maud Clovers Herrensalon in St. Martinville, an die weißen Männer, die auf ihren zurückgekippten Stühlen stundenlang unter zeltartigen Schürzen saßen und Neuigkeiten mit Maud austauschten, während der Friseur um ihre Ohren herumschnippelte oder den Rasierer über ihre eingeseiften Wangen führte. Als Kind hat Will auf dem Heimweg vor dem Herrensalon manchmal mit Little Maud geredet, dabei aber immer mit einem Auge beobachtet, wie das Rasiermesser des Friseurs durch die Stoppeln glitt, fasziniert von der Balance zwischen sanft und entschlossen, mit der er die Klinge führte.

Will spürt, wie Burl ihm mit einem feuchten Waschlappen über den Kopf fährt. Er blinzelt und kehrt in seine Zelle zurück; wie oft er doch in seine Gedankenwelt abtaucht.

«Was für ein schöner Abend», sagt der Häftling hinter ihm, «wird wohl kühler.»

«Die Hitze ist noch nicht vorbei», sagt Grazer. Er lehnt vor Will an der Zellenwand, die kräftigen Arme vor der Brust verschränkt. «Ich rechne mal damit, dass es nächste Woche noch schlimmer wird.»

«Wenn Sie meinen», sagt Burl.

Will betrachtet seine Hände und berührt eine wunde Stelle am Knöchel, die ihn seit einer Weile stört. Wie unwichtig das Wetter doch ist. Es wird, ein weiterer seltsamer Gedanke, nächste Woche auch ohne ihn heißer oder kühler sein. Er kratzt sich am Knöchel, bis es blutet; er begreift, wie unwichtig auch diese Wunde ist.

«Also», murmelt Burl und reibt Schaum in Will Haar, «gut so, Will?»

Will schließt die Augen; die Berührung von Burls knochigen Fingern auf seinem Schädel gibt ihm das Gefühl, erschöpft in den Schlaf sinken zu dürfen. «Gut so», antwortet er. Es ist eine Weile her, seit ihn ein Mensch berührt hat.

«Musst rein sein, um dem Herrn zu begegnen», murmelt Burl.

Grazer gibt ein höhnisches Schnauben von sich, und Will schlägt die Augen auf. «Kahl musst du sein, Junge», sagt Grazer und starrt Will mit hochgezogenem Mundwinkel an, «damit der Strom glatt durch diesen dicken Schädel gehen kann. Mit dem Herrn hat das gar nichts zu tun.»

MATTHIAS GÖRITZ

PARKER

ROMAN C.H.BECK

Matthias Göritz

Parker

Roman

2018. 299 Seiten. Gebunden

ISBN 978-3-406-70063-7 € 22,-

eISBN 978-3-406-70064-4 € 17,99

Erscheint am 15. März 2018

Zum Buch

Parker hat nur eine Woche Zeit. Ein Freund, politisches Urgestein in Schleswig-Holstein, hat ihn nach Kiel eingeladen, damit er dem jungen, vielversprechenden Politiker Mahler als Medienberater und Redenschreiber zur Seite steht. Parker braucht den Erfolg, einen Vertrag, das Geld. Und er braucht einen Neuanfang. Dank eines Bestsellers zum Thema Coaching wurde Parker zu einem international renommierten Rhetorikexperten, der sogar in Obamas Präsidentschaftswahlkampf mitwirken durfte. Aber das ist lange her. Auch privat ist Parker an einem Wendepunkt angelangt. Floh er schon als Student vor seiner Herkunft und Vergangenheit aus Hamburg in die USA, so flieht er, der global vernetzte Arbeitsnomade, auch in seinem Privatleben immerfort vor allzu großer Nähe. Seine letzte Freundin setzte ihn deshalb vor die Tür. Und jetzt in Kiel stellt Anneli Schneider, die ehrgeizige und kampferprobte Mitarbeiterin seines Auftraggebers Mahler, ihn vor eine Herausforderung nach der anderen.

Spannend und abgründig erzählt Matthias Göritz in seinem neuen Roman von einer perfiden Intrige, von Macht und Liebe, von der unwiderstehlichen Verlockung des Aufstiegs und seinem Preis.

Zum Autor

Matthias Göritz, geboren 1969, ist vielfach ausgezeichnete Lyriker, Theaterautor, Übersetzer und Romancier und lebt in Offenbach. Er veröffentlichte u.a. die Romane «Der kurze Traum des Jakob Voss» (2005), für den er den Mara-Cassens-Preis erhielt, und «Träumer und Sünder» (C.H.Beck, 2013), der mit dem Robert-Gernhardt-Preis ausgezeichnet wurde. Sein jüngster Gedichtband «Tools» erschien 2012. 2014 erhielt Göritz den William H. Gass Award und lehrt derzeit an der Washington University in St. Louis, USA.

«Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?»

Matthäus 16, 26

Für Silke

Teil I

Die gefrorene Katze

Kapitel 1

Sonntag, London

Es war schon die dritte Bombendrohung in Heathrow in diesem Jahr, dabei war es erst Januar. Das nächste Mal würde er über Frankfurt fliegen, vermutlich nicht Business. Sein Flug war verspätet gewesen und er hatte sich gleich in den Abflugbereich jenseits der Passkontrolle von Terminal B begeben müssen. Seit Stunden saß er nun vor dem Kaffeekiosk auf einem der lila Hartschalensitze, die, schaute er sie lang genug an, über dem gefleckten hellbraunen Terrazzoboden zu schweben schienen. Auf die Terrace Lounge der BA, wo es frische Räucherlachsschnitten und Champagner vorm Kaffee gab, hatte er sich gefreut. Trotz der überhitzten Abflughalle war ihm kalt. Er überlegte, ob er sich in einem der Shops einen Pullover kaufen sollte, entschied sich aber dagegen. Keine unnötigen Ausgaben.

Er klappte den Laptop auf und schrieb an Herrn Hwang, um ihn daran zu erinnern, dass sie doch nun bald einen festen Termin für seine Gastprofessur in Korea vereinbaren könnten. Die Frau fiel ihm erst auf, als Parker seine Suche nach Informationen über die Klettenberg-Bank, die ihn im nächsten Monat buchen wollte, beendete und die Maske schloss. Sie hatte sich ihm schräg gegenüber gesetzt, wippte ungeduldig mit ihren spitzen, am Schaft mit falschem Fell besetzten Stiefeln. Er lächelte, sie nahm ihr Handy vom Ohr und lächelte zurück. Ihr Haar hatte die gleiche, zwischen Braun, Blond und Dunkel changierende Farbe wie das Kunstfell an den Stiefeln. Auch Ponys und Teddybären sahen so aus. Er stand auf, ließ seinen Cappuccino stehen, packte den Laptop in die Tasche und folgte dem Schild Richtung Herrentoilette.

Vor einer der Kabinen hatte sich eine Pfütze gebildet, die er weiträumig umkurvte, bevor er sich an das Urinal in der Ecke stellte. Automatisch sprang

die Spülung an. Wie tief die Urinale aus der Wand ragten, aufgerissene weiße Fischmäuler, als hielten sie geheime Verbindungen zu einer glucksenden Welt, in der ein Jonas, vom Himmel träumend, direkt in den Röhren unter dem Sieb mit dem Pinkelstein hauste. Parker ging den Gang am Kondomautomaten vorbei, stoppte am Waschbecken, entlockte dem Seifenspender flaumfederartigen Schaum, dann wandte er sich dem Trockner zu, der einen heißen Wind über die immer noch seifenbeschichteten Lebenslinien seiner Hand blies, ihn an Wüste und Gerbereien denken ließ.

Parker war müde.

Als er wieder in die Halle trat, war die Frau verschwunden. Auf dem Tablet schob er sein geplantes Seminarprogramm hin und her. Wie er anfangen würde, wusste er. Die Teilnehmer waren zum Großteil Juristen.

Wenn ein schwacher, aber tapferer Mann einen kräftigen, aber feigen Mann zusammengeschlagen und ihm seinen Mantel oder sonst etwas geraubt hat und er wird deswegen vor Gericht gebracht, dann dürfen beide Parteien nicht die Wahrheit sagen. Vielmehr muss der Feige behaupten, der Tapfere habe ihn nicht allein, sondern ihn mit anderen zusammen verprügelt, der Tapfere aber muss seinerseits nachweisen, dass sie beide allein waren; ansonsten muss er folgendes Argument verwenden: Wie hätte ich, so wie ich bin, es wagen können, einen Mann, wie er es ist, anzugreifen?

Platon hatte dieses Gerichtsszenario in seinen Phaidros-Dialog aufgenommen, als Kritik an den Sophisten, als Persiflage auf die unlauteren Mittel der Rhetorik. Parker musste lächeln. Wenn plötzlich alles gleich plausibel war, hatte die Wahrheit keine Chance mehr.

«Last call for passengers departing to Hamburg, please proceed to gate B16 immediately.»

Er stieg in den Zubringerbus, holte den Laptop heraus und schaute noch einmal durch seine Mails. Seine Augen brannten. Mr. Zongo Maurice aus Nigeria schickte Grüße und bot die unfassbare Summe von zehneinhalb Millionen US-Dollar an, wenn, ja wenn. Parker stellte den Flugmodus ein, verließ den Bus, stieg die Gangway empor und ließ sich neben einer älteren Dame im Pelz in die Polster sinken. Die Frau räusperte sich, ließ ihr Reiseneccessaire aufschnappen und feilte sich die Nägel. Sie hörte auf und sah Parker unter ihrem grünen Lidschatten heraus an.

Die leise Stimme der Flugbegleitung weckte ihn. Die Boeing befand sich im Sinkflug. Es begann schon wieder zu dämmern. Er hatte fast den ganzen Tag nur künstliche Nacht gehabt, endlose Stunden erst halb im Liegen, dann im Sitzen. Links blinkten die Lichter der Villen von Blankenese auf. Die Maschine neigte sich in die Landeschleife, auf der rechten Seite erhaschte Parker einen Blick auf den Hafen.

Er hievte den großen Rollkoffer und die Kabinentasche ins Taxi.

«Hauptbahnhof» war seine kurze Ansage gewesen. Die Lederbezüge der S-Klasse waren eiskalt. Parker fragte sich, wie sich Kleinunternehmer so teure Schlitten leisten konnten, der Wertverlust musste riesig sein. Der Fahrer, stilecht mit Elbsegler in schwarzer Cabanjacke und grauem Backenbart, tippte die Klimafunktion auf seinem Kontrollschirm an.

«Büschchen kalt heute, nech.»

Ihre Blicke begegneten sich kurz im Rückspiegel. Parker schauderte.

Hoffentlich wurde er nicht krank. Er zog den Mantel enger, mongolisches Kaschmir, aber sehr leicht. Und sein Reiseanzug war auch zu dünn für das Wetter. Aus den Kopfstützen vor ihm traf ihn ein Schwall warmer Luft. Der Taxifahrer lächelte. Dann konzentrierte er sich auf die Fahrt. Rübenkamp, am Gewerbemischgebiet vorbei, durch den Stadtpark. In Harvestehude sah Parker Eis auf der Alster. Es kam ihm so vor, als hätte der Mann zu ihm gesagt: «Sie hat man ja lang nicht gesehen.» Mit einem zeitverzögerten, «Wo warn sie denn?», hinterher geschoben. Und irgendwie hörte er ihn «Meista» sagen.

«Meista» oder «Digga». Er schüttelte den Gedanken schnell ab. Das hatte man davon, wenn man im Flugzeug nicht schlief. Beim Ausladen des Gepäcks half ihm der Fahrer nicht, zündete sich eine Zigarette an, während Parker die Taschenschlaufen über die Teleskopstange des Koffergriffs zog und das schwere Gepäck vorsichtig kippte. Er gab kein Trinkgeld.

Im Abteil saßen Parker ab Neumünster zwei Männer gegenüber, vielleicht Versicherungsvertreter oder mittlere Bankangestellte. Graue Konfektionsanzüge mit Bundfalten und Umschlag, ein Schnitt, der eigentlich dazu gemacht war, den Blick auf schmale Taillen und gutes Schuhwerk zu lenken, beides hier Fehl am Platz, stattdessen Hüftspeckwülste und kurze stämmige Beine über Kaufhaustretern; die beiden trugen gemusterte Krawatten, mit Rennwagen und Kornblumen, der Verkäufer ihres Herrenmodehauses hatte ihnen womöglich gesagt, sie würden das Erscheinungsbild «auflockern». Vielleicht war das sogar jeweils an «die Gattin» gerichtet gewesen, die ihre Männer beraten musste, da sie nicht in der Lage waren, selbst für sich zu entscheiden. Auch jetzt saßen sie nicht einfach nur still und für sich da. Sie sahen nicht dem Tag zu, wie er Abend wurde, die langsam vom Dunkel verschluckte Landschaft, die Sterne oder auch nur die mintfarbenen Sitze des ehemaligen Interregios. Sie redeten miteinander, als hielten sie sich für die Dauer der Zugfahrt aneinander fest.

Der Ältere fuhr sich mit der linken Hand in Abständen immer wieder in die Jackettasche. Wahrscheinlich ein Raucher.

«Weißt du», begann er, «Hallmann hat Leukämie.»

Parker stutzte, das hätte er nicht erwartet.

«Nein!»

«Hja.»

Beide pressten die Lippen zusammen und nickten sich zu, wobei ihre Seehund Schnauzer leicht zitterten.

«Besser als Aids», antwortete der Jüngere nach einer Pause. Wieder nickten sie, strichen sich Hosenbein und Hemden glatt, lockerten die Krawatten.

Parker war irritiert.

«War ein guter Mann.»

«Hat er nicht die Einspielergebnisse vorausgesagt?»

«Ja, hat er. Ist fast befördert worden dafür.»

«Stimmt, ich erinnere mich. War er danach nicht bei den Risikofonds?»

«Ja, in Wegeners Gruppe!»

«Ziemliche Karriere.»

«Ziemlich.»

«Hat aber auch gearbeitet wie ein Affe.»

«Tja, kann man so sagen.»

«Hat zweimal den Osterbonus gekriegt!»

«Is ma nich wahr. Zweimal, wirklich?»

«Ja, nich. Zweimal.»

Sie nickten einander zu, als würden würde ihnen in diesem Moment klar, dass sich der zweimalige Osterbonus in Rauch auflöste. Es war schön, wieder Deutsch zu hören, vor allem diesen trockenen, bedächtigen Singsang der Norddeutschen.

«Iss ma schon büschen traurich.»

Er stand auf, prüfte die Lage seines Rollkoffers auf der Gepäckablage, nahm seine Laptoptasche und ging auf die Toilette. Parker öffnete das geriffelte Klappfenster und kalte Luft strömte in die Kabine. Das Stationschild war nicht zu erkennen. Erst beim Anfahren, als das Licht der Abteileuchte darauf fiel, konnte er es lesen: *Wrist*.

Als er auf seinen Platz zurückkam, waren die Sitze leer. Sein Koffer war unberührt. Für den Rest der Fahrt starrte Parker aus dem Fenster.

Ihr Körper glänzte in der Sonne. Lichtfäden drangen durch die Gardine ihrer kleinen Wohnung, legten sich wie dünne Finger auf ihre Seite, schienen über die schlanke Taille, die Beine, den einen, auf der Decke wippenden Fuß zu streichen. Ein dunkler, lächelnder Engel im Sonnenlicht.

Neela war einfach mitgegangen. Es war keine drei Stunden her, dass er sie vor ihrem Büro im Metropolitan Museum abgefangen hatte. Sie waren bei gleißend hellem Sonnenschein in der Hitze des Septembersommers nach Norden in Richtung der *Rambles* geschlendert, aber nah an der Straße geblieben. Ein

leichter Wind fuhr durch die gelben, roten, orangen Blätter. Parker blickte hoch. Blätter. Wie bunte Fische im Meer. Der Central Park leuchtete.

«Brauchst du künstliche Wildnis, um mich zu küssen?», hatte sie gesagt und ihn angestrahlt. Sie hatte sich mit einer Hand an seiner Schulter festgehalten, ein Paar Sneakers aus der Handtasche gezogen und gegen die Gucci Pumps getauscht. Dann waren sie gelaufen. An der Mauer am Conservatory Garden kamen sie wieder aus dem Wald und seiner dunklen Kühle heraus. Machten Rast. Parker suchte nach einer abgeschiedenen Ecke.

«Igitt.» Neela trat eine Snapplesflasche ohne Deckel aus dem Weg und schüttelte angewidert ihre Wildlederpumas. Reste von Eistee waren ihr auf die Füße getropft. «Die räumen nie richtig auf!»

Auf der anderen Seite des Gartens, hinter den Heckenrosen, sammelten drei Latinos mit Piken und Abfallzangen Papiermüll in grüne Säcke. Parker bückte sich, hob die Flasche auf und stapfte zum nächsten der Männer.

Parker ging zu Neela zurück, die es sich auf ihrem Pashmina-Schal gemütlich gemacht hatte. Er setzte sich und lehnte sich an die Gartenmauer, die von der Nachmittagssonne aufgewärmt war. Neela schmiegte sich an ihn, den Kopf an seine Schulter gebettet. So saßen sie schon eine Weile, als vor ihnen ein Hochzeits-Paar auftauchte, er im grauen Frack mit Schwalbenschwanz, sie bis auf den Schleier ganz in Weiß, mit einem Fotografen auf Motivsuche.

«Brautpaare kommen oft her», sagte Neela.

Er zog sie noch fester an sich, streichelte über die feinen Härchen auf ihrem Unterarm. Er wollte etwas sagen, aber sie sah zu ihm hoch, legte einen Finger auf seine Lippen und zog ihn zu sich. «Im Himmel geschlossen ...», flüsterte sie ihm ins Ohr.

Alles um sie herum verschmolz miteinander. Das Brautpaar, das vom Fotografen immer wieder in ein anderes Licht, vor ein anderes Motiv gerückt wurde, der Geruch ihrer Haut, das frisch gemähten Gras, trockenes Laub, die Sonne auf der kleinen Kuppel des Rondels, ihre Lippen, die sich plötzlich berührten. Er hörte, wie ihr Atem schneller ging, fühlte, wie sich ihr Mund unter seinem öffnete. Ihre Zungen. Wie Schlangen. Als würde sie etwas abstreifen, altes Leben, alte Haut. Zwei Menschen, die plötzlich die gleiche

Sprache sprachen, ohne etwas zu sagen. Als sie aufhörten sich zu küssen, hatten die Abendschatten der Magnolienbäume an der Westseite sie fast erreicht. Das Paar mit dem Fotografen war noch da, nein, es war jetzt ein anderes Paar, zwei Männer, beide in weiß, der Fotograf eine Frau. Und lachend hatte Neela ihn hochgezogen. «Zu mir?»

Die Hotelhalle war schlicht. Beton und dunkelbraunes Holz. Kein Messing, wie er es von einer Hafenstadt wie Kiel erwartet hätte. Schon vor einem Jahr hatte ihn das gewundert. Stattdessen Designershops, Calvin Klein, Hugo Boss, Donna Karan. Angenehm künstliche Düfte und eine Orchidee auf dem Rezeptionsbrett. Die Boutiquen hatten gerade für die Nacht geschlossen. Ein verhutzeltes Männchen bohnerte den Raum vor den Fahrstuhltüren mit seinem Reinigungswagen. Wie immer, wenn Parker übermüdet von irgendeinem Flughafen, einer Zugreise, einem Taxi in irgendeinem Hotel ankam, hätte er sich gerne noch etwas gekauft. Einen Gürtel vielleicht. Oder eine schöne Creme. Er unterschrieb den Meldezettel, reichte dem Nachtportier seine Kreditkarte, den Reisepass und fragte er nach einem Zimmer mit Blick. Der Mann lächelte ihn an. Dann tippte er in seinen Computer.

«Herr Parker. Sie waren schon einmal bei uns?»

Parker nickte.

«Sie sind über den Anwaltsverband eingebucht?»

Mit Schwung zog der Nachtportier Parkers Karte durch das Lesegerät neben der Tastatur.

«Genau. Sie müssten eine Kostenübernahmebestätigung vorliegen haben.»

Der Mann sah vom Schirm hoch. Verwunderung spiegelte sich in den hochgezogenen Augenbrauen.

«Kostenübernahme, genau!»

Der Portier zog die Visa Karte das zweite Mal durch den Schlitz und runzelte die Stirn.

«Herr Parker, ich fürchte, ich bekomme hier keine Freigabe.»

«Versuchen Sie es nochmal!»

Der Mann schüttelte den Kopf.

«Wenn ich das mache, und es klappt nicht, ist Ihre Karte automatisch gesperrt. Hätten Sie eine andere?»

Parker zog seine Brieftasche absichtlich umständlich aus der Innentasche des Mantels und legte den Mantel offen über den Tresen. Saks, Fifth Avenue. Er reichte dem Portier die grüne American Express und eine Diners Club. Der Mann nahm Diners Club. Wieder zog er die Karte durch. Wieder nichts. Parker fing an zu schwitzen. Noch einmal. Nichts. Der Portier zuckte mit den Schultern und gab ihm die Karte zurück.

«Das kann am System liegen – wir probieren es am besten morgen nochmal!» Dann schaltete er die Zimmerkarte frei, erklärte Parker Frühstückszeiten und die Öffnungszeiten für Sauna, Fitnessraum und Pool, bedauerte sagen zu müssen, dass die Saunaaanlage leider im Moment nicht in Betrieb sei, ein Fehler in der Heizanlage, die sicher die Woche über behoben werde, und wünschte ihm einen guten Aufenthalt.

Kiel war nicht Hamburg. Die tausend blinkenden Lichter des Hamburger Hafens, die einen nachts mit ihrem Funkeln betrunken machten, die Kais an den Landungsbrücken, das schaumige Wasser der Elbe und über allem das Dauergeräusch der im Dunst schwebenden Kräne jenseits der Docks, das alles gab es hier auch – ein paar Nummern kleiner. Draußen schneite es wild. Der Autolärm der vierspurigen Andreas-Gayk-Straße drang gedämpft zu ihm in den 7. Stock hoch. Parker mochte Schnee. Schnee gab allem Ruhe. Seufzend zog er sich erst die Schuhe, dann die Strümpfe aus. Er genoss den Teppich, er hatte das Gefühl, bis zu den Knöcheln darin zu versinken. Parker zupfte mit den Zehen an der Wolle. Er schloss kurz die Augen. Der Geruch alten Holzes, Ledersessel am Schreibtisch, Schnittblumen, der Teppich, ein angenehmes Raumgefühl, das ohne Kunst-Düfte auskam. Er stützte sich auf das Fensterbrett, sein Gesicht nah an der Scheibe. Durch die Doppelverglasung der Thermopensescheibe konnte er die Kälte spüren, eine krallige Kälte, die seine Stirn umfasste und ihm dann wie eine sanfte, bestimmende Hand über den Schädel strich. Dann öffnete er wieder die Augen und streckte sich. Er sah auf eines der Geschäftshäuser auf der gegenüberliegenden Seite, die ihn wegen des

Backsteins an Kasernen erinnerten. Die Fassade verkündete in fünfziger-Jahre-Leuchtbuchstaben «Nordwest-Lotto Schleswig-Holstein». Über den Dächern leuchteten die zwei Schornsteine der Schwedenfähre rot, und auf dem Oberdeck war das Rettungsboot blau angestrahlt. Das ganze Schiff tauchte im milchigen Schneelicht auf wie eine Erscheinung. Parker öffnete das Fenster, sog kurz die Luft ein, dann schloss er es wieder. Die dicken Flocken waren in kleinere, härtere Kristalle übergegangen, die schneller und in größeren Abständen zu Boden fielen. Kälte, die man nicht mit dem Mund hätte auffangen wollen.

Parker öffnete sein Reisegepäck. Er holte den Laptop heraus und setzte sich aufs Bett. Hwang hatte noch nicht geantwortet. Wie spät war es jetzt in Korea? Korean Standard Time, plus neun Stunden? Dann würde Hwang wohl jetzt schlafen. Die Hausverwaltung der Silver Towers wies ihn höflich darauf hin, dass die Dezembermiete noch offen wäre, und hatte den 22. Januar als letztmöglichen Übergabe-Termin festgelegt. Wie stellten die sich das vor? Er schrieb gleich ans Department, er könne gern noch ein Semester bleiben, darüber hätten sie doch gesprochen – auch für Einführungskurse stünde er zur Verfügung, vielleicht könnte man ihm ja eine andere Wohnung in den Towers geben? Zur Not ginge für den Übergang auch ein Zimmer für Doktoranden der NYU. Mehr Zongo-Mails kamen in den Papierkorb. *Dear Ladies and Sirs*. Die Regierung von Süd-Sudan bot interessierten Firmen ihren Fuhrpark und landwirtschaftliche Geräte als Sicherheit für Kredite an. Seine Bank schickte *security alerts* und den aktuellen Kontostand, er solle sich unmittelbar mit Catlin, seiner Bankberaterin, in Verbindung setzen, sonst würde sein Konto geschlossen. Parker atmete einmal tief durch. Vielleicht sollte er morgen auch nochmal sein altes College anrufen, Bard, sich entschuldigen, sagen, er wäre auch zu etwas Kleinerem bereit. Er hatte eine Woche Zeit. Eine Woche, um alles zu regeln. Eine Woche für den Neuanfang.

Als er gerade den Koffer auf den Polsterhocker neben dem Spiegelschrank hieven wollte, klingelte das Zimmertelefon. Parker stellte den Koffer wieder hin und hob ab.

«Mensch, wo warst du? Wir haben schon gedacht, du sitzt auf irgendeinem eingeschneiten Rollfeld fest. Das war ein ganz enges Höschen. Gerade haben sie Hamburg geschlossen, ein halber Meter Schnee in nicht einmal einer Stunde, vereiste Tragflächen und schon geht gar nichts mehr. Ist alles ok bei dir? Ich hab dir fünfmal auf die Mailbox gesprochen, hattest du keinen Empfang?»

«Eberhard, danke, dass du anrufst. Nein, ich habe einfach mein Handy noch nicht eingeschaltet, ich bin gerade noch an einem Text, ich hätte mich auch gleich noch gemeldet.»

Parker musste unwillkürlich grinsen. Jansen war im Pensionsalter, distinguiert mit ausrasiertem Bart, in Kaschmirjacke, meist gelber Krawatte und Cordhose, Typ Landedelmann und nur vom Allerfeinsten – bis er den Mund aufmachte: Dann kam ein Schwall jovialer Plattitüden heraus, als hätte sich Negerkalle als Old-School Gentlemen verkleidet.

«Macht nichts, alter Junge, macht nichts, keine Limits – nichts mit Kindern, nichts mit Tieren, nichts mit Drogen. Hab mir schon so was gedacht. Komm erst mal an! Hast du unseren Willkommensgruß schon gesehen?»

Parker klemmte sich den Hörer unter das Kinn und sah sich um. Er nahm die in feines Papier gewickelte Flasche vom Schreibtisch und riss vorsichtig mit den Zähnen eine Stelle über dem Etikett frei.

«Ein Pomerol! Das ist sehr aufmerksam von Euch!»

«Ach Papperlapapp, Quatsch nicht so Fernsehzeugs! Ist ein 95er! Sinnlich, samtig, hat Heidrun dir ausgesucht, ich soll dir sagen, dass du diese Woche zum Essen kommen sollst, wie gefallen dir die Blumen?»

Eberhards Frau hatte er also nicht nur den Wein, sondern auch die drei weißen Lilien zu verdanken, die er beim Betreten des Zimmers in der blauen Vase auf dem Couchtisch registriert hatte.

«Ich liebe Lilien! Sag ihr bitte schönen Dank und dass ich gern komme!»

«Gibt es etwas, was du nicht isst? Ich warne dich, wenn du sagst «Fleisch», kannst du gleich wieder nach Hause fahren.»

«Nein, ich liebe Braten», Parker versuchte sich zu erinnern, was sie im letzten Jahr gehabt hatten, wusste es aber einfach nicht mehr.

«Es gibt Reh. Oder Huhn.»

«Noch bess ...»

Eberhard schnitt ihm das Wort ab: «Hör mal, hast du noch Energie? Ich muss dir heute Abend unbedingt noch jemanden vorstellen, ja? Schlafen ist für Loser. Ok, ich lass dir in einer halben Stunde ein Taxi schicken mit der genauen Adresse. *Lass dich überraschen ...*» er sang es wie Rudi Carrell, «*doll!*...und am besten ziehst du Abendgarderobe an, auf jeden Fall was Dunkles, bis gleich!»

Selbst das Knacken in der Leitung klang enthusiastisch.

Das Taxi war ein alter 300er, Baureihe W 124, unverwüstlich, wie ihm der Fahrer versicherte. Danach hätten die damals, wie hieß der Manager, der das verbockt hatte, Shrimp? Schrempp, ja mit Chrysler diese E-Klasse mit den vier Kugelscheinwerfern und den Wülsten gebaut, sahen aus wie Plattfische und waren so billig gemacht, die sähe man heute kaum noch, auch bei Kollegen nicht, Riesenprobleme mit Rost! Die alten E's, er wies auf das Tacho, «über 300.000. Erster Motor, keine Probleme, zweimal ein Marderschaden, sonst nichts! Nichts! Wenn Islamabad nicht so weit wär, ich tät glatt hinfahren und den Wagen an meine Familie verkaufen. Der macht nochmal 200.000. Ja, das sage ich Ihnen, ein paar Mal kommt der noch um die Welt.» Der Fahrer steuerte den Wagen durch den Schnee, als litte das erklärte Meisterwerk deutscher Ingenieurskunst an Schluckbeschwerden. Parker hielt sich mit einer Hand am Griff über der Tür fest. Der Jacketthaken bohrte sich in seinen Ballen.

«Ist Ihnen nicht gut?»

«Nein, nein, alles bestens!»

«Ja, nur: diese Baureihe neigt zum Schlingern. Der einzige Nachteil. Ich hätte Gewicht in den Kofferraum laden müssen, mein Bruder hat mir das gesagt, aber heute Morgen sah alles noch ganz normal aus, kein Schnee, wissen Sie, und jetzt?»

Der Pakistani drehte sich zu Parker um, der ihm schnell zunickte, damit der Fahrer sich wieder auf die Straße konzentrierte.

«Ja, nicht wahr?», sagte der Fahrer. «Weiße Scheiße, wie Seife.»

Nach einer Fahrt, die Parker eher wie das Torkeln eines Betrunkenen vorkam und bei der ihnen nur durch ein Wunder ein Unfall erspart geblieben war, setzte ihn das Taxi vor dem Yachtclub ab.

Eberhard lotste ihn durch den Raum. «Lass dich mal ansehen!», hatte er begeistert gestrahlt, nachdem Parker durch die große Glastür in den mit Marmor ausgelegten Vorraum des Yachtclubs getreten war. Seinen Smoking hatte Parker nicht eingepackt, der Armani würde es auch tun, immerhin hatte Parker sich eine Fliege gebunden und auch die Lackschuhe poliert. Er hatte den Mantel abgegeben und sich nervös die Manschetten aus den Ärmeln gezogen. Den richtigen Eindruck machen. Er hatte erst morgen mit der ersten Begegnung gerechnet.

Eberhard war auf ihn zugeeilt, hatte ihn an die Brust gedrückt und hielt ihn nun auf Armlänge von sich. «Du hast zugelegt!» Eberhard klopfte ihm leicht auf den Bauch. «Nur Muskeln und Samenstränge. Siehst gut aus!» Parker fühlte sich wie in den Händen eines dicken Tanzmeisters, als Novize, der geführt, gedreht, vorgestellt wird, den Damen im Glitzerkleid, mit oder ohne Nerzstola, Champagnerflöte unter dem Arm, den Herren im ausgemotteten Smoking oder stilecht in weißen Hosen und Marineblazer. Die Stimmung war, was man im Norden vornehm zurückhaltend ‚gediegen‘ nannte, mit dem gewissen Stolz, dass man sich vor den Porträts von Kaiser Wilhelm II., Hans Carl Rüdell und Otto Schlenzka einem der exklusivsten und angesehensten Clubs der Welt zugehörig fühlen durfte. Eine zufriedene Welt zwischen den gläsernen Schaukästen im Kaisersaal mit den prächtigen Pokalen und Trophäen, wo längst schon wieder die nächste Kieler Woche geplant wurde, das größte und, wie man hier fand, schönste Segelereignis überhaupt.

Parker winkte zwei Hostessen heran, die ihm nacheinander mit ihren alkoholbeladenen Tablettts ihre Aufwartung machten. Die eine trug Gläser mit Champagner, die zweite, scheinbar herrenexklusiv, denn sie sprach nur

Männer an, Whiskey. Das Herrentablett sah interessant aus, hinter den Gläsern standen drei Flaschen in unterschiedlichen Schattierungen von Fenchel- bis Honigfarben, an der Seite des Tablett balancierte die junge Frau zusätzlich eine kleine Karaffe mit Wasser. Hinter den dicken Tumblern stand eine Flasche Macallen, achtzehn Jahre. Hinter den Nosinggläsern mit Deckel in der Mitte ein Scapa, einundzwanzig Jahre, und links, in konischer Kleinstvase inmitten kleiner Gläser aus geschliffenem Kristall, ein, wie die junge Dame betonte, richtig alter Laphroig.

Die Bedienung war gut ausgesucht.

«Was dem alten Fritz die langen Kerls, sind uns die jungen Deerns!»

«Das ist nicht zu übersehen.»

Parker fragte nach Wasser.

«Kostverächter!» Eberhard nahm vom Macallen. Parker ließ sein Glas, nachdem er einen Schluck genommen hatte, auf einem Sideboard stehen. Sie gingen weiter.

Schließlich brach Eberhard mit dem untergehakten Parker in eine Gruppe von – für diesen Kreis – ungewöhnlich jungen Leuten ein. Parker schätzte den blonden Mann im weißen Dinnerjacket und der adrett gebundenen schmalen Fliege, der unzweifelhaft den Mittelpunkt der Unterhaltung bildete, auf Anfang vierzig. Schlank, leichter Teint, ein Seglertyp.

«Darf ich vorstellen? Das ist der Mann, der Ihnen die Rede für morgen geschrieben hat.» Eberhard stieß den Blondem vertraulich in die Seite, während er seine Pranke auf Parkers liegen ließ und ihn so eindrehte, dass er direkt vor dem Segler zum Stehen kam.

«Parker, nicht wahr?»

Eberhard löste jetzt seinen Griff von Parkers Schulter und hatte auch den Finger vom Jackett des anderen genommen, ein Überbrückungskabel, das seinen Zweck erfüllt zu haben schien. Beide musterten sich eindringlich.

«Herzlich willkommen in Kiel. Wie man hört, sind Sie ja wirklich viel unterwegs, da mag Ihnen unsere Stadt im ersten Moment sicher etwas klein vorkommen.»

Der Mann hatte eine tiefe, angenehme Stimme mit Hall, der an Sänger denken ließ.

«Ich war im letzten Jahr schon einmal kurz hier, Herr Mahler, hatte aber noch keine Gelegenheit ...»

Mahler unterbrach ihn.

«Sie brauchen der Stadt keine Komplimente zu machen. Das alles ist nur ein Übergang. Wir», Mahler deutete auf die Frauen und Männer um ihn herum, die Parker und ihn aufmerksam mustern, wie Mannschaftskollegen den Trainer und einen potenziellen Neuzugang, «haben noch viel vor.»

«So?» Parker fühlte auf einmal ein Kribbeln im Magen.

«Ja, aber darüber reden wir mal in Ruhe in den nächsten Tagen. Was Ihre Rede betrifft. Schön, sehr schön sogar.» Parker merkte, dass Mahler sich den Nachsatz eigentlich verkneifen wollte, sich dann aber doch dafür entschied ihn auszusprechen. «Vielleicht insgesamt noch etwas konventionell.»

«So konventionell ist das gar nicht!» Parker kam sich auf einmal wieder vor wie in einer Magisterprüfung oder beim mündlichen Abitur. «Und wir wollen ja alle mitnehmen.»

«Da haben Sie vollkommen recht! Es war ja so eine Art «Blind Date». Ihre Worte haben den Weg zu mir gefunden, ohne dass wir uns kannten. Die Rede ist gut geworden. Sie passt durchaus zu mir. Natürlich wollen wir alle mitnehmen, aber Sie werden ja selbst sehen. Wir müssen aus dem Normalen raus. Sehen Sie sich Frankreich an, da geht plötzlich was, Manuel Valls bei den Sozialisten oder Macron, der schert komplett aus diesem Raster aus. Auch wenn der vielleicht ein bisschen zu sehr an seinem Mutterfrauchen hängt. Wir brauchen so was – eine Erneuerung, die Überwindung der Rechts-Links Blöcke, jemanden, der aufrüttelt, mehr Mut zur Debatte. Politik muss wieder sexy sein und am besten nicht gleich außerhalb des parlamentarischen Systems. Wir wollen alle einbeziehen, alle Gesellschaftsschichten, Altersgruppen, Richtungen. Das muss alles anders werden. «Im Norden geht's los.»» Mahler führte seine Hände auf Augenhöhe auseinander, Zeigefinger und Daumen in L-Form, als spannte er ein imaginäres Plakat auf. «Das ist hier zwar ein etwas konservatives Land und nicht die Speerspitze Deutschlands, aber die Leute

haben was auf dem Kasten. Das Holsteiner Silicon Valley zum Beispiel – hier wird es bald mehr Gründungen von Softwarefirmen geben als irgendwo sonst.»

Mahler hielt sich die Finger vor den Mund, als müsste er nachdenken. «Von meinen Freunden», er deutete auf Eberhard, «habe ich gehört, Sie waren bei Obamas erster Kampagne dabei?»

Parker nickte.

«Neue Kommunikationswege, soziale Medien, wir waren damals junge Leute, wir haben alles, was wir konnten, in die Waagschale geworfen. Mikrospenden gesammelt, Schüler und Studenten als Wahlhelfer animiert. Das war organisierte Straßenpolitik.»

«Genau das brauchen wir auch.» Mahler fasste Parker fest am Arm. «Ich habe große Pläne mit Ihnen.»

Parker sah Mahler in die Augen. Dann lächelte er.

«Das könnte mir gefallen.»

«Gut. Ich möchte Sie an Bord haben. Und wir holen uns dann die Richtigen mit ins Boot.»

«Die Richtigen?» Erst jetzt fiel Parker auf, dass Mahler grüne Augen hatte, ein helles, an den Ausläufern der Retina in Grau übergehendes Meergrün. Grün, das einen unter den dunklen Brauen und den langen Wimpern anzog wie mit in der Strömung treibenden Armen aus Tang.

«Hast du ihm nichts gesagt?»

Eberhard sah wie ein kleiner Junge zu Boden und schüttelte den Kopf. Dann grinste er sie beide an: «Überraschung!»

Parker schaute Eberhard fragend an.

«Nun gut», sagte Mahler. Und dann zu Parker: «Kommen Sie morgen Abend zum Empfang?»

Parker sah, dass Mahlers Mundwinkel zuckten, als ob er noch etwas ganz anderes hätte hinzufügen wollen.

«Nennen Sie es, wenn Sie wollen, Qualitätskontrolle, immerhin halte ich unsere Rede – und danach sehen wir weiter. Sie werden mein Königsmacher. Ach, da ist ja der Minister, entschuldigt mich.»

Mahler drückte Parkers Hand doppelt so fest, wie bei der Begrüßung. Dann lächelte er wieder, nickte Eberhard zu und ging zu der Gruppe um einen schlanken Mann mit vollem Haar.

«Landwirtschaft», flüsterte Eberhard.

Die Gruppe begrüßte den Neuankömmling freundlich und schloss den Kreis dann sofort wieder, während Mahler den Minister in ein Gespräch verwickelte.

«Na,» sagte Eberhard und grinste Parker an, «hat er dich eingekauft?»

«Charisma hat er. Aber was genau soll ich für ihn tun? Das gleiche wie bei Obama?»

«Ja, und viel mehr. Der Mann braucht einen Lotsen. Und einen, der ihm die Mannschaft zusammenstellt. Abteilung Attacke, Abteilung Rettungsboot. Ein paar Kandidaten dafür hab ich übrigens in dein Seminar eingeladen. Genauer sag ich dir das, wenn du zu uns zum Essen kommst.»

Eberhard hatte ihm angeboten, ihn am Hotel abzusetzen.

«Ich muss da sowieso vorbei!»

Sein M-Klasse Mercedes geriet, trotz Allradantriebs, mehrfach ins Schlingern, bog aber schließlich sicher in der geräumten Auffahrt vor der Rezeption ein. Während der Fahrt hatte Parker das Bedürfnis gehabt, Eberhard zu fragen, wie denn das Ganze nun abgewickelt würde, wann es einen richtigen Vertrag mit Mahler gäbe, und wie genau die Konditionen denn aussähen, aber er war sich nicht sicher, ob alles schon fest stand. Parker sprang durch den Schneematsch in die Lobby.

Der Mann an der Rezeption winkte ihm zu.

«Denken Sie noch an Ihre Kreditkarte? Kommen Sie doch gleich noch einmal herunter.»

«Selbstverständlich.»

Wieder im Zimmer packte er die restlichen Dinge aus seinem Koffer aus, arrangierte die Hemden, Anzüge, Socken. Er verstaute die Schuhe, sie hatten sogar ein paar Schuhspanner aus Zedernholz im Schrank. Parker griff in den handgearbeiteten Koffer. Der beruhigende Geruch von Leder schlug ihm entgegen, er nahm ein weiteres der gefalteten und gebügelten Hemden heraus.

Er schüttelte das dunkle Zegna, steckte für einen Moment die Nase in den Stoff und hängte es zum Etro-Sakko ins Bad. Die Feuchtigkeit würde über Nacht die Falten glätten. Dann stellte er Zahncreme, Rasierseife und seine beiden Lieblingsparfüms, He-Wood und Light Blue, auf die Ablage. Beide Flakons waren fast leer.

Er öffnete den Wein und genoss das volle Kirscharoma des Pomerol. Er ordnete noch seine Bücher und hängte die Hemden so auf, dass sie einen Abstand von exakt acht Zentimetern voneinander wahrten, sich aushingen, genau wie die Anzüge. Parkers kleine Karrierebibel. Er verstaute die Unterwäsche und Socken in den Schubladen, legte Mützen, Schals und Handschuhe zurecht, breitete im Bad sein Rasierzeug aus. Im Kopf ging er mögliche Ergänzungen seiner Toilette durch, die er sich zulegen müsste, er freute sich darauf, sich in den nächsten Tagen ein paar Schaufensterbummel zu gönnen, kleinere Einkäufe zu machen. Er rechnete die nötigen Kleinst-Ausgaben von den Spesen und den Tagessätzen ab, die man ihm zahlte. Haushalten war wichtig. Er machte sich eine Notiz, zählte das Bargeld, das er noch hatte, teilte es in zwei Hälften, steckte die eine ins Portemonnaie zurück, die andere in einen Umschlag, dann schenkte er sich ein zweites Glas von Eberhards Weingabe ein und begann, Badewasser einzulassen.

Während er sich auszog, dachte er daran, dass er sich ein Erkältungsbad oder irgendeine fein riechende Essenz zulegen sollte – Melisse vielleicht – rein präventiv, denn er fühlte sich nicht mehr krank. Das tägliche Baden war das, worauf er sich unterwegs am meisten freute.

Er lag eine halbe Stunde im Wasser. Alle fünf Minuten ließ er heiß nachlaufen, wobei die Hälfte des neuen Wassers wieder ins Überlaufrohr gluckste. Er zog sich den flauschigen Hotelbademantel über und legte sich ins Bett. Mit schrumpeligen Fingern zappte er noch eine Weile durchs Spätprogramm und blieb dann an einem Stan und Ollie-Film hängen, in dem die beiden in einer schottischen Armeeeinheit nach Indien verschickt werden. Parker hatte den Film schon als Kind gesehen. Stan und Ollie brechen aus dem Gefängnis aus,

um wegen einer Testamentseröffnung nach Schottland zu fahren. Stan soll eine Erbschaft in Empfang nehmen. Aber statt des erhofften Schlosses gibt es nur einen Dudelsack. Stan schlug gerade vor, dass sie doch als blinde Passagiere zurück nach Amerika reisen, sich beim Wärter für ihren Ausbruch entschuldigen, vielleicht sogar ihre alte Zelle wiederbekommen und dann dort friedlich ihre verbleibende Woche absitzen könnten. Ollies Blick ein einziger Schrei nach Hilfe. Mittellos tauscht Stan ihre Mäntel für einen Fisch, den sie auf dem Drahtrost ihres Bettes im Hotel über einer Kerze braten, wobei sie einen Brand verursachen. Sie werden aus dem Hotel geworfen, haben keine Hosen mehr, wollen zum Schneider und schreiben sich aus Versehen als Rekruten des dritten Bataillons der kaledonischen Hochländer in die Armee ein. Immerhin: Jetzt haben sie Röcke und beim Notar, Mister Mix, hinterlassen sie ihre Adresse, für alle Fälle, Gott Schütze den König, auf Wiedersehen Mister Mix, auf Wiedersehen Mister Alan, auf Wiedersehen Ollie, Wiedersehen. Wiedersehen. Der Globus dreht sich, noch bevor sie in Indien ankommen, schlief Parker ein.

Aus Parkers Archiven: Die neun Geheimnisse einer gelungenen Rede

Erste Lektion: Ganz gleich, ob Sie eine Rede halten, eine geschäftliche Präsentation vorbereiten oder nur eine kurze Ansprache halten: Auf der Bühne sind wir alle nackt. (Stellen Sie sich das nicht zu wörtlich vor). Der Redner kommt am besten an, der uns als echter Mensch erscheint, der es schafft, uns von seinen Emotionen, seinen Träumen, seinen Vorstellungen zu überzeugen. Leidenschaft ist das Wichtigste. Sie steckt an. Sie inspiriert.

Wenn Ihr Zuhörer merkt, dass Sie ganz hinter der Sache stehen, über die Sie sprechen, dass Sie sich mit ihrer ganzen Person dafür einsetzen und alles riskieren – dann wird man Ihnen zuhören, ganz egal, wie die Einstellung ihres Publikums zu den Dingen ist, über die Sie sprechen. Mut heißt, bei sich selbst zu bleiben. Ganz und gar, auch in der Angst, mit allen Wünschen und Zweifeln. Wenn Ihnen das gelingt, in Ihrer Rede Präsenz zu erzeugen, dem Publikum das Gefühl geben, dass Sie mit Ihrer ganzen Persönlichkeit hinter dem stehen, was sie sagen, dann werden Sie nicht scheitern.

Kapitel 2

Montag, Kiel

«Heißen Sie wirklich Parker, wie der Weintyp?»

«Hey, ja dieser Punkte-Guru, richtig?», mischte eine heisere Stimme sich ein, «Matthew Parker wie der Weinknilch, und – wie Spiderman.» Wilfried Staude schob sich und seinen Thermoskannenkaffee zwischen Parker und Frau Schneider.

«Peter», sagte Matthew.

«Was?», fragte Wilfried, rückte die Schirmmütze zurecht und pustete sich seine dünnen Haare aus dem Gesicht.

«Peter. Peter Parker ist Spiderman. Ich heiße Matthew.» Mit einem angedeuteten Lächeln in ihre Richtung stieß er wie unabsichtlich an Wilfrieds Kaffeebecher.

«Scheiße, Mann.» Wilfried beeilte sich, die gefährlich ins Schwappen geratene Flüssigkeit auszubalancieren. Er zog die Hüfte zurück wie ein Torero vor einem angreifenden Stier, während er gleichzeitig den Arm mit dem Becher durchstreckte.

Frau Schneider, Anneli, lachte. Parker sah sich um. Die meisten Seminarteilnehmer hatten sich um den improvisierten Kaffeetisch im Gang versammelt, schenkten sich aus großen Kannen ein oder bedienten sich beim Sprudel und den Keksen. Viele mussten bei Wilfrieds Kaffee-Slapstick-Einlage unwillkürlich grinsen. Anneli, Beate, Waltraud. Namen wie aus der Wirtschaftswunderzeit.

Anneli war mittelgroß und wirkte auf Parker eher zurückhaltend, in ein blaues Kostüm gekleidet, hätte sie als Hanseatin durchgehen können, aber ihre Haltung strahlte nichts Unterkühltes aus, eher schien eine Art ungezügelter Energie in ihr zu stecken, als könnte sie im nächsten Moment anfangen zu

tanzen. Sie reichte Wilfried eine Serviette, was aber nur dazu führte, dass er den Kampf mit dem Kaffeebecher endgültig verlor. Eine dunkelbraune Lache breitete sich auf dem Boden des Schulflurs aus. Vielleicht war es kein Zufall, dass Menschen mit diesen Namen angehende Anwälte, Richter und Staatsanwälte waren. Prädestinationslehre à la Schleswig-Holstein. Wilfried tupfte mit der Serviette den Boden auf, Anneli half ihm, und auch Parker bückte sich zu den beiden herunter und unterdrückte ein Lächeln, als er fast mit der Stirn gegen die beiden stieß.

«Alles in Ordnung?»

«Ja, alles klar.»

Anneli wandte sich ihm wieder zu.

«Matthew Parker. Das ist ungewöhnlich, Matthew.» Sie schien über seinen Namen genau so nachzudenken, wie er über ihren.

«Ja,» antwortete er, «mein Vater war Engländer.»

«Und Jazzfan?»

In seiner Eingangsübung, die eigentlich eine Vorstellungsrunde gewesen war, hatte er vorbereitete Kärtchen an die Teilnehmer verteilt.

«Schreiben Sie Ihren Namen, Ihren Beruf, ein paar Stichworte zu Ihrer Person, Hobbys, ob Sie gern essen, ob Sie gern tanzen, alles, was wir in drei Minuten unbedingt über Sie wissen sollten, sowie Ihre Erwartungen für dieses Seminar auf. Und dann kommen Sie nach vorn.» Dabei hatte er aufs Pult geklopft, an das er sich gelehnt und von dem er sich dann wieder entfernt hatte. Ein Podest, das alle zuerst ganz klein machen würde. Er würde sie einen nach dem anderen aufrufen. Die erste hatte er sich bereits ausgesucht, Anneli.

Sie zitterte nur ein wenig, machte ihre Sache gut. Er hatte sich seitlich an die Klassenzimmerwand gesetzt, weit genug entfernt, um diesen Moment der Preisgabe, der geballt auf die Rednerin gerichteten Aufmerksamkeit nicht zu früh wieder aufzulösen. Aber doch nah genug, um auch den vom Pult verdeckten Großteil ihres Körpers zu beobachten.

Die Beine verrieten alles. Stand ein Teilnehmer mit gekreuzten Beinen da oder wippte der oder die Rednerin beim Vortrag hin und her, deutete das auf

erhöhte Anspannung, manchmal extreme Nervosität hin, die sich dann über die das Pult umklammernden Hände bis in die Gesichtsmuskulatur fortsetzen und sich – ein Fehler der Atmung – in schnell gehaspelten Sätzen ohne Pausen und Betonung Bahn brechen konnte. Ein Verhalten, das dem Publikum lediglich eine einzige Botschaft vermittelte: Ich will hier ganz schnell wieder weg.

Körpersprache trog nie.

Anneli machte fast alles richtig. Stand breitbeinig im Seemannsgang da und wurde so automatisch ruhiger. Sie fing auch nicht sofort an, sondern atmete erst einmal tief ein und sah in die Runde, holte sich Sicherheit. Dann, bei den Erwartungen ans Seminar, sah sie Parker an und verschluckte den Satz. Er stand auf, erlöste sie von ihrer Verkrampfung mit einem Nicken, berührte sie, bevor sie wieder auf ihren Platz verschwinden konnte, am Handgelenk, stellte sich neben sie und erklärte, dass man die Hände am besten flach aufs Pult legte und die Bauchatmung unterstützte. Er forderte alle Teilnehmer zum Aufstehen auf, legte sich die Hand auf den Unterbauch, beschrieb, wie man die Luft ins Zwerchfell einsog und so einen Luftvorrat ansammelte, den er, mit dem Hinweis «die Sänger nennen das Stütze», in einem volltönenden «Lala» in den zugigen Klassenraum entließ.

Die Teilnehmer versuchten es ihm nachzumachen. Die erste Erprobung der Zwerchfellatmung verlief meist erfolglos. Die eine Hälfte sog Luft ein und tastete herum, drückte hilflos auf die Bauchdecke, zuckte mit den Schultern. Die andere Hälfte des Seminars lächelte zufrieden. Sie hatten den Druckpunkt gefunden. Parker korrigierte der Reihe nach ihren Stand, die Armhaltung und führte die Hände seiner Seminarteilnehmer an die richtige Stelle. Eine Kakophonie von Lauten erfüllte den Raum. Die Angst vor dem drohenden Auftritt ließ nach. Eine, Anneli, hatte ja schon begonnen und Parker hatte mit seiner Erklärung die ganze Nervosität in die erste Unterrichtssequenz verwandelt.

Er dankte Anneli und bat als nächsten Wilfried ans Pult, was diesem augenblicklich Schweiß auf die Stirn trieb. Wilfried zog sich die Kappe noch weiter ins Gesicht. Nervös nestelte er an seinen Kärtchen herum, mischte sie neu, als wäre ihm die Reihenfolge noch nicht klar. Er fing dann mit «äh, ich bin, heiße, Wilfried» an, alles nach unten gesprochen, das Gesicht vor den Blicken der anderen durch seine Schirmmütze verborgen. Parker hatte sich nicht getäuscht, Wilfried war eine harte Nuss. Nachdem sich alle sechzehn Teilnehmer vorgestellt hatten und er sich die Namen, die Sitzpositionen, die Berufe, erste Schwächen und Stärken sowie Erwartungen an das Seminar notiert hatte, war es für Parker an der Zeit, die Karten auf den Tisch zu legen.

Er war selber nervös, wie immer. In den Einheiten am ersten Tag würde der Grundstein für den Erfolg des gesamten Seminars gelegt werden.

Neben einigen Bemerkungen zum Ablauf, dem einstimmig angenommenen Vorschlag sich im Seminar mit Vornamen und Sie anzureden, gab er prägnante Stationen seines Lebens an, so ausgewählt, dass es nicht nach Angabe klang, aber doch das Gespräch in den Pausen tragen und, wie er hoffte, die Neugier der Teilnehmer in die richtige Richtung lenken würde. Anneli hatte sofort angebissen.

«Ja, Jazzfan war mein Vater auch, hat für BFBS, den Militärsender der Engländer, das Nachtprogramm gemacht. Schlafloser, der er war.»

«Dann haben Sie ja Glück gehabt, Matthew, dass er sie nicht Charlie genannt hat.»

«Sie mögen Jazz?»

«Klar. Mein Vater ist auch Fan. Roscoe Mitchell zum Beispiel, kennen Sie den?»

Parker nickte.

«Ja? Wie schön! Bei Mitchell ist jeder Ton, jede Artikulation einzigartig – als würde er einen Raum bauen, nur aus Klängen! Das ist keine Musik zum Tanzen, aber die macht mich weich, wenn ich nachts einfach nur da liege und hinaushöre. Es sind so zerbrechliche Melodien, und dann verwandelt sich alles, das ist wie Denken, aber nicht mit dem Kopf, sondern ganz aus dem Körper.»

«Aus dem Körper?»

«Ja. Finden Sie das komisch?»

Parker schüttelte den Kopf.

«Nein, überhaupt nicht. Ich mag es, wie Sie das beschreiben. Mein Vater mochte Mingus. Ich bin mit Musik aufgewachsen, vielleicht ...»

Er unterbrach sich.

«Ja?» Sie sah ihn über ihren Kaffeebecher an. Dann setzte sie nochmal an.

«Hier in Kiel gibt es einen richtig guten Jazzladen, das Monk's, nächsten Montag spielt das Stefon Harris Quartett, vielleicht ...Wie lange bleiben Sie denn?»

Parker bot gleich im Anschluss an das Seminar in Kiel am Montag und Dienstag in Frankfurt Individualtraining bei Fernsehauftritten für Manager der Bahn an. Die waren ganz schön verzweifelt an dem markigen Gewerkschafter der Lokführer. Die Bahn zahlte gut, nicht gut genug, aber für Parker zählte jetzt jede einfache Verdienststunde. Sollte es mit dem Kieler Job klappen, könnte man ja sehen.

Die Dreisätze gingen der Gruppe leicht von der Hand. Titel, Inhalt, Wertung, ein einfaches Denkmuster, das beliebige Themen gegliedert zur Darstellung brachte. Er hatte es sogar geschafft, Wilfried nach der Mittagspause seine Kopfbedeckung in geschlossenen Räumen auszureden, dafür hing der jetzt allerdings an ihm, als wären sie Freunde.

Nicht nur die Baseballkappe war es gewesen, die die Gruppe sofort gegen den schlaksigen Junganwalt eingenommen hatte. Viele kannten ihn schon. Er hatte sich auf einen der Eckplätze gesetzt, eigentlich untypisch für einen «Verklemmten», als den ihn Matthew zunächst eingestuft hatte. Er hatte ihn irgendwo in der Mitte erwartet oder links vom Lehrertisch sitzend, im toten Winkel. An den Ecken saßen Parkers Erfahrung nach Menschen mit übersteigertem Selbstbewusstsein, «Troublemaker». Denen ging es meistens zu langsam oder sie fanden alles zu verschult, die fragten, wenn man ihnen nicht gleich von Anfang an entweder durch spezielles Lob oder durch harte Kritik

den Wind aus den Segeln nahm, irgendwann, was denn das Ganze solle, sie hätten sich da etwas ganz Anderes vorgestellt. Das machte schlechte Stimmung. Man durfte sich nicht durch die anfängliche Angst der Teilnehmer im Seminar täuschen lassen: hier herrschte Krieg – und die Fronten konnten sich schnell gegen den Dozenten richten.

Wie immer am ersten Tag baute er am späten Nachmittag zur Auflockerung auf die Fünfsatzübung. Geübt werden sollte spontane Dialektik mit vorbereiteten Argumenten, Teamwork beim Brainstorming und schnelle Bezugnahme auf den Gegner in einer Podiumsdiskussion, wo Pro und Contra klar definiert waren. Sein Paradedthema für diesen Abschluss war «Hunde in der Stadt – Segen oder Fluch?»

Der erste Seminartag war gut gelaufen, der Schulungsraum am Abend mit Energie aufgeladen gewesen. Die alten Heizungsrohre, die einen Anstrich vertragen konnten, die Tische, an denen sich alle zunächst wieder wie Schulkinder vorgekommen waren angesichts der eingeritzten Liebespfeile, spritzenden Eicheln, Cora geht mit Jens, den Kritzel-Ponys und Hakenkreuzen. Es war ihm schon letztes Mal merkwürdig vorgekommen, dass der Anwaltsverband so viel Geld für ihn ausgab und er den Kurs dann in diesem Ambiente gab. Vielleicht reizte die Schübigkeit der Schulräume Juristen. Im Laufe des Tages hatten sie diese Umgebung vergessen, es war ihr Raum geworden, nicht mehr der Klassenraum einer Unter- oder Mittelstufe. Parker verabschiedete sich von jedem Teilnehmer an der Tür, mit Handschlag.

MATT REES



**DIE DAMASKUS
CONNECTION**

THRILLER

C.H.BECK

Matt Rees

Die Damaskus-Connection

Thriller

Aus dem Englischen von Werner Löcher-Lawrence

2018. 363 Seiten. Klappenbroschur

ISBN 978-3-406-70042-2 € 16,95

eISBN 978-3-406-70043-9 € 13,99

Erscheint am 26. Januar 2018

Über das Buch

Die Ärztin Amy Weston, spezialisiert auf die Behandlung von Opfern chemischer Kampfstoffe, hat es eilig. Sie muss dringend Federal Agent Dominic Verrazzano sprechen, den man ihr empfohlen hat. Jedes Verbrechen, bei dem die Grenzen des amerikanischen Staates überschritten werden, liegt im Zuständigkeitsbereich seiner New Yorker Behörde Immigration and Customs Enforcement. Und Weston hat eine wichtige Botschaft. Aber bevor sie Verrazzano erreichen kann, wird sie tödlich verletzt, kann ihm nur noch einen kryptischen Zettel geben. Verrazzano, ehemaliger Elitesoldat und Söldner, nimmt die Ermittlungen und, wie es aussieht, auch den Kampf auf. Es geht um Giftgas, um einen Anschlag, und die Untersuchungen führen ihn und seine Kollegen schließlich nach Syrien, mitten in den Bürgerkrieg, zu einem Gelände voller Sarinfässer. Aber wer steckt wirklich hinter den dramatischen Anschlagsplänen und geht es hier tatsächlich um Syrien?

Furios, voll komplexer Charaktere und überraschender Wendungen, actionreich und hochspannend – der erste Thriller von Matt Rees um den charismatischen Federal Agent Dominic Verrazzano.

Über den Autor

Matt Rees, 1967 in South Wales geboren, war Jerusalemer Bürochef der Time und schrieb u.a. vier Omar-Jussuf-Krimis, die auf Deutsch bei C. H.Beck und Heyne erschienen sind und für die er u.a. den John Creasey Dagger der CWA erhielt. Bei C. H.Beck erschien außerdem u.a. der Krimi «Mozarts letzte Arie». Matt Rees lebt und arbeitet in Luxemburg.

«Die Damaskus-Connection» ist der erste Band einer neuen Thrillerreihe des Autors.

Über den Übersetzer

Werner Löcher-Lawrence arbeitete etwa zwanzig Jahre als Lektor in verschiedenen Verlagen. Heute ist er als literarischer Agent und Übersetzer tätig. Zu den von ihm übersetzten Autoren gehören u.a. John Boyne, Anthony Doerr, Patricia Duncker, Nathan Englander, Hilary Mantel, Hisham Matar, Louis Sachar und Colin Thubron.

Für Lisa Erbach Vance

«Geduld ist die Kunst des Hoffens.» (Luc de Clapier, 1746)

Hab Dank für deine große Geduld und Kunst.

Hier kommt die Hoffnung ...

Dank auch den ICE-Agenten
des New York City Field Office

«Das ICE wird sein Anti-Weiterverbreitungs-Programm ausbauen und sich dabei auf die besonders ernststen Bedrohungen konzentrieren: nukleares Material, fortgeschrittene Waffensysteme und risikoreiche Technologien.»

US Immigration and Customs Enforcement (ICE)

Alle in diesem Roman vorkommenden Namen, Personen, Organisationen, Orte und Ereignisse entspringen entweder der Phantasie des Autors oder werden rein fiktiv benutzt. Jede Art von Ähnlichkeit mit tatsächlichen Geschehnissen, Orten oder Personen, lebend oder tot, sind nicht beabsichtigt und rein zufällig.

Prolog

Underwood hängte sie im Staub und Gedränge um das Grab der Enkelin des Propheten Mohammed ab, stieß mit seinem Jeep auf den Airport-Highway und hielt im Rückspiegel nach dem Mercedes Ausschau, der sich zwischen Eselskarren und überfüllten, bedenklich zur Seite neigenden Mini-Bussen durchwand. Zehn Minuten später kam der Jeep schlitternd vor dem ruhigen Terminal zum Stehen. Ein lethargischer Flughafenangestellter richtete warnend seinen Finger auf das «Nur für Taxis»-Schild am Bordstein.

Underwood zog ein paar zerknüllte Geldscheine aus seiner Cargo-Hose und drückte sie dem Mann in die Hand. In der Hitze stach ihm jeder Atemzug scharf und qualvoll in die Lunge, während er unter dem schlecht gemalten Schild mit der Aufschrift *Die syrisch-arabische Republik verabschiedet sich und wünscht Ihnen eine glückliche* hindurchstolperte. Glück schien etwas so seltsam Fremdes in Damaskus zu sein, dass es den Schildermaler offenbar von der Leiter geworfen hatte, bevor er den Satz beenden konnte. Underwood verstand den Mann.

Drei Männer in weiten, schwarzen Lederjacken und mit dicken Schnauzbärten liefen zwischen Security-Gate und Tabakkiosk hin und her, und Underwood war lange genug im Nahen Osten gewesen, um zu wissen, dass sie zum Geheimdienst, dem *Muchabarat*, gehörten. Unter schweren Lidern starrten sie ihn an, als könnten sie ihn schon mit ihren Blicken zur Strecke bringen.

Er tastete nach dem Päckchen in der Schenkeltasche seiner Hose. Es war klein und leicht, fühlte sich jedoch so todbringend wie die Glock 17 hinten in seinem Hosenbund an. Er spähte nach dem Logo der Post, einem goldenen Kreis mit türkisfarbenem Strich. Aus der Stadt selbst ließ sich nichts mehr verschicken, aber hier, das wusste er, konnte er sein Päckchen geradewegs ins Flugzeug bekommen. Er durchquerte die Halle zum Schalter.

Die Geheimpolizisten folgten ihm mit ihren Blicken. *Sie sehen deine Panik*, dachte er. *Bleib verdammt noch mal ruhig*. Schweiß stach ihm in die Haut, als

wären es Fettspritzer aus einer glühend heißen Pfanne. Der Mann draußen hatte sich auf einen Karton gesetzt und pulte sich zwischen den Zähnen herum. Vom Mercedes war nichts zu sehen. *Noch* nicht.

Underwood legte den Arm auf die Schaltertheke, fingerte das Päckchen hervor und zog einen dünnen, blauen Luftpostumschlag aus der Hemdtasche.

Der Postbeamte war mager, mit einem winzigen Schnäuzer und ohne Kinn, wie die Karikatur seines Präsidenten auf dem verblichenen Plakat hinter ihm an der Trennwand. Der Mann nahm den Brief und sagte etwas.

Underwood deutete auf seine Ohren und hörte sich durch die Schwingung in seinem Kiefer rufen: «Ich bin taub.»

Der Mann zuckte zurück. Underwood senkte die Stimme.

«Artillerie. Granaten», sagte er und machte eine Geste, als flögen ihm die Ohren weg. «*Boom.*»

Der Postbeamte zupfte nervös an seinem Schnäuzer und schob ihm eine in schlechtem Englisch verfasste Liste mit den möglichen Versandarten hin. Underwood tippte auf das Wort *Express*. Der Mann nickte und legte die Liste wieder weg.

Der Brief würde das Einzige sein, was seine Frau und Tochter je als Erklärung bekämen. Als eine Art Erklärung. Das Päckchen ging an Jeff Parry. Der würde der Sache ein Ende machen ... wenn sie nicht ihm ein Ende machte.

Wie mir.

Die Geheimpolizisten wandten sich dem Fenster zu. Underwood folgte ihrem Blick. Der alte Mercedes kam hinter seinem Jeep zum Stehen. Seine Verfolger waren da.

Underwood schob ein verschwitztes Bündel Geld über die Theke. Der Beamte nahm es verwirrt in die Hand. Es waren mehr als fünfhundert Dollar. «Behalten Sie's», sagte Underwood.

Die vier Männer sprangen aus dem Mercedes, angespannt, athletisch, die Gesichter hinter Strumpfmasken versteckt. Kurze, belgische Maschinenpistolen an den Hüften.

«Bitte, sorgen Sie dafür, dass der Brief durchkommt.»

Der Beamte sah, was sich draußen zusammenbraute, und versteckte sich hinter der Theke. Er schüttelte den Kopf.

«Viele Menschen werden sterben, wenn das nicht ...» Underwood griff nach seiner Brieftasche. Er holte ein Foto von Francine heraus. Wegen dieses Zeugs war sein Blick wie vernebelt, und seit Tagen trännten seine Augen, aber das jetzt waren echte Tränen. Er beugte sich über die Theke und zeigte dem Mann das Foto, nahm den Umschlag und wedelte damit in seine Richtung. «Für mein kleines Mädchen.»

Der Postbeamte packte den Brief und das Päckchen und kroch in den Raum hinter der Trennwand.

Die bewaffneten Männer stürmten herein. Underwood schlug vor den verlassenem Mietwagenschaltern Haken, um sie von der Post abzulenken.

Die Geheimpolizisten zögerten. Sie waren hier, um Bestechungsgelder zu kassieren und von Zeit zu Zeit etwas Scotch zu konfiszieren. Schießereien waren was für Leute, bei denen es um alles oder nichts ging.

«Verschwindet», rief Underwood ihnen zu. «Raus hier.» Er zog seine Glock.

Seine Verfolger eröffneten das Feuer. Drei schnelle Feuerstöße, und die Muchabarat lagen am Boden. Der größte der Männer rief auf Englisch: «Erledigt sie.»

Einer der Schützen lief zu den sich windenden Polizisten. Underwood hob seine Glock und traf ihn in den Hals. *Aus zwanzig Metern, die Augen voller Tränen und die Lunge ein nukleares Testgebiet. Nicht schlecht, Daryl.* Er ließ die Waffe sinken und würgte. *Ein guter Schütze ist noch längst kein guter Mensch. Aber das weißt du, oder, arschloch?*

Der Große hob seine Maschinenpistole und schickte ein Dutzend Kugeln in seine Richtung.

Die Geschosse schnitten durch seine Schienbeine. Er schlug mit dem Hinterkopf auf den Boden. Vor seinen Augen blitzte es auf, dann kehrte die Sicht schemenhaft wieder zurück. Die Decke des Terminals war weit, weit weg, verschattet und ohne Licht. Er schloss die Augen.

Der Schütze grub seinen Stiefel in die breite Wunde in Underwoods linkem Bein. Der Schmerz war das Geschoss einer Drei-Millionen-Megajoule-

Railgun, Underwood zuckte hoch und schlug ein weiteres Mal mit dem Kopf auf den Boden.

Der Mann hockte sich neben ihn und hob die Strumpfmäse. Es war Lance. «Wie geht's, Daryl? Was machst du am Flughafen? Willst du verreisen?»

Underwood konnte die Worte kaum hören. Er versuchte zu akzeptieren, was kam. Er durfte sich nicht wehren. Er musste stumm bleiben, bis seine Post im Flugzeug war, musste seinem Körper erlauben zu sterben, auch wenn seine Seele noch nicht losließ. Lance beugte sich vor. Sein Trapezmuskel hob sich in einem bedrohlichen Winkel und lüftete die schussichere Weste. Er fasste Underwoods Kinn und drehte den Kopf zur Seite. «Oh, du hast dein Hörgerät verloren.»

Der Spott drang durch Underwoods Taubheit. Er knurrte und würgte.

«Gehen wir, *Hombre*.» Lance packte Underwoods Fuß. Er verdrehte den gebrochenen Knochen und zog ihn über den Boden zur Tür.

Underwood hatte nicht die Luft, um zu schreien.

TEIL 1

Kapitel 1

Amy Weston lief die 26th Street hinunter und spürte ihr nahes Ende. Mit jedem Schritt rückte es näher. Sie hatte Übung darin, den Moment der Auslöschung zu erkennen. In Libyen hatte sie sich um phosphorversengte Kinder gekümmert, in Syrien war es Nervengas gewesen. Wann immer ein Patient starb, zählte sie die Tage bis zu ihrem eigenen Ende herunter. Jetzt zählte sie, weil der Hagere hinter ihr her war. Die Kapuze seines grünen Sweatshirts verschattete sein todesbleiches Gesicht, aber sein Mund verriet eine amüsierte, raubtierhafte Lust.

Weston eilte durch den Verkehr auf der Ninth Avenue. Würde er es hier tun? Hier waren zu viele Menschen. Er kam näher. Er versuchte nicht einmal, unerkannt zu bleiben.

Einen Block weiter lag das Gebäude der Polizei- und Zollbehörde des Ministeriums für Innere Sicherheit, des *US Immigration and Customs Enforcement*, kurz ICE. Da war sie sicher. Fürs Erste.

Die Hand des finsternen Mannes hinter ihr steckte in der Tasche seines Kapuzen-Sweatshirts. Da hatte er eine Pistole, Weston war sich sicher. Wegen ihr hatte er sie dabei.

Quannah hatte sie zum ICE geschickt, weil sie unbedingt mit einem Beamten der amerikanischen Regierung reden wollte. Jedes Vergehen, jedes Verbrechen, bei dem die Grenzen des amerikanischen Staates überschritten würden, liege im Zuständigkeitsbereich des ICE, hatte er gesagt. Weston hatte noch nie von der Truppe gehört. «Ist Verrazzano einer von den Guten?», hatte sie gefragt.

Quannah brummte: «Du brauchst keinen Guten.»

Der Kapuzenmann wurde schneller. Weston rannte. Die Erinnerung an Quanah, seine Kraft und Liebe, überwältigte sie. Wenn er jetzt hier wäre, müsste sie nicht rennen.

Sie stieß mit einem telefonierenden, jungen Mann zusammen und stolperte auf die Straße.

Ein gelbes Taxi wich ihr aus und kam mit quietschenden Reifen vor ihr zum Stehen.

Der Kapuzenmann hielt auf sie zu, eine Hand auf die Brust gepresst, das blasse Gesicht verzerrt. Vielleicht war er dem Tod näher als Weston.

Sie flüchtete auf den Rücksitz des Taxis. «Fahren Sie. Schnell, fahren Sie.»

Der Fahrer war ein schlanker Haitianer. Er setzte den Wagen in Bewegung.

Die Ampel der Avenue schaltet auf Gelb. Der Haitianer bremste.

«Fahren Sie», schrie sie. «Zwanzig Dollar. Zwanzig Dollar, wenn Sie's noch schaffen.»

Der Haitianer zögerte, trat aufs Gas und raste die Avenue entlang.

Weston starrte aus dem Rückfenster. Ihr Verfolger war verschwunden. Sie hatte den Schmerz in seinem Gesicht und die Hand auf seiner Brust gesehen. Er war einer von *ihnen*. Sie wusste es. Und es saß in seiner Lunge. Offenbar hatte es auch ihn erwischt.

Etwa einen halben Block weiter drückte sie dem Fahrer einen Schein in die Hand, sprang aus dem Auto und rannte auf die nördliche Straßenseite, auf ein zu einem Bürogebäude konvertiertes Lagerhaus zu.

Ein halbes Dutzend Leute stand am Empfang, um sich in die Besucherliste einzutragen. Sie drängte an ihnen vorbei und verströmte eine solche Angst und Dringlichkeit, dass selbst die sonst so direkten New Yorker keinerlei Kommentar dazu abgaben.

Weston zog eine zusammengefaltete Ausgabe der *New York Times* aus der Tasche und suchte nach einem Ausweis, bekam ihren Führerschein zu fassen, warf ihn auf die Theke und setzte ihren Namen auf die Liste. Der Wachmann gab ihr einen Pass und wählte Verrazzanos Anschluss. Ein Musikvideo dröhnte auf dem Schirm über dem Zeitungsstand bei den Aufzügen. «Mach das leiser», rief der Wachmann.

Der Kioskbesitzer starrte verwirrt auf seine Fernbedienung. Drückte mit dem Daumen einen Knopf. Die Musik wurde lauter.

«Himmel noch mal, LEISER.»

Mehr Besucher kamen durch die Drehtür von der Straße, aber niemand mit einem Kapuzen-Sweatshirt.

«Fahren Sie hinauf. Sechster Stock», sagte der Wachmann zu Weston.

Sie hielt dem Mann am Drehkreuz ihren Besucherpas hin, drückte auf den Aufzugknopf. Alles okay, sie trat in den Aufzug. Die Türen schlossen sich, der Lärm aus der Eingangshalle, Musik und Reden verklungen. Dr. Weston atmete auf. *Also war das noch nicht mein Ende*, dachte sie, *noch* nicht. Sie wedelte sich Luft zu.

Da schob sich eine sehnige Hand zwischen die fast geschlossenen Türen.

Westons Schrei klang selbst in ihrem Kopf viel zu leise, verschluckt vom Rauschen der Welt, die sie retten wollte.

Der Kapuzenmann kam zu ihr herein.

Weston wich zurück in die Ecke des Aufzugs, möglichst weit weg von ihm. Der Mann hustete heftig. Seine Haut war grau, die Lippen fast blau. *Er ist einer von ihnen.*

Jetzt sprang auch noch eine Frau zu ihnen in den Aufzug und schenkte Weston ein «*Das-war-knapp*»-Lächeln.

Der Kapuzenmann packte sie am Hals und stieß sie zurück. Krank und zitternd, aber immer noch voller Kraft. Die Frau taumelte aus dem Aufzug.

Die Türen schlossen sich. Der Mann trat auf Weston zu, seine Augen waren von einem wilden Smaragdgrün, der Kopf zuckte auf seinem Hals wie bei einem Vogel.

Sie kniff die Augen zusammen, doch der Aufzug war voller Toter. Voller Flüchtlingskinder, Rebellen und hilfloser alter Menschen. All die Opfer. Sie schrien – schrien nach ihr und Verrazzano.

Sie spürte die Hände des Mannes kaum, die in ihre Kleider fuhren und sie durchsuchten. Er drückte ihren Kopf zurück und schob ihr seine Finger unter die Zunge. Sie würgte, und er zog sie zurück.

Unter den Toten hörte sie Underwood. Bevor er verschwunden war. Ihr die verheerenden Geheimnisse eines niederträchtigen Lebens zukeuchend, nachdem sie ihm erklärt hatte, dass ihm nur noch Tage blieben.

Der Kapuzenmann drückte ihr seine Pistole auf die Brust.

Kapitel 2

Der Nachmittagsbeschuss mit Granaten fing an, als Nabil Allaf in sein Büro in der Abteilung für Militärische Aufklärung kam. Die Einschläge, drei Kilometer entfernt im Außenbezirk von Damaskus, erschütterten den Raum. Die ferne Bedrohung durchflutete Allaf. Er war braun wie ein Rosenholzsarg, die tiefen Raucherfalten Knoten im Holz, dabei schien es Monate her, dass er es gewagt hatte, durch die Sonne zu gehen. Er schloss das Fenster, um den Lärm des syrischen Bürgerkriegs auszusperrern, und steckte sich eine Zigarette an. Er musste sich um eine andere Schlacht kümmern. Das Mädchen auf dem Display seines Blackphone war so schön, wie es nur schlafende Kinder sein können. Die Wange der Kleinen ruhte auf einem Stoff-Panda. Allaf betrachtete das Bild über das sicherheitsverbesserte Android-System und dachte wehmütig an die eigenen Züge in dem Alter. Er wünschte, seine Erinnerungen ließen sich tilgen wie dieses Video, das gleich nach dem Anruf von seinem Schweizer Server gelöscht werden würde. Der kleine Nabil hatte keine Nacht durchgeschlafen. Dafür hatte sein Vater, der General, gesorgt.

«Bist du so weit?», fragte Allaf.

Die Telefonkamera im Schlafzimmer des Mädchens schwang herum und füllte sich mit dem massigen, kahlen Kopf des Janitscharen, dessen Züge so ausdrucksstark wie die Schnauze eines Autos waren. Man konnte sich vorstellen, in den Scheinwerfern und der Wölbung der Haube eine Persönlichkeit auszumachen, dabei war es nicht mehr als eine Eigenheit des Designs. Allaf benannte seine Agenten nach den Kämpfern des alten türkischen

Reiches, die als Kinder entführt und zu Soldatensklaven ohne Vergangenheit gemacht worden waren, mit einer Zukunft, die von ihrer Treue und Ergebenheit abhing. Der Janitschar schloss kurz die Augen, um seine Bereitschaft zu signalisieren, und richtete die Kamera zurück auf das Kind in dem dunklen Raum.

Auf seinem Computer öffnete Allaf Silent Circle, eine verschlüsselte Videoanwendung, die über kanadische Server lief. Die zugehörige App hatte er auf das Handy seiner Zielperson aufgespielt, angehängt an eine einfache, unschuldig wirkende SMS, die den entsprechenden Code beim Anklicken in das Betriebssystem eingab. Jetzt rief er das Telefon an.

«Ja?» Eine klumpige Silbe. Der Mann am anderen Ende der Leitung hatte geschlafen. Allaf schüttelte den Kopf. Es war noch vor sieben Uhr morgens in New York, doch der syrische Botschafter bei den Vereinten Nationen hätte längst wach sein und sich auf einen Tag voller diplomatischer Aufgaben vorbereiten sollen.

«Einen Morgen der Freude, o ehrwürdiger Herr», sagte Allaf auf Arabisch.

«Einen Morgen des Lichts.» Der Mann räusperte sich.

«Möge Allah Sie segnen, ehrwürdiger Abu Hafiz.»

«Und tausend Segenswünsche auch für Sie, o ehrwürdiger Herr.» Der Botschafter wartete, dass der Anrufer sich identifizierte.

Stattdessen begann Allaf mit seiner ersten Instruktion. «Gehen Sie in das Zimmer Ihrer Tochter Nasrine.»

Er hörte die Stille und den Schock am anderen Ende. Dann spürte er die Bewegung und den Luftzug am Mikrofon. Der Mann verließ sein Schlafzimmer und lief über den Flur.

Allaf sah auf den Blackphone-Schirm. Der Janitschar schwenkte die Kamera vom Gesicht des Mädchens und richtete sie auf die Tür. Der Botschafter erschien, massig und mit runden Schultern, seine Silhouette zeichnete sich vorm Flurlicht ab, das Telefon hielt er am Ohr. Er schnappte nach Luft und zitterte.

«Sie tun heute Folgendes», sagte Allaf. «Wenn der Präsident der Vereinigten Staaten ans Mikrofon der UN-Vollversammlung tritt, verlassen Sie und Ihre Delegation den Saal. Sie kehren in die Botschaft zurück und bleiben dort.»

Eine Pause. Der Botschafter wartete auf mehr. «Und?»

«Das war's.»

«Das ist eine einschneidende diplomatische Demonstration. Wozu soll das dienen? Wer sind Sie, dass Sie das von mir fordern?»

Allaf lachte leise. «Mein Freund wird es Ihnen zeigen.»

Die Kamera bewegte sich zurück zu dem Mädchen. Die Kleine streckte sich und brabbelte etwas, wachte jedoch nicht auf. Die Glock des Janitscharen schmiegte sich zwischen ihren Kopf und den plüschigen Panda.

«O Abu Hafiz, ich denke, Sie haben keine Fragen mehr», sagte Allaf.

«Keine Fragen», murmelte der Botschafter. «Nehmen Sie die Pistole weg.»

«Möge Allah Ihnen ein langes Leben schenken.» Allaf schloss die Silent-Circle-App auf seinem Computer.

Auf dem Blackphone-Schirm verfolgte er, wie der Janitschar am Botschafter vorbei zur Wohnungstür ging. Er schloss die Verbindung mit einer einfachen Wischbewegung.

Kapitel 3

Verrazzano wartete im Vorraum des ICE-Büros auf Amy Weston. Auf der Stockwerksanzeige sah er, dass der Aufzug bei der Zwei stoppte. Wahrscheinlich sprang da ein schlecht rasierter T-Shirt-Designer mit zerrissener Hose und einem Tablett dünner Frappuccinos für die übrigen Mode-Heinis bei Tommy Hilfiger hinaus. Das ICE-Büro befand sich auf einer Etage, die sie einer Steuersünder-Firma abgenommen hatten. Als die Behörde nach 9/11 gegründet wurde, waren alle Bundesgebäude in New York randvoll belegt gewesen, und das hier hatte sich als Erstes aufgetan. Im Gegensatz zu vielen anderen Beamten störte es Verrazzano nicht, sich die Aufzüge mit

Werbeleuten, Modeschöpfern und gelegentlich auch mit Martha Stewart zu teilen, die in ihr Büro hochfuhr, aus dem sie Amerika mit herzhaften Rezepten und Tipps für die perfekte Hochzeit versorgte. Nur die Security machte ihm Sorgen. Sicher, in die Räume des ICE kam niemand hinein, die schwere Tür wurde von einem bewaffneten Wachmann per Fernbedienung geöffnet und geschlossen. So gut wie jeder konnte jedoch in die Aufzüge und in diesen Vorraum vor der Dienststelle.

Seine Finger spielten den schwungvollen Riff eines New-Orleans-Jazz-Klassikers auf seinem Bein. Seine Mutter war immer stolz auf ihn gewesen, wenn er auf dem Klavier Beethoven und Chopin vortrug, Dixieland war jedoch ihre wahre Liebe, da hielt es sie nicht mehr auf ihrem Stuhl. Ohne es recht zu merken, beruhigte er sich mit seinem lautlosen Spiel.

Hinter ihm rollten die quietschenden Räder des Hausmeisterkarrens durch die Sicherheitstür.

«Morgen, Leonard», sagte Verrazzano.

«*Java*.» Der Hausmeister hob eine Hand und zeigte auf Verrazzano. «Von Allen Toussaint. Aufgenommen unter dem Namen Tousan, 1958.»

Verrazzano war nicht bewusst gewesen, dass er die Melodie mitgesummt hatte. «Erwischt.»

Leonard hob die Hand, Verrazzano schlug dagegen.

«Wie geht's, Dom?» Der Hausmeister war zwanzig Jahre älter und näherte sich seiner Pensionierung. Er schob seinen Karren neben den Aufzug und drückte den Rücken durch, die Hände in den Hüften. «Allen Toussaint, oh, yeah. Spielen Sie viel?»

«Nur, um mich zu beruhigen, und mich bringt kaum was aus der Fassung.»

«Ganz der eiskalte ICE-Agent.» Leonard grinste. «Und warum spielen Sie jetzt? Was nagt an Ihnen?»

Verrazzano zuckte mit den Schultern. Das gedämpfte Geräusch des Aufzugsmotors setzte wieder ein, die Kabine näherte sich dem sechsten Stock.

«Toussaint hat auch *Working in the Coal Mine* geschrieben», sagte der Hausmeister. «Ich mag den Song. Besonders die Aufnahme von Lee Dorset.

Lord, I'm so tired. How long can this go on? Das frage ich mich auch jeden Tag, Mann. Sie nicht?»

«Wie lange?» Verrazzano schüttelte den Kopf. Ewig würde es so weitergehen. Und das war gerade so lange, wie er brauchte, um für das Leben, das er gelebt hatte, zu bezahlen. Für das, was er getan hatte. «Ich frage mich nie was, es sei denn, ich kenne die Antwort.»

Der Hausmeister lachte und rieb sich das Kreuz. «Tja, da haben Sie recht. Es geht immer weiter und gibt keinen Grund, mit was anderem zu rechnen, egal, wie müde Sie sind.»

Die Stahltüren öffneten sich. Verrazzano streckte die Hand aus, um Dr. Weston zu begrüßen.

Sie ergriff sie und ging in die Knie. Blut sickerte auf Verrazzanos Finger.

«Scheiße, verdammt.» Der Hausmeister ließ seinen Wischmop fallen.

Ihr Blick war durchdringend, und er richtete sich auf Verrazzano, ohne einen Gedanken an ihre Schmerzen. Sie hatte keine Angst vor dem Tod, sondern vor dem, was mit der Welt geschehen würde, wenn sie nicht mehr war. Verrazzano kannte diesen Blick. Maryam Ghattas hatte ihn so angesehen, als sie seine Arme packte, bevor er sie auf den Boden des Treppenhauses stieß und auf die Straßen Beiruts hinausilte.

Der Hausmeister stolperte zur ICE-Tür und schlug gegen das schussfeste Glas. «Wir brauchen Hilfe. Schickt jemanden her.»

Die schwere Sicherheitstür öffnete sich mit einem elektronischen Klacken, und der Wachmann kam heraus.

Verrazzano legte Dr. Weston auf den dünnen, blauen Teppich. Sie war etwa vierzig, ihr schulterlanges Haar hellbraun, aber dunkel auf der blassen Haut. Der blonde Flaum auf ihrer Oberlippe zitterte. Sie zog an seinem Ärmel, die Augen traten hervor, die Pupillen winzige Bleistiftflecken im Moosgrün der Iris. Er starrte sie an, verzweifelt und schockiert, als wollte sie ihn mit sich nehmen, wenn sich diese Augen für immer schlossen. So, wie Maryam Ghattas das Leben mit sich genommen hatte, das er bis zu ihrem Tod dort im Treppenhaus geführt hatte.

Er schob die *New York Times* zur Seite, die sie sich auf die Brust drückte. Es waren mindestens drei Einschüsse.

Der Wachmann kam. «Kinsella ist unterwegs.»

Sie war die Top-Erste-Hilfe-Frau unter den Agenten. Aber selbst Noelle Kinsella würde Dr. Weston nicht mehr retten können. Genauso wenig, wie ihr Special Agent Dominik Verrazzano helfen konnte. Er nickte stumm.

Der Hausmeister drückte Verrazzanos Schulter. «Kommen Sie, Mann. Ist okay.»

Die Geste erweckte ihn wieder zum Leben. Er rief dem Wachmann zu: «Lassen Sie das Gebäude schließen. Sämtliche Ausgänge.»

Weston schob ihm ein Stück Papier in die Hand. Es war blutig, die schwarze Tinte jedoch nicht verwischt. Er las: «33.516388, 36.269086.»

Verrazzano hielt den Zettel vor sie hin. «Was ist das?»

Die Sicherheitstür klackte. Kinsella kam mit dem Erste-Hilfe-Kasten zu der auf dem Boden liegenden Frau gelaufen. Ihr Haar war lang und trocken, bunt wie Herbstlaub. Es wehte hinter ihr her, ihr greller Schmuck klirrte. Westons Wunden pulsierten und rasselten.

«Halten Sie durch», sagte Verrazzano. «Dr. Weston, bleiben Sie wach.»

«Sie müssen sich beeilen.» Ihre Stimme war wie das Flüstern aus einem Albtraum. «Sie haben nur noch ein paar Tage. Mehr nicht.»

Die restliche Luft wich aus ihr. Sie schien im Boden zu versinken, als wäre sie eine aufblasbare Puppe und kein Mensch aus Fleisch und Blut.

«Was ist in ein paar Tagen?» Verrazzano beugte sich zu ihr vor. «Doktor, was ist dann?»

Ihr Blick verlor seine Dringlichkeit. Ein paar Tage, ein paar Jahre. Es war egal. Für sie gab es nur noch die Ewigkeit.

Der Hausmeister beugte sich über seinen Karren und fluchte.

Kinsella riss die Zellophanverpackung eines Brustsiegelpflasters auf. Die sich weitenden Einschusskanäle hatten lebenswichtige Organe zerstört. Kinsellas Hände schwebten über der Frau, die dünnen Finger voller dicker goldener Ringe und Sommersprossen. Die Verletzungen waren so groß, dass sie nicht wusste, wohin mit dem Pflaster.

Verrazzano starrte auf das Stück Papier. Es war aus einem Ringbuch gerissen, und offenbar handelte es sich um geografische Koordinaten, die jemand sorgfältig notiert hatte. Bill Todd kam in den Vorraum gerannt, seine Glock 19 bereits in der Hand. Er registrierte den Körper auf dem Boden und die niedergeschlagene Haltung Kinsellas mit dem Brustsiegel in der Hand. Verrazzano sah für eine Sekunde Verzweiflung in Todds Gesicht aufflackern, doch schon war da wieder sein barscher, harter Blick. Er wusste, was für eine niederschmetternde Erinnerung seinen Kollegen in diesem Moment erfüllte. Aber Todd war bereit, und Verrazzano musste darauf vertrauen, dass er ihm den Rücken freihielt.

Kinsella schloss Weston die Augen. So feierlich fuhr sie mit der knochigen Hand über das Gesicht der Frau, als wären tausend Seelen zum Himmel aufgefahren.

Verrazzano und Todd sprangen in den Aufzug.

«Der Schütze muss im zweiten Stock ausgestiegen sein. Da hat er gehalten.» Verrazzano hämmerte auf den Knopf, und sie sanken nach unten.

Kapitel 4

Der Feueralarm schrillte und erfüllte das Großraumbüro im zweiten Stock. Silberne Farbe bedeckte Ziegel und Balken, offen liegende Rohre und Lüftungskanäle. Das Firmenlogo des berühmten Modedesigners pulsierte in grellem Rot, Weiß und Blau über der Empfangstheke. Verrazzano lief vor Todd aus dem Aufzug und schwenkte seine H&K MP7 durch die Lobby.

«Ich bin ein Federal Agent», rief er der Rezeptionistin zu. «Wo ist die Feuertreppe?»

Die Frau starrte ihn wie gelähmt an.

«Wo ist sie? Los doch.»

Die Rezeptionistin hob ihren modisch ausgemergelten Arm und deutete quer durchs Büro.

Verrazzano sprintete zwischen entsetzten Hipstern hindurch. Die Tür zur Feuertreppe stand offen. Schon war er draußen und nahm immer gleich mehrere Stufen auf einmal. Todd folgte ihm, etwas schwerer auf den Füßen, das Gesicht voller Wut über den Mord an der Frau, die oben lag.

Die Verladerampen im Erdgeschoss führten auf die 26th Street hinaus. Die Halle war riesig, ursprünglich einmal hatte die Leigh Valley Railroad hier ihren Wagenpark unterbringen wollen. Ein Band schmutziger Fenster hoch unter der Decke ließ düsteres Licht herein. Die stählernen Tore waren geschlossen, nur das ihnen am nächsten liegende nicht. Todd rannte hinaus und suchte die Straße ab. «Da läuft keiner.»

In diesem Moment öffnete sich ganz hinten in der Halle eine Tür, nur einen Spaltbreit. Ein Mann schlüpfte hindurch. Verrazzano sah ihn.

«Bill, lauf zur Ecke vor», schrie er und nahm die Verfolgung auf, sprang im Halbdunkel über Kisten und Paletten und rannte hinaus auf die Eleventh Avenue. Die Bürgersteige waren nur mäßig bevölkert, und Verrazzano machte den Fußgänger mit dem entschlossensten Gang aus, einen Mann in einem grünen Kapuzen-Sweatshirt. Er sah nach Army aus, als wäre er auf einem Trainingsmarsch.

An der Ecke tauchte Todd auf. Verrazzano nickte zu dem Kapuzenmann hinüber. Todd joggte über die Straße, um ihn abzufangen. Da stoppte ein Taxi vor ihm. Todd schlug aufs Dach und fluchte, es solle weiterfahren. Der Kapuzenmann hörte ihn und sah sich um. Todds billiger blauer Anzug und seine steife Haltung machten ihn so eindeutig zu einem Polizisten, wie eine Flasche Crystal und zwei dahinstolzierende Wackelknie einen Hip-Hop-Künstler erkennen ließen. Die Zielperson sprintete los. Verrazzano rannte quer über die Avenue.

Todd rief dem Mann hinterher, er solle stehen bleiben. Er hob seine Glock, aber an der nächsten Ecke standen lauter auf Grün wartende Leute. «Alles aus dem Weg.»

Der Mann rannte den Block hinunter. Offenbar etwas unsicher auf den Beinen, erreichte er die Treppe, die zur alten Hochbahn hinaufführte, auf der die Stadt einen neuen Park angelegt hatte.

Verrazzano und Todd waren gut zehn Meter hinter ihm.

Der Mann sprang auf die Treppe und eilte zum Park empor. Die ICE-Beamten hämmerten über die Eisenstufen hinter ihm her.

Am oberen Ende der Treppe angekommen, musste Verrazzano lächeln. Manchmal traf es ihn noch unerwartet, dieses Gefühl, ans Ende einer Verfolgungsjagd zu gelangen. Er war es eher gewohnt, sich im Dschungel wegzuducken, während ein afrikanischer Schlägertrupp vorbeikam und seine Angst zu wittern versuchte.

Das ehemalige Hochgleis nördlich des Meatpacking Districts wirkte so gepflegt wie auf einer Stadtplaner-Skizze. Die Menschen schimmerten wie Computeranimationen schweißfreier Jogger und junger Eltern zwischen Wiesenpflanzen und Bänken aus brasilianischem Walnussholz. Der verzweifelt zitternde Flüchtige würde sich hier oben nicht lange verstecken können. Verrazzano ließ den Blick über das stellenweise hoch aufwachsende Pfeifengras gleiten.

Eine Hand mit einer Pistole schob sich aus einem braunen Blätterbusch. Feuer spuckte aus der Mündung.

Jogger strauchelten. Eltern schrien. Todd warf sich auf den Boden.

Verrazzano schrie: «Alles runter.»

Todd schob seine Glock vor, kauerte im Gestrüpp und murmelte unverständliche Worte.

«Schütze, ich bin Federal Agent», rief Verrazzano. «Nehmen Sie Ihre Waffe herunter. Ich will Sie nicht erschießen.»

Der Mann erhob sich aus dem hohen Gras, wie ein Samenkorn, das von einer Böe hochgeweht wird. Sein kantiges Gesicht verzog sich.

Verrazzano sah mehr als nur die Resignation eines Mannes, der wusste, dass er nie wieder frei sein würde. Er hatte in den letzten vier Jahren genug Leute wie ihn hinter Gitter gebracht, um diesen Gesichtsausdruck deuten zu können. Der Kapuzenmann war tieftraurig, als sähe er alles Böse dieser Welt vor sich und erkenne seinen Anteil daran. Die Hand hing schlaff an seiner Seite herab, aber immer noch mit der Ruger LCP.

«Lassen Sie die Waffe fallen.» Verrazzano ging auf ihn zu.

Der Mann sah zu den Wolken hoch, die mit dem Wind über sie hinwegzogen. «Es ist das Vier-Zehn.»

«Das *Vier-Zehn*?»

«Es tötet mich.»

«Niemand tötet Sie.»

«Das Vier-Zehn.»

«Was ist das Vier-Zehn?»

Der Mann schüttelte den Kopf auf eine Weise, als hätte er Angst, er würde ihm von den Schultern fallen.

Verrazzano trat näher. Er war nur noch ein paar Meter von ihm entfernt. «Warum haben sie Dr. Weston erschossen?»

«Wen?»

Ihre Stimmen waren weich. Sie sprachen über ein Thema, das sie beide kannten. Das Töten. «Die Frau im Aufzug. Dr. Amy Weston. Warum haben Sie sie erschossen?»

Sein Gesicht war vernarbt, ein wüstes Schlachtfeld. Seine Seele schien zu brennen, zu schauern und nach Verrazzano greifen zu wollen, der jede Art von Verbrecher kannte, die es gab – Massenmörder, Zuhälter, Drogendealer, Waffenschieber. Das Böse reichte nie nur bis knapp unter die Haut, es drang tief in sie ein und durchflutete sie vollkommen. Überleben konnten sie damit nur, indem sie es in sich aufnahmen, absorbierten und zu einem stolzen Teil ihrer selbst machten. Aber der da vor ihm gehörte nicht zu diesen Männern. Verrazzano konnte es an seinem Gesicht ablesen. Wie er sich mühte, das Böse aus sich herauszuwürgen.

«Wie heißen Sie?», fragte Verrazzano.

Der Mann neigte den Kopf zur Seite, als wäre ihm noch nie in den Sinn gekommen, dass Menschen Namen hatten.

«Geben Sie mir Ihre Waffe.» Verrazzano streckte den Arm aus.

Überrascht sah der Mann auf die Ruger in seiner Hand, wie auf ein Handy, das völlig unerwartet losklingelte. Er ließ sie fallen.

Verrazzano atmete erleichtert aus und bückte sich danach.

Der Mann bewegte sich schnell, sprang auf das Geländer am Rand des Parks und balancierte hoch über der Straße, ein Tänzer, der zu einer Arabeske ansetzte.

«Nein.» Verrazzano versuchte ihn zu erreichen.

Der Mann verschränkte die Arme vor der Brust und ließ sich nach vorn fallen. Zehn Meter tiefer schlug er mit dem Kopf zuerst auf dem Asphalt auf.

Seine Beine waren noch in der Luft, als der City-Bus ihn erfasste und zehn Meter weit die Straße hinunterschleuderte.

Kapitel 5

Todd kniete sich neben den Körper des Toten. «Er hatte etwas Militärisches», sagte er. Verrazzano überprüfte Atmung und Puls und durchsuchte die Taschen des Mannes. Kein Geld. Kein Ausweis. Er schob die Ärmel des Sweatshirts hoch, keine Tätowierung, die ihnen weitergeholfen hätte. Dicke Adern erstreckten sich über sehnige Muskeln, sonst war da nichts.

«Ich hätte ihn erschossen», sagte Todd. «Wenn es hätte sein müssen.»

Verrazzano wusste, was Todd gemurmelt hatte, als er seine Waffe auf das Gras richtete, in dem der Mann versteckt gewesen war. Gegen seinen trockenen Mund hatte er angedet und den Drang, danebenzuschießen. Das natürliche Bedürfnis, *kein* Leben auszulöschen. Er durfte den Fehler nicht wiederholen, für den er vor einem Jahr fast mit seiner Laufbahn bezahlt hatte.

«Ich weiß», sagte Verrazzano.

Er griff in seine Jacke.

«Ich hätte den Kerl töten sollen», sagte Todd. «Den Kerl in D. C.»

Verrazzano hatte den internen Bericht gelesen, hatte gehört, was geredet wurde, bevor Todd nach New York versetzt worden war. Dass er es bei einer Schießerei verpasst hatte, einen Verdächtigen zu eliminieren, und ihn hatte entkommen lassen. Auf seiner Flucht hatte der Mann dann, ein Gangster namens Pangiotis, einem anderen Agenten eine Kugel in den Rücken gejagt,

der heute wie ein Neunzigjähriger ging, und das würde so bleiben, bis es endgültig mit ihm vorbei war. Verrazzano zog ein Messer aus der Tasche, dessen Klinge in den schwarzen Stahlgriff eingeklappt war. «Es ist der Kopf, Bill», sagte er. «Du hast keine Ahnung, wie weit er dich gehen lässt, bis dein Finger auf dem Abzug liegt.» Er ließ die Klinge herausschnappen, deren Spitze wie die Klaue eines Raubvogels gekrümmt war.

«Was hast du vor?»

Verrazzano hörte das Schrille in Todds Stimme. «Ganz ruhig, Bill.»

Er drehte die Schraube, um die Klinge zu arretieren, und schlitzte die Vorderseite des Sweatshirts auf. Das weiße T-Shirt darunter war blutgetränkt. Auch das schnitt er auf. Ein schmales Band Brusthaarfusseln bedeckte die Kuhle zwischen den Brustmuskeln. Immer noch keine Tätowierung. Er fuhr mit den Fingern unter dem Schlüsselbein entlang und zog die Brauen zusammen. Ein paar Leute kamen aus dem Bus und starrten sie an, die Arme um die Körper geschlungen. Auch der Fahrer trat nervös näher.

Verrazzano strich mit der Hand über die Haut unter dem Schlüsselbein und umschloss mit den Fingern eine etwa sieben mal fünf Zentimeter große Vorwölbung. Eine Ader schien davon in Richtung Herz zu führen. Er drückte die Spitze des Messers auf die Haut neben der Wölbung, schob die Lippen vor und trieb sie einen guten Zentimeter in den Körper.

«Dom, hör auf.» Todd griff nach Verrazzanos Schulter.

Der sah ihn so durchdringend an, dass Todd seine Hand zurückzog. «Wir haben nicht die Zeit, bis die Forensiker die Leiche untersucht und die Ergebnisse ins System eingespeist haben. Lass mich.»

Zögerlich trat Todd einen Schritt zurück.

Verrazzano schnitt die Haut um den unteren Teil der Wölbung auf, fuhr mit den Fingern in die blutige Fleischtasche und riss eine kleine, gut einen Zentimeter dicke, silberne Platte heraus.

«Was *ist* das?», fragte Todd.

«Ein Herzschrittmacher.»

Er durchtrennte die plastikummantelten Drähte, die den Schrittmacher mit dem Herzen des Toten verbanden. Der Busfahrer übergab sich in die Gosse.

Verrazzano nahm einen Beweisbeutel aus der Tasche und öffnete ihn. Todd bedeckte seine Kehle. «Du kannst doch nicht einfach ...» «Wenn du einen von denen hast», sagte Verrazzano und hob den Schrittmacher in die Höhe, «kannst du im Notfall darauf bauen, dass die Leute, die dich behandeln, Zugang zu deinen Unterlagen bekommen. Jeder Arzt findet, was er wissen muss, wenn er das Ding scannt.» Todds Blick folgte dem Blut in den Falten des Plastikbeutels. «Darauf ist also ...» «Alles über unseren Mann.» Verrazzano steckte den Beutel ein. «Einschließlich seines Namens.» Todd erschauerte. «Meine Fresse, Dom.» Verrazzano klappte die Klinge zurück in ihren Griff. «Warte hier auf die Jungs vom NYPD. Ich finde unterdessen heraus, wer der Typ war.»

Kapitel 6

Roula Haddad hielt den schwarzen Plastikscanner über den Schrittmacher auf dem Instrumententablett. Der Drucker auf dem Tisch spuckte ein Blatt Papier aus. Verrazzano nahm es.

Die Schrittmacherdaten waren in Tabellenform verfasst. Pulsweiten, Arrhythmien, der Batterieladezustand, und oben stand der Name des Mannes, aus dessen Körper Verrazzano den Apparat geschnitten hatte. «Lee Hill», sagte er. «Überprüf den Namen, Roula.»

«Bin schon dabei», sagte sie und gab ihn ins System ein.

Die Computerexpertin des New Yorker Büros war attraktiv wie ein Model. Ihre exotischen, libanesischen Züge schienen ständig vom Scheinwerfer eines Modedefotografen ausgeleuchtet zu werden, dabei unterschied sie sich, was ihre Figur anbelangte, ziemlich von den Magersüchtigen auf den Catwalks der Szene. Ihr Schwerpunkt lag tief, und ihre Hüften waren breiter als ihre Schultern. Ihr bei der Arbeit zuzusehen, war so faszinierend, wie ihr

nachzuschauen, wenn sie den Flur hinunterging. Sie schaltete zwischen drei Monitoren und Dutzenden Sites und Datenbanken hin und her und wusste immer, wo gleich etwas Wesentliches kam. Verrazzano nahm an, dass die Chefs in D. C., wenn das ICE den perfekten Agenten erfinden wollte, nichts Besseres finden würden als ein Arabisch sprechendes Computergenie, eine Frau, deren Schönheit Verdächtige derart verrückt machte, dass sie fast schon von ihr überführt werden *wollten*. Und dann lass sie auch noch während des Bürgerkriegs in Beirut geboren worden sein, sodass sie genau weiß, zu welchen Schrecken es kommt, wenn das Gesetz nicht mehr gilt, und sich voller Energie dem Ziel des ICE hingibt, die wirklich üblen Täter auszuschalten.

«Sieh dir das an.» Roula schob sich die schwarzen Ringellocken aus der Stirn und deutete auf den zweiten Monitor. Ein eingescanntes Bild der letzten Nachricht der toten Dr. Weston war da zu sehen. «Ich habe die Koordinaten mal ins Satellitenprogramm eingegeben.»

Auf dem Bildschirm erschien der weiße Streifen einer Schnellstraße. Verstaubte Dächer. Eine offene, dürre Grasfläche mit den gleichförmigen Kronen angepflanzter Bäume. «Das ist der Tishreen-Park in Damaskus. In Syrien.»

Noelle Kinsella tauchte neben der Trennwand zum nächsten Arbeitsplatz auf. «Damaskus? In dem Artikel, den Dr. Weston in der Zeitung markiert hat, geht es um Syrien.» Sie brachte ihre Vokale so zwischen ihren gerundeten Lippen hervor, als wollte sie pfeifen, was typisch Long Island war, wie der Billy-Joel-Fanclub. Den Arbeitsvorschriften zufolge sollten die Haare der weiblichen Mitarbeiter nicht mehr als schulterlang und zu einem ordentlichen Pferdeschwanz gebunden sein. Kinsella hatte die Vorschriften offenbar nicht gelesen, oder sie waren ihr egal. Oder beides.

«Ich ruf den Artikel mal auf», sagte Haddad.

Kinsella verschränkte die Arme vor der Brust und fragte Verrazzano leise: «Wie war Billy the Kid?»

Verrazzano schenkte ihr einen warnenden Blick. «Agent Todd war in Ordnung, Noelle. Wenn ich eine Sache im Leben gelernt habe, dann, dass jeder eine zweite Chance verdient.»

«Wir bekommen nur nicht alle, was wir verdienen, oder?»

«Am Ende schon, doch, das tun wir.»

Sie schüttelte den Kopf.

«Hier ist er.» Haddad deutete auf ihren Bildschirm, auf dem ein Bild der Seite aus der *New York Times* zu sehen war, die Dr. Weston auf ihre Wunde gedrückt hatte.

Die Zeitung war um einen Artikel gefaltet worden. Verrazzano las die Überschrift. «*Das Weiße Haus will neuen Syrien-Plan verkünden.*» Er überflog die ersten Absätze. «Der Präsident wird in dieser Woche vor den Vereinten Nationen eine Erklärung abgeben. Der Kongress drängt auf eine verstärkte Bekämpfung islamistischer Gruppen sowie eine erhöhte Militärhilfe für die von uns unterstützten Rebellen.»

«Das Weiße Haus steht nicht an der Ecke 26th Street und West Side Highway», sagte Kinsella. «Warum ist sie zu *dir* gekommen, Dom?»

«Amy Weston war eine Expertin für chemische Waffen. Sie war gerade für die UN in Syrien, und da kenne ich jemanden, den sie getroffen und der sie zu mir geschickt hat.»

«Syrien hat seine chemischen Waffen doch abgegeben. Vor ein paar Jahren haben sie eine Vereinbarung mit den Vereinten Nationen getroffen. Was hat Dr. Weston da jetzt gemacht?»

«Die UN hat Inspektoren in Damaskus, um zu überwachen, dass die Syrer keine *neuen* chemischen Waffen für den Bürgerkrieg entwickeln.»

«Denkst du, die syrischen Koordinaten könnten auf ein Chemiewaffen-Lager hindeuten?», sagte Haddad.

«Vielleicht. Bevor unser Schütze von der Brücke sprang, sagte er, das ›Vier-Zehn‹ bringe ihn um. Was könnte das sein? Vielleicht hat er ihr die Schuld daran gegeben. Vielleicht dachte er, dass sie daran beteiligt war, ihn umzubringen, und er hat sie aus Rache getötet.»

«Ich suche gerade mal nach ›Vier-Zehn.‹» Haddad sah auf ihren Schirm. «Aber da scheint nichts Relevantes zu kommen.»

«Vier-Zehn.» Kinsella berührte ihre wellnessbraune Stirn, als schmerzte sie.

«Doktor Weston hat sich mit chemischen Waffen beschäftigt. Könnte das was mit den Ziffern zu tun haben? Ist es womöglich eine molekulare Struktur?», fragte Verrazzano.

«Chemische Waffen haben kompliziertere Strukturen. Ihre Nummerierung im Chemical Abstract Service und der PubChem-Datenbank ist zwar etwas kürzer, aber immer noch länger als Vier-Zehn.»

«Die molekulare Masse vielleicht, oder der Schmelzpunkt? Das wären sicher nur ein paar Stellen.»

Kinsella lächelte Verrazzano mit ihren purpurroten Lippen anerkennend zu. «Drei Stellen, genauer gesagt.»

Sie lief zu ihrem Schreibtisch, ließ sich auf ihren Stuhl fallen und griff nach einer Reihe von Büchern und Ordnern, die an ihrem Monitor lehnten. Auf der Mappe, die sie hervorzog, war das Logo der Organisation für das Verbot chemischer Waffen in Den Haag zu erkennen. Sie blätterte sie durch und fuhr mit dem Finger über winzige Zahlenkolonnen.

Verrazzano trat hinter sie.

Während sie deren molekulare Masse überprüfte, murmelte Kinsella die Namen verschiedener chemischer Wirkstoffe: «Tabun, Sarin, Schwefel, Senfgas, Lewisit, VX, Cyanwasserstoff, Chlorgas.» Das Ganze wiederholte sie mit dem Schmelzpunkt und anderen zentralen Maßzahlen und schob die Mappe schließlich mit einem Seufzer weg.

«Nichts?», sagte Verrazzano.

«Nicht einmal entfernt etwas, Junge. Nichts mit Vier und Zehn.»

Verrazzano lehnte sich gegen den grauen Filz ihrer Trennwand und schloss die Augen. Er schob alle aufkommenden Befürchtungen weg und konzentrierte sich auf das Problem. In vagen Umrissen wurde eine Antwort sichtbar. «Was immer dieses ›Vier-Zehn‹ sein mag, wir können doch wohl davon ausgehen, dass es giftig ist?»

«Da es Dr. Weston solche Sorgen gemacht hat, nehme ich es an.» Kinsella stützte ihre Ellbogen auf den Tisch und das Kinn in die Hände.

«Gehen wir die schlimmsten Möglichkeiten mal durch. Was sind die giftigsten chemischen Waffen?»

«VX-Gas. Oder Sarin.»

«Wie würdest du die Toxizität von, sagen wir, Sarin messen?»

«Auf einer Skala von eins bis zehn? O Mann, eine klare Zehn.»

Eine Skala. Das musste es sein. Der Umriss der Lösung wurde klarer. «Aber so, von eins bis zehn, stuft man sie nicht ein.»

«Nein. Das geht von null bis vier. Die Einstufung wird von der Fire Protection Association vorgenommen. Null bedeutet kein Gesundheitsrisiko. Bei vier kann schon eine kurze Berührung den Tod bedeuten.»

Kinsella saß aufrecht da, aufmerksam und voller Energie. «Und diese Einstufungen werden dargestellt ...»

«Mit einem sogenannten ‹Gefahrendiamanten›, einem auf der Spitze stehenden Quadrat und drei Ziffern, die den Notfall Helfern genau sagen, womit sie es zu tun haben.»

Verrazzano nahm einen Notizblock von Kinsellas Tisch. Er redete und zeichnete gleichzeitig. «Oben steht die Einstufung der Brandgefahr. Sagen wir, das ist eine Eins. Rechts die Reaktionsgefahr. Eine Null. Und links, das ist die Gesundheitsgefahr. Da nehmen wir das Maximum, die Vier.»

Er zeigte Kinsella seinen Diamanten. «Da hast du die Vier-Zehn. Welche chemische Waffe wird so deklariert?»

Kinsella griff erneut nach ihrer Mappe und blätterte durch einen anderen Teil. «VX ist eine Vier-Eins-Eins. Tabun? Nein, das ist eine Vier-Zwei-Eins. Hier, Vier-Eins-Null. Scheiße, es ist Sarin.»

Das Wort selbst klang schon übel, wie der Schnitt eines Messers durch deine Schlagadern.

«Was kannst du mir darüber sagen?», fragte Verrazzano.

Kinsella verzog das Gesicht, als hätte sie gerade selbst eine Dosis des Nervengases abgekriegt. «Eine mäßig intensive Berührung führt innerhalb von Minuten zum Tod.»

«Symptome?»

«Eine laufende Nase, Atembeklemmungen, Erbrechen, und du scheißt dich voll. Du zuckst noch etwas, und dann erstickst du. Das war's.»

«Aber der Mann, der Dr. Weston erschossen hat und sagte, ‹Vier-Zehn› bringe ihn um, schien unter keinem dieser Symptome zu leiden.»

«Vielleicht ist er nur leicht damit in Berührung gekommen. Dann braucht Sarin eine Weile, um die Selbstregulierungsfunktion von Drüsen und Muskeln zu zerstören. Das ist es, was dich tatsächlich umbringt. Ob es sechs Monate oder sechs Sekunden dauert, die Organe werden überbeansprucht und können die Atmung nicht länger aufrechterhalten.»

Beide Agenten überdachten einen Moment lang die tödliche Gefahr der Substanz, mit der sie es zu tun hatten. Welcher Feind darüber verfügen und wo er zuschlagen mochte.

«Noelle, sieh nach, ob es in unseren Datenbanken in letzter Zeit etwas im Zusammenhang mit Sarin gegeben hat. Frage auch beim FBI nach.»

«Alles klar.»

«Sieh nach, was die NSA hat. Vielleicht haben die einen Anruf oder eine E-Mail abgefangen. Und betone den Syrien-Aspekt. Der sollte sie ausreichend interessieren, um zu kooperieren.»

Kinsella drehte den schweren Goldring mit dem falschen Amethyst an ihrem Finger. «Dr. Weston sagte, wir hätten ein paar Tage. Bevor was passiert? Was denkst du?»

«Sie war Chemiewaffen-Inspektorin. Ihr ging es sicher nicht um das Haltbarkeitsdatum auf einer Milchtüte.»

«Ich habe manchmal Albträume mit Terroristen, die so was wie Sarin in der City freisetzen.»

Verrazzanos Lächeln war düster. «Sei froh, dass du beim ICE bist. Andere Leute brechen nachts in Schweiß aus, weil sie sich vorstellen, vor einer Versammlung reden zu müssen und sich zum Clown zu machen. Das sind Ängste, an denen sich kaum was ändern lässt. Wir dagegen wälzen uns wegen Geldwäschern, Cyberkriminellen und Menschenhändlern im Bett herum. Das ist besser.»

«Ja?»

«Ja. Weil wir sie am Ende alle kriegen.» Er legte ihr die Hand auf die Schulter. «Träum was Schönes.»

Kapitel 7

Martin Chavez spielte mit der Steuerung seines Rollstuhls, wie er es in Bagdad auf Patrouille mit der Magazin-Entriegelung seines M16A2 getan hatte. Er las den Brief noch mal von vorn. Sein trockener bürokratischer Stil zerriss ihn förmlich wie der mit hochexplosivem Material vollgestopfte Fiberglasbrocken, der ihn aus dem Irak nach Hause geschickt hatte.

Auf dem Weg, den alle Veteranen kennen. Durch die Hölle.

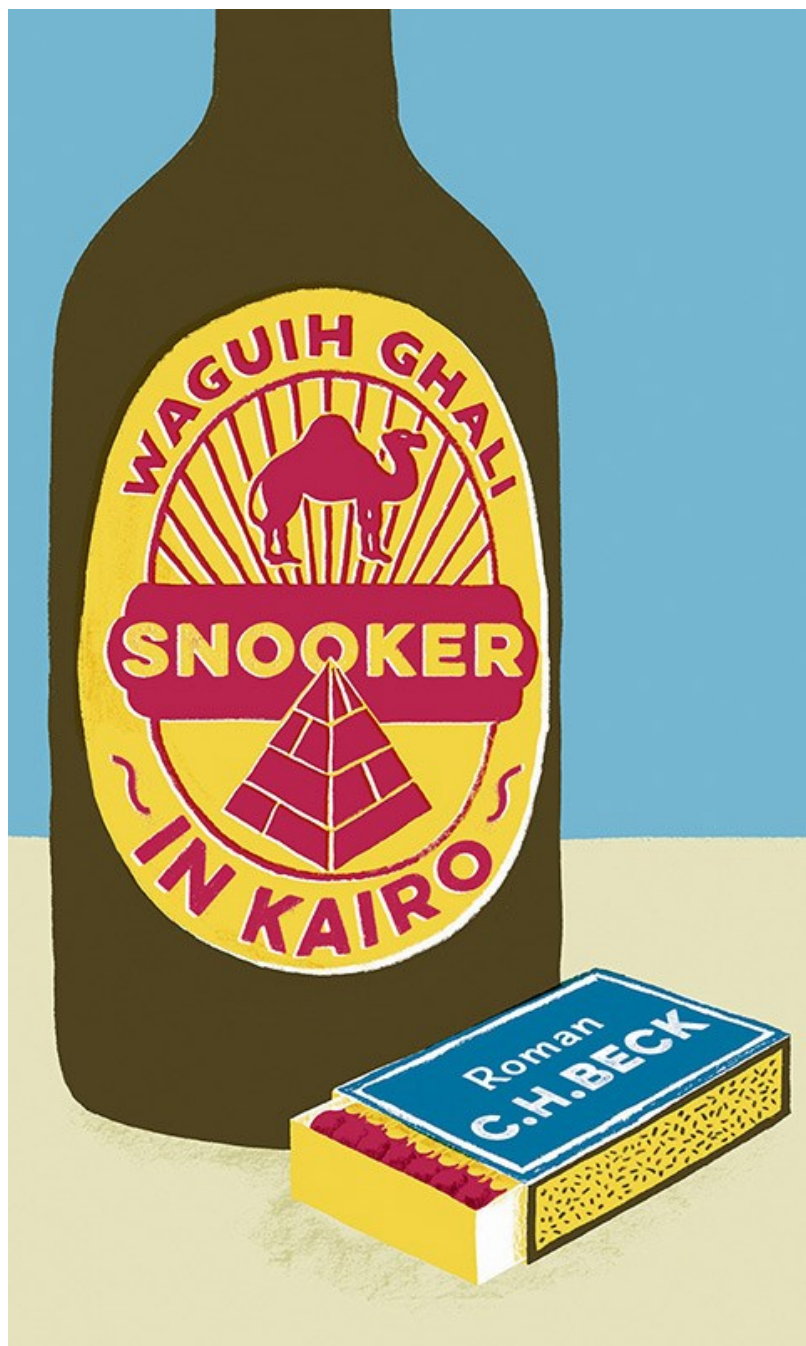
Sehr geehrter Mr Chavez,

Ihr Engagement und Ihre in Ihrer Bewerbung und Ihrem Vorstellungsgespräch für die Stelle eines Computerkriminalität-Analytikers in der Cyber-Abteilung (GS4-1) unseres New Yorker Büros bewiesenen Fähigkeiten haben uns beeindruckt, dennoch müssen wir Ihnen leider mitteilen ...

Er war so sicher gewesen, dass es diesmal klappen würde. Die Frau hatte ihm erklärt, dass sie einen Veteranen einstellen wollten. Den ganzen Monat hatte er ihre Karte in seiner Hemdtasche mit sich herumgetragen. Damit sie ihm Glück brachte. Er holte sie hervor. In den Karton war ein goldenes Siegel geprägt.

*Ministerium für Innere Sicherheit
US Immigration and Customs Enforcement
Ermittlungsabteilung
Roula Haddad
Special Agent*

Chavez hatte sich seinen eigenen Namen auf so einer Karte vorgestellt, aber jetzt erdrückte ihn die Bedeutung der Regierungsstellen, deren Namen oben auf der Karte aufgedruckt waren – das, was noch von ihm übrig war. Er stopfte die Karte zurück in seine Tasche.



Waguïh Ghali

Snooker in Kairo

Roman

Aus dem Englischen von Maria Hummitzsch

2018. 255 Seiten. Gebunden

ISBN 978-3-406-71902-8 € 22,-

eISBN 978-3-406-71903-5 € 15,99

Erscheint am 15. März 2018

Zum Buch

In «Snooker in Kairo» geht es um Ram, einen ägyptischen «Fänger im Roggen» als Ich-Erzähler, und seinen Freund Font, ihre Familien und Freunde, und um seine Liebe zur Jüdin Edna. Ram und Font stammen aus der ägyptischen Oberschicht, es ist das Kairo der 1950er-Jahre, das heute sehnsüchtig verklärt wird. Sie sind eher europäisch, aber nicht arabisch geprägt und schon gar nicht religiös. Waguih Ghali's glänzend geschriebener, einziger Roman wurde während des arabischen Frühlings zu einem Fanal für die Demonstrierenden, weil das von ihm beschriebene Ägypten unter Nasser mit seiner Repression so sehr an die Gegenwart erinnert. Die jungen Leute verachten die dekadente Schicht, aus der sie teilweise kommen, und bleiben doch gefangen in den Annehmlichkeiten, die sie gewohnt sind, sie wirken orientierungslos und verloren, zynisch, empfindsam, komisch, anarchisch und voll Lebenshunger. «Snooker in Kairo» zeichnet ein faszinierendes Zeitbild, mit trockenem Humor und voller Melancholie, und erzählt die aufwühlende, gefährliche Liebesgeschichte zwischen Ram und Edna. Teilweise wie ein «Großer Gatsby» in Kairo, ein erstaunlich aktuelles und doch zeitlos schönes Buch.

Über den Autor

Waguih Ghali, zwischen 1927 und 1929 in Kairo geboren, studierte in Alexandria, Kairo und Paris Medizin, allerdings ohne Abschluss, und lebte später in Schweden und Deutschland, wo er verschiedenen Berufen nachging. Nachdem er schon Mitte der 50er-Jahre in London gelebt hatte, kehrte er 1966 wieder dorthin zurück. 1964 war bei André Deutsch in London sein Roman „Beer in the Snooker Club“ erschienen. 1969 nahm sich Ghali mit Schlaftabletten in der Wohnung seiner Lektorin und Freundin Diana Athill das Leben. Seine Tagebücher sind posthum erschienen.

Über die Übersetzerin

Maria Hummitzsch übersetzt aus dem Englischen und Portugiesischen, u.a. Iris Murdoch, David Garnett und David Foster Wallace, für C.H.Beck u.a. Carola Saavedras «Landschaft mit Dromedar» und zuletzt Jessica Keeners «Schwimmen in der Nacht».

Einführung von Diana Athill

An einem Sommerabend im Jahr 1963 lief ich mit besonderem Vergnügen ins Erdgeschoss, um die Haustür zu öffnen. Die Abendgesellschaft galt eigentlich einem amerikanischen Paar, das gerade durch London kam, aber insgeheim freute ich mich auf einen anderen Mann, den ich noch nie gesehen hatte. Er war unerwartet in London aufgetaucht, und als er anrief, dachte ich: «Ein Glück, dass ich eine Party gebe; da kann ich ihn gut einladen, ohne dass unser erstes Treffen einen seltsamen Anstrich bekommt.»

Ich wollte ihn kennenlernen, weil ich sein Buch so gut fand. Mir war aufgefallen, dass er darin oft so komisch war, nicht weil er um jeden Preis unterhaltsam sein wollte, sondern weil er selbst von der Komik der beschriebenen Situationen bezaubert war. Einen bestimmten Vorfall, eine Gruppe oder eine Marotte festzuhalten und zwar richtig festzuhalten – das hatte ihm Spaß gemacht und nicht, «sich künstlerisch auszudrücken». Bücher, die so geschrieben werden, sind nicht unbedingt große Bücher, aber so wurden die großen Bücher geschrieben, die ich am liebsten lese. Sie sind echt.

Wir hatten uns brieflich angeregt über sein Schreiben ausgetauscht, und andere Menschen hatten mir von ihm erzählt. Er war ein Ägypter, dem man den Pass entzogen hatte, weil er Kommunist war, und er hatte jahrelang als Exilant in Deutschland gelebt. Er hasste das Land. Bettelarm schlug er sich als Fabrik- und Hafearbeiter durch. Seinem Roman war zu entnehmen, wie seine Kindheit und Jugend ausgesehen hatten und dass die Entbehrungen des Exils eine dramatische Wende in seinem Leben bedeuteten. Ein deutscher Bekannter hatte ihm «ein bescheidenes, sanftes und gazellenartiges Wesen» attestiert, was zu der Persönlichkeit passte, die man beim Lesen seiner Schriften vor sich sah. Ich hatte eine Schwäche für unterdrückte Ausländer, und ein unterdrückter Ausländer, der ein gazellenartiges Wesen hatte, seine Misere abtat und die Dinge mit dem Humor und Durchblick betrachtete, wie sie sich in seinem Buch niederschlagen, musste mir einfach sympathisch sein. Er sollte mehr als nur ein interessanter neuer Bekannter sein. Er sollte ein Freund werden.

Ich fühlte mich beschwingt, als ich an jenem Abend ins Bett ging. In den besten Jahren schließt man noch jede Menge Bekanntschaften, aber nur noch selten bekommt man die Gelegenheit, einen neuen Menschen so ins eigene Leben einzubinden, wie man das in der Jugend tut. Genau das war an diesem Abend geschehen.

Er hieß Waguih Ghali, aber ich nannte ihn Didi. Das war unpassend, aber das galt auch für den Spitznamen seiner Familie. Er hatte festgefügte Vorstellungen von etwas, das er «Aristokratie» nannte und womit er die wesentlichen Elemente von Kultiviertheit meinte, ob nun ererbt oder «natürlich», und allen Widrigkeiten zum Trotz verstand er sich auf eine Kunst der Eleganz. Es fiel ihm leicht, gut gekleidet aufzutreten. Er besaß zwei Anzüge, einen dunkelblauen und einen dezent karierten grauen, beide mit konservativem Schnitt.

Ob er nun einen seiner Anzüge trug oder nicht, er schaffte es immer, gut auszusehen. Seine Gestik und sein Auftreten waren von natürlicher Eleganz, und seine Umgangsformen entsprachen seinem Erscheinungsbild: eine ernsthafte, förmliche Liebenswürdigkeit, manchmal eine Spur outriert, aber ungemein einnehmend, oder eine spontane und offene Heiterkeit. Man kannte Didi erst richtig, wenn man verstand, wie tief und aufrichtig seine Liebesfähigkeit war, und niemand konnte eine Viertelstunde mit ihm im selben Raum verbringen, ohne zu spüren, wie hochsensibel sein Stolz war.

Didi hatte wenige, aber tiefgreifende literarische Leidenschaften, weil er für Geringes keine Geduld aufbrachte. Seine Lieblingsschriftsteller waren Céline und die Russen, besonders Tschechow, den er immer wieder mit endlosem Vergnügen las. («Wenn ich mich manchmal frage: «Warum bin ich auf der Welt?», antworte ich mir: «Um Tschechow zu lesen.»») Er verlangte von Literatur Wahrheit. Er misstraute Wohlgeformtem, Poliertem, Geflunkertem, wobei sprachliche Virtuosität ihn begeisterte (er liebte Nabokov). Vielleicht konnte er literarische Qualitäten manchmal nicht sehen, weil sie mit Elementen einhergingen, denen er misstraute (wenn ich das sage, sind das aber vielleicht auch meine eigenen Ressentiments, denn meine Texte mochte er nicht), aber er fiel nie auf Talmi herein, und was sein eigenes Schreiben

anging, wollte er immer über die Raffiniertheit hinaus zur Wahrheit vordringen.

Ich erinnere mich an unseren brieflichen Austausch über sein Buch. Er hatte immer ganz genau gewusst, was er wollte, und konnte das begründen. Er akzeptierte bereitwillig Änderungsvorschläge, die sein Englisch betrafen, das nicht seine Muttersprache war, aber wenn sie auch nur ein Jota des von ihm Gemeinten veränderten, blieb er unnachgiebig. Jeder einzelne Satz seiner scheinbar so beiläufigen Prosa war abgewogen und durchdacht.

Didi war ein Hamsterer. Er bewahrte zahllose Entwürfe von allem auf, was er schrieb, alle Briefe, die er bekam, und manchmal – wenn er besonders zufrieden mit ihnen war – sogar Durchschläge seiner eigenen Briefe. Er wusste, dass er als Schriftsteller nur ein Thema hatte, sich selbst, und sein Leben war für ihn Rohmaterial für ein literarisches Werk, für das er mit seinem Roman nur erst einen Grundstein gelegt hatte. Beim Hamstern seines Materials schummelte er nicht: Die schmerzhaften Dinge bewahrte er genauso auf wie die angenehmen.

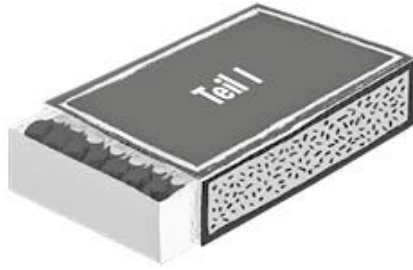
Fünf Jahre nach unserer ersten Begegnung brachte sich Didi in meiner Wohnung um. Er schluckte sechsundzwanzig Schlaftabletten und rief dann einen Freund an. Die häufigsten Reaktionen darauf sind (seitens der Liebenden) das Entsetzen darüber, dass ihn im letzten Augenblick Panik überkam, und (seitens der Wissenden) die Schlussfolgerung, dass er eigentlich nicht sterben wollte. Ich halte beide Reaktionen für falsch. Nach dem Brief zu urteilen, den er mir hinterließ, und nach dem, was der Freund, den er anrief, über seine Ausdrucksweise sagte, brauchte er wohl einen Zeugen. Es ist schlimm genug, einfach vor Trauer zusammenzubrechen, wenn man allein ist; wenn andere Menschen nicht begreifen, was geschehen ist, macht das die eigenen Tränen schnell lächerlich. Wie viel schlimmer wäre es gewesen, wenn er «die einzige authentische Tat in meinem ganzen Leben», wie er sie nannte, in einem Vakuum vollzogen hätte. «Eine schreckliche Enttäuschung»: Das schrieb er in seinem Abschiedsbrief. Ja, es ist schrecklich, wenn man sich an etwas so Bedeutendes wie den Tod von eigener Hand macht, ohne dass jemand davon weiß. Er griff zum Telefon, damit die Tat wirklich wurde. Ich glaube, er

hat sich gesagt, dass dieses Buch und seine Entscheidung für den Freitod die einzigen Dinge in seinem Leben waren, die ganz dem Mann gehörten, als der er erscheinen konnte und der er unter anderen Umständen vielleicht auch gewesen wäre.

Ich kann nur selten richtig trauern. Meistens ist ein Zuschauer dabei, registriert Unpassendes, beobachtet Unerwartetes, wundert sich über Seltsames. Um Didi habe ich richtig getrauert, aber nicht, als es am meisten danach aussah, als sie ihn nämlich ins Grab hinabließen und ich weinte. Als ich außerstande war, ans offene Grab zu treten, die Tränen mir über das Gesicht liefen und ich so schluchzte, dass ich die Zähne zusammenbeißen musste, weil ich sonst aufgeheult hätte, da stieß mir das eher zu, als dass ich etwas getan hätte.

Das Trauern fand vorher statt, nicht in Form emotionaler Krämpfe und Zuckungen, sondern als ein langer starrer Blick auf das Unerträgliche, nachdem ich das Tagebuch, das er mir hinterlassen hatte, von Anfang bis Ende durchgelesen hatte. Unerträglich war nicht, dass er sich umgebracht hatte. Unerträglich war, dass es die richtige Entscheidung gewesen war – dass er keine Alternative gehabt hatte. Unerträglich war, dass man diesen Mann in seiner wehrlosen Kindheit so verkrüppelt hatte, dass er sich selbst in einem genauen und buchstäblichen Sinne nicht mehr hatte ertragen können. Er hatte versucht, sich zu ändern. Sein ganzes Erwachsenenleben lang hatte das, was er seine «geistige Gesundheit» nannte, aus den Kulissen das beobachtet, was er seine «emotionale Unzurechnungsfähigkeit» nannte – beobachtet und vergeblich beurteilt. Seine Intelligenz und seine Gaben – für ihn wertlos. Die Geduld anderer Menschen, ihre Güte und Zuneigung, ihr Verständnis – für ihn wertlos. Liebe? Zu spät und genauso wertlos. Ich für meinen Teil hätte Didi mehr und besser lieben können, aber dann hätte er nur noch mehr Liebe erfahren, an die er nicht geglaubt hätte. Im Kern seines Wesens, in den Fasern seines Seins war er überzeugt davon, keine Liebe verdient zu haben. Wer keine Liebe verdient hat, muss bestraft werden; und das konnte er nur sicherstellen, wenn er sich bis zu dem Punkt trieb, an dem er sich selbst bestrafen musste. Ermordet zu werden, wäre ein einfacheres und weniger trauriges Los gewesen.

Diana Athill war Waguih Ghali Lektorin bei Andre Deutsch, als Snooker in Kairo erstveröffentlicht wurde. Diese Einführung ist ein Auszug aus dem Buch über ihre Freundschaft, After a Funeral (Granta Books).



Wir trachten lieber danach,
irgendwelche
phänomenale Allgemeinmenschen zu sein.

Dostojewskij

Ich sah meiner Tante dabei zu, wie sie Papiere unterschrieb. Vor ihr ein akkurat angeordneter Stapel von mindestens dreihundert Blättern, hinter ihr ihr Sekretär, der ein Blatt nach dem anderen nahm, kaum dass es unterschrieben war, und die unterschriebenen Blätter zu einem zweiten akkuraten Stapel anordnete. Zwischen zwei Unterschriften schaute sie kurz zu mir auf. Ich hatte sie wohl gestört.

Mit jeder Unterschrift verschenkte sie drei Acre Land, und ein Acre Land bei uns bedeutet viel Geld. Am nächsten Tag würde ihr Name in den Zeitungen stehen, weil sie sich den Armen gegenüber so gütig und großzügig zeigte. Und das sollte er auch, wenn sie das alles verschenkte.

Ich hatte eine Zigarette, aber keine Streichhölzer. Darum versuchte ich, den Sekretär darauf aufmerksam zu machen, indem ich sie mir in den Mund steckte. Ich wartete, war guter Hoffnung. Ich beschloss abzuwarten, bis meine Tante einen weiteren Packen im Wert von zehntausend Pfund unterschrieben hatte, und erst dann nach einem Streichholz zu fragen. Eins ... zwei ... drei ... vier ... ungefähr fünftausend Pfund; fünf ... sechs ... sieben ... «Hassan Effendi, hätten Sie vielleicht Feuer?»

Sie hörte mich nicht; Hassan Effendi ebenso wenig. Er schaute sich nicht einmal um. Dort auf dem Tisch stand ein Feuerzeug, ein großes silbernes Ronson – Aladins Wunderlampe. Ich schob mich näher heran. Ein Schritt noch und ich war da. Im nächsten Augenblick hielt ich es in der Hand. Tick, tick. Es funktionierte nicht. Mit gesenkter Stimme sagte sie etwas zu Hassan Effendi, der in die Hosentasche fasste und mir eine brandneue Schachtel Streichhölzer gab.

Ich schaute zur Uhr. Zwanzig nach neun. Noch zehn Minuten ich wäre seit eineinhalb Stunden da. Ich rauchte. Der Stapel der unterschriebenen Papiere wuchs, der andere Stapel schrumpfte. Noch an die fünfzig, schätzte ich. Sie muss erschöpft sein, die arme Frau, tausend Papiere am Tag, und das nun schon den dritten Tag in Folge. Sie tat mir leid; eine Frau, die sich um zehntausend Acre Land kümmern musste – wie gut, dass ihr das Regime nun nur noch zweihundert erlaubte. Mir fiel ein, wie sie mir damals, in Europa, einmal einen Fünf-Pfund-Schein geschenkt hatte.

Dann kam Marie herein. Marie ist eine gute Seele, eine gute Freundin der Familie: hilft hier und da bei Empfängen aus, ist immer zur Stelle, wenn jemand krank ist, hat jeden Geburtstag im Kopf. Sie weiß nicht, wann ich Geburtstag habe oder meine Mutter, allerdings haben wir es ihr auch nie gesagt.

«Hallo Ram», sagte sie und setzte sich neben mich, «was machst du hier?»

«Will mir Geld leihen.»

Sie sagte nichts. Sie selbst hatte auch Geld, und in einer Situation wie meiner spricht man am besten frei heraus, vor allem denen gegenüber, die Geld haben. Es gibt ihnen ein gutes Gefühl und so, außerdem weiß man ja nie.

Marie tat mir leid. Sie will nur zu gern mit mir sprechen, um mir zu sagen, wie sehr sie hofft, dass ich das Geld bekomme, und um mich zu fragen, wozu ich es brauche – diese Frage interessiert sie besonders. Aber sie befindet sich in einer heiklen Lage. Vor zwei Tagen hat sie sich einen neuen Cadillac gekauft; jetzt über Geld zu sprechen, wäre taktlos. Lächelnd schaute ich sie an.

«Wie geht es deiner Mutter?», fragte sie.

«Sie ist sehr krank», log ich.

Das würde sie für mindestens zehn Minuten zum Schweigen bringen. Mein Interesse galt ohnehin meiner mit Unterschriften beschäftigten Tante. Ich sah es so: Wenn sie Land im Wert von einer Million Pfund an irgendwelche Leute verschenkte, würde sie mir wohl auch eintausend Pfund geben. Vor allem, wenn ich andeutete, dass ich mit einer solchen Summe aus Ägypten weggehen würde.

Ich schaute zu meiner Tante, dann zur Uhr und schließlich zu Marie.

«Hallo Marie», sagte ich. «Du-siehst-blendend-aus-wie-ist-dein-neues-Auto?»

Fast zärtlich sah sie mich an. «Wie aufmerksam von dir, mein Lieber. Es ist gar nicht schlecht. Das andere hat zu viel Benzin verbraucht, das konnte ich mir einfach nicht leisten. Ich musste mir ein neues kaufen.»

Plötzlich Bewegung am Schreibtisch. Das Geschäftliche war für heute beendet.

«*Tiens*», sagte meine Tante. «Ich habe dich gar nicht kommen hören, Marie. *Ouf!* All diese Unterschriften, es reicht. Sie müssen auch erschöpft sein, Hassan Effendi. Aber es ist das Mindeste, was wir für die Fellachen tun können, diese armen Teufel.» Das war gut. Ich bemühte mich, so fellachenhaft auszusehen wie nur möglich.

«Warte kurz, liebe Marie, ich bin gleich wieder da.» Meine Tante ging hinaus, gefolgt von Hassan Effendi, der tausend Blatt Papier im Wert von einer Million auf dem Arm trug oder vielleicht nicht ganz einer Million, weil sie das Land günstig verkaufte, der Regierung gegenüber aber vorgab, es den Armen zu schenken.

«Hallo, hallo, Marie», sagte ich erneut.

«Erzähl doch mal», sagte sie, «bist du ins Geschäftsleben eingestiegen?»

Ich erzählte ihr, dass ich gerade eine ganz neue Methode entdeckt hätte, mit der sich die Fellachen ausbeuten ließen. Nun bräuchte ich nur noch Kapital.

«Schätzchen, über solche Sachen macht man keine Witze», sagte sie.

Meine Tante kam zurück und sagte, dass der Brotpreis um einen halben Piaster gestiegen sei. Darüber waren sie beide sehr bekümmert, denn Brot kauften sie jeden Tag. Ich versuchte, mich als möglichst hilfreich zu erweisen,

und erzählte ihnen von einem mir bekannten Bäcker, der Brot en gros und nach Gewicht verkaufte. Dann erzählte ich ihnen noch, wie man altes Brot aufbacken kann, verhaspelte mich aber bei dem Versuch, den Preis für das Gas des Ofens von dem Geld abzuziehen, das sie mit dem Aufbacken des alten Brotes einsparen würden. Fast hätte ich ihnen auch erzählt, wie man in Abbasia von der Tram springen und so das Geld für den Fahrschein sparen kann, überlegte es mir dann aber anders. Ich verließ für einen Augenblick das Zimmer und presste mein Ohr an das Schlüsselloch.

«Pass bloß auf», sagte Marie zu meiner Tante, «er ist bloß hier, weil er sich Geld von dir leihen will.»

«Ich weiß, meine Liebe. Darum habe ich dich angerufen. Solange du da bist, wird er es nicht wagen, mich darum zu bitten.»

Vom Haus meiner Tante ging ich zum Groppi's, wo ich Whisky trank und Erdnüsse aß, die vornehmen Gäste betrachtete und froh war, dass meine Tante sich geweigert hatte, mir das Geld zu geben. Gefragt hatte ich sie nur, um mein Gewissen zu beruhigen. Aus irgendeinem Grund hatte ich das tun müssen, es aber immer wieder aufgeschoben. Kurz darauf kamen Omar und Jameel, dann Yehia, Fawzi und Ismail. Das Groppi's ist einer der schönsten Orte, um Whisky zu trinken. Die Bar befindet sich im Garten unter einem riesigen Baum, und hinter dem Tresen steht ein gut aussehender schwarzer Barkeeper, der sieben Sprachen spricht. Wir teilten uns eine Flasche Whisky, und ich sah zu, wie sich die anderen darum stritten, wer sie bezahlte. Yehia zahlte, dann gingen wir geschlossen hinaus. Jeder von ihnen besitzt einen eigenen Wagen.

Vormittags langweile ich mich immer ein bisschen, weil sie entweder alle in der Universität sind oder arbeiten müssen. Manchmal gehe ich in den Snooker-Club, um eine Runde mit Jameel zu spielen. Ihn trifft man immer dort an – genau genommen gehört ihm der Laden. Wenn Font nicht wäre, würde ich öfter hingehen. Wenn ich mir mal wieder Vorwürfe mache, zu viel zu trinken, sage ich mir, dass es Font ist, der mich in den Suff treibt. «Font», habe ich ihn einmal gefragt, «was soll ich tun, los, sag schon.»

«Du sollst abhauen, du Penner», antwortete er. Also bin ich ins Groppi's und habe wieder Whisky getrunken. Genau so läuft das, obwohl ich natürlich immer noch *The New Statesman* und *The Guardian* lese und meine Ausgabe der *Tribune* vielleicht die einzige ist, die man in Ägypten kriegen kann.

«Font», sagte ich ein anderes Mal, als ich ordentlich einen in der Krone hatte und guter Dinge war. «Font», sagte ich, «du bist so ziemlich der einzige *angry young man* in ganz Ägypten.» Und dann lachte ich. Ich fand mich sehr witzig.

«Verzieh dich», war seine Antwort. «Verzieh dich und lass dich weiter von diesen Parasiten durchfüttern.»

Ich hatte dafür gesorgt, dass Font im Snooker-Club arbeitete. Als ich zu Jameel sagte, dass es die einzige Möglichkeit sei, Font von der Straße zu holen, hielt er es für einen Scherz. Ich musste sogar mit ihm nach Sharia-el-Sakia fahren, damit er Font mit seiner Gemüsekarre sah. Jameel war schockiert, einen seiner alten Schulfreunde auf der Straße zu sehen. Und ich konnte ihn nur mit Mühe davon abhalten, Font so viel Geld anzubieten, dass dieser damit gleich den ganzen Rest seines Lebens hätte bestreiten können. Font hätte Jameel nur bespuckt und mir wahrscheinlich eine reingehauen.

Da war er damals also und verkaufte Gurken. Ausgerechnet Gurken. Natürlich verstand ich das. Er war Jimmy Porter. Wir hatten das Stück zusammen in London gesehen, und da war er nun, hatte einen Abschluss in der Tasche und verkaufte Gurken. Da standen auch noch andere Gemüsekarren; Salatköpfe, Zwiebeln, Sonnenblumenkerne, Bohnen. Wir hielten mit dem wagentreibe vor Fonts Karren und sahen ihn an.

«Zieht Leine», sagte er.

Ich wolle Gurken kaufen, sagte ich, würde ihm aber mit dem Abwiegen nicht trauen.

«Verschwinde», rief er. «Ich schlag dir deine miese Visage ein, wenn du nicht verschwindest.» (Das ist typisch Font. Bei den anderen Jungs macht er einen auf sarkastisch, aber bei mir rastet er aus.) Jameel erzählte ihm, dass er jemanden für den Snooker-Club bräuchte.

«Doch nicht Font, dieser Snob», sagte ich. «Der würde doch nie irgendwo arbeiten, wo ihm seine alten Schulfreunde begegnen könnten.»

«Glaubst du, ihr Idioten interessiert mich auch nur die Bohne?», brüllte Font. Jameel ist ein ruhiger Zeitgenosse und sagte, dass er wirklich jemanden bräuchte. Wäre ich nicht dabei gewesen, hätte Font vielleicht zugesagt, aber so starrte er mich stattdessen mit seinem «du mieser Verräter»-Blick an.

«Font», fragte ich auf Englisch, «was halten eigentlich die anderen Gemüsefritzen hier von Virginia Woolf?»

Die Falle schnappte zu, und er antwortete auf Englisch.

«Machst du dich über sie lustig? Die hätten nie zur Schule gehen können, selbst wenn sie gewollt hätten, du Penner. Und hat dieser Parasit da neben dir je ein Buch in der Hand gehabt? Er hat zwar viel Geld, ist aber trotzdem ein dummes, fettes Schwein.»

Jameel ist so gutmütig, dass es ihm nicht das Geringste ausmacht, ein dummes, fettes Schwein genannt zu werden. Aber inzwischen waren die anderen Straßenhändler näher gekommen. Font, der in arabischer Kleidung hinter seinem Gemüsekarren saß und Englisch sprach, machte sie neugierig. «Was soll das? Was soll das?», fragten sie.

«Er ist ein Spion», erzählte ich ihnen, und sofort hagelte es Drohungen. «Dem werden wir's zeigen, diesem Schweinehund», riefen sie. Font kochte vor Wut. Wir zerrten ihn in den Wagen und rasten davon.

Kurz darauf musste ich aus dem Wagen fliehen, um Fonts Zorn zu entkommen, aber eine Woche darauf fegte er mit dem *Literary Supplement* die Snookertische sauber.

Vom Groppi's aus ging ich zum Snooker-Club. Es ist ein riesiger Laden mit dicken Teppichen zwischen den Tischen, einer gemütlichen Bar und tiefen Ledersesse ln. Der Club besticht durch seinen unaufdringlichen Luxus, und man spürt sofort, dass schlechte Manieren hier ein Sakrileg wären. Als Jameels Vater seinen Sohn nicht zu höherer Bildung drängte, sondern die Snooker-Leidenschaft des Jungen akzeptierte, ließ er diesen Club für ihn bauen, der sich als wahre Goldgrube erwies. Jameels Vater ist ein seltsamer Mann.

Erstaunlicherweise ist er ein strammer Sozialist, und zwar ein echter. Keiner dieser reichen «Liberalen» oder wohlhabenden *Nation*-Leser, nein, er setzt seine Überzeugungen in die Tat um, und König Faruks Männer haben ihn schon einmal eingesperrt. Der große und schlanke Mann mit französischer Bildung, der Leserbriefe an die *L'Express* in Frankreich schreibt, kommt oft auf ein Spiel vorbei. Ich mag Dr. Hamza; eigentlich wäre ich gern wie er: gut gekleidet, auf dezente Weise vornehm und wegen sozialistischer Ansichten schon einmal eingesperrt gewesen. *Rein* ins Gefängnis möchte ich nicht, aber drin gewesen sein. Font wird natürlich nicht gönnerhaft behandelt, und Dr. Hamza spielt sich auch nicht gönnerhaft auf; zwischen den beiden verläuft eine Mauer der Sympathie.

Ich ging also, wie gesagt, zum Snooker-Club, stellte mich hinter die Bar und schaute Font beim Saugen der Teppiche zu. Auf Fonts Gesicht liegt ein Ausdruck permanenter Verwunderung, so dass man ihm immerzu Fragen beantworten will, die er nicht gestellt hat. Wie er mit hochgezogenen Augenbrauen und weit aufgerissenen Augen den Staubsauger über die Teppiche manövriert und in die kniffligen Winkel zwischen den Tischen zu kommen versucht, erweckt er den Anschein, als würde er, wenn er mit der Maschine doch nur in *diese eine* Ecke käme, die Antwort auf das finden, was ihm jetzt solches Kopfzerbrechen bereitet.

«Für dich auch ein Draught Bass, Font?»

«Ja, okay.»

Ich öffnete zwei Flaschen ägyptisches Stella-Bier, füllte ein großes Glas damit und rührte so lange um, bis alle Kohlensäure entwichen war. Dann gab ich einen Schuss Wodka und etwas Whisky hinzu. Besser konnte man ein echtes Draught Bass nicht imitieren.

Von der Edgware Road in London geht eine Straße ab, auf der früher ein paar Teddy Boys, irische Arbeiter und andere Randgrüppchen auf dem Gehweg gewürfelt haben. Wir Ägypter sind Spieler. Wo auch immer Ägypter zusammenkommen, kann man sicher sein, dass sie früher oder später um Geld spielen. Es geht uns nicht darum, Geld zu gewinnen oder so, sondern wir spielen einfach gern. Wir sind faul und wir lachen gern. Nur wenn wir spielen,

sind wir hellwach und strengen uns an. Font und ich haben auf diesem Gehweg damals viel Geld gemacht und sind damit zu einem Silberschmied in der Edgware Road gegangen, um die zwei silbernen Bierkrüge zu kaufen, die wir jetzt im Snooker-Club hinter dem Tresen stehen haben. Wir haben unsere Namen eingravieren lassen und geschworen, nie etwas anderes als Draught Brass daraus zu trinken. Jetzt füllte ich die Krüge mit meiner Spezialmischung und wartete, dass Font den Staubsauger ausschaltete.

«Gar nicht übel», sagte Font. «Wie viel hast du gemacht?»

«Ungefähr zwei Pints für jeden.»

«Davon werde ich den ganzen Tag hübsch betrunken sein.»

«Ich werde heute auch hier bleiben», sagte ich.

Wäre Font nicht so einsam gewesen, hätte er sich niemals mit mir unterhalten. Aber er ist einsam und wollte etwas mit mir besprechen; das wusste ich, andernfalls hätte ich mich gehütet, einfach herzukommen und mit ihm zu plaudern.

«Unser eigentliches Problem», sagte er (und wenn Font von sich und mir als «uns» spricht, bedeutet das, dass er gut auf mich zu sprechen ist), «besteht darin, dass wir dermaßen englisch sind, dass einem speiübel wird. Wir haben keine eigene Kultur.»

«Sprich für dich», sagte ich. «Ich kann mit den Besten der Ägypter Witze reißen.»

«Vielleicht hast du recht», sagte er. «Vielleicht ist unsere Kultur ein einziger Witz.»

«Nein, Font, das ist sie nicht. Wir haben nur nie richtig Arabisch gelernt.» Genau so muss ich mit Font reden. Ich muss ihm widersprechen, jedenfalls zu Anfang eines jeden Tags, den wir zusammen verbringen, und ich muss langsam sprechen, weil er mir sonst vorwirft, dass es mir wichtiger ist, eloquent zu sein, statt ein ganz normales Gespräch zu führen.

«Was meinst du dann damit, dass Witzereißen Kultur ist?»

«Ich meine», antworte ich «was den Bewohnern der Westindischen Inseln ihr Calypso ist und den amerikanischen Farbigen ihr Gospel und ihr Jazz, das ist den Ägyptern der Witz. Im Grunde», redete ich weiter und sagte einfach,

was mir in den Sinn kam, weil mir Font dann abnimmt, dass ich es ernst meine, «ist Witzeerzählen genauso Kultur wie Orgelspielen.»

Ich füllte unsere Krüge mit Bass auf und sorgte für Nachschub. Font überdachte, was ich gerade gesagt hatte. Manchmal sage ich solche Sachen und kurze Zeit später klingen sie gar nicht mehr so lächerlich wie in dem Augenblick, in dem ich sie ausspreche.

Es war schon nach elf, und die ersten beiden Gäste kamen: Arevian und Doromian, zwei reiche Armenier, denen das Schuhgeschäft im Erdgeschoss gehörte. Zwei fette, schmierige Typen mit Sinn für Humor.

«Guten Tag, Guten Tag, die Herren Professoren», sagten sie zu Font und mir (für sie ist Fonts Abschluss stets Grund zur Belustigung). «Wir sind hier, um Ihnen mit unserem Murmelspiel eine kleine Freude zu bereiten, Professor Doktor Font. Der Sinn unseres bescheidenen Lebens besteht darin, Ihren klugen Augen mit unseren kindischen Anstrengungen etwas Unterhaltung zu bieten, damit sich ihr Geist mit anspruchsvollen Dingen beschäftigen kann.» Sie verbeugten sich vor Font und deuteten einen Handkuss an – in Regierungskreisen ein alter Brauch.

«Sieh sie dir an», sagte Font, «sie zahlen diesem armen Schlucker unten im Monat sechs Pfund für zwölf Stunden Arbeit jeden Tag, und dann kommen sie her und verspielen Tausende, als wäre es Spielgeld.

«Verzeihen Sie uns, Herr Doktor, verzeihen Sie uns», flötete Doromian. «Wenn unser Hassan zumindest einen einfachen Abschluss aus Heidelberg oder von der Sorbonne hätte, würden wir ihm ... acht Pfund zahlen.»

Als ich sagte, sie seien die Besitzer des Schuhgeschäfts im Erdgeschoss, habe ich mich nicht präzise genug ausgedrückt. Das Geschäft gehört nur einem der beiden, der andere hat es verspielt. Sie spielen um gigantische Beträge, und wenn alles Geld aufgebraucht ist, spielen sie um ihren Anteil am Geschäft. Sie leihen einander nie Geld. Ich weiß noch, wie Doromian einmal alles verloren hat, sogar seinen Wagen, und Arevian sich geweigert hat, ihm auch nur das Geld für die Straßenbahn zu leihen.

Font legte ihnen die Snookerbälle hin. Ich hatte zwei Pints von dem Bass geleert, der mir ein wohliges Gefühl verschaffte und meinem Orientalischen

Hirn gestattete, sich mit Unorientalischem Kram wie Font zu beschäftigen oder mit anderen Fonts, die ich mal gekannt habe, und auch mit dem Font, der ich selbst manchmal bin. Fonts, die im Viktorianischen Zeitalter Ägyptens keine Keir Hardies, sondern Jimmy Porters sind; Fonts, die im Klassenkampf keine Revolutionäre oder Anführer sind, sondern die geschliffenen Diamanten der englischen «Linken», einsam und in der sich anbahnenden Revolution der arabischen Welt völlig ohne Glanz.

Einerseits diese Gedanken und andererseits das Glück, im Groppi's zu sitzen und kostenlos Whisky zu trinken, oder in den Snooker-Club zu kommen und in Reichweite der Flaschen zu sitzen. Und wie ich das so dachte, griff ich nach der Flasche Martell und führte sie mit Schwung zum Mund. Das Leben war gut.

Font kam zurück, wegen des Bass waren seine Brauen nicht mehr so hochgezogen. Er fragte, ob ich Didi Nackla nach London noch mal wiedergesehen hätte.

«Nein», sagte ich.

«Ich habe gestern Edna und Levy getroffen», fing er an. «Sie kommen heute Abend zu mir. Und du kommst auch.»

Levy und Edna ... und Font. Ich wünschte, sie würden alle das Land verlassen und mich in Ruhe lassen. Levy und Edna, vor allem Edna. Ich drehte mich weg und wollte die Flasche ein zweites Mal ansetzen, als er mich davon abhielt.

«Hör auf, dich wie ein verdammter Idiot aufzuführen», sagte er.

Ich seufzte und trank stattdessen mein Bier.

«Ich habe Edna ewig lange nicht gesehen.»

«Du kannst sie heute sehen.»

«Will ich aber nicht.»

«Na dann komm halt nicht.»

«Du weißt ganz genau, dass ich komme», sagte ich.

Er grinste.

«Ich hoffe, wir wandern alle ins Gefängnis», sagte ich. «Irgendwo am Roten Meer. Wir vier. Dann hast du tatsächlich mal einen Grund, wütend zu sein. Ich

sehe es genau vor mir, wie du dann verdattert die Augenbrauen hochziehst, bis sie dir am Hinterkopf hängen.»

«Was meinst du damit?», fragte er. «Warum sollten wir ins Gefängnis wandern?» Wieder zog er die Augenbrauen hoch. «Bist du in irgendwas verwickelt ...?»

«Nein», sagte ich.

«Ram ...»

«Wie oft soll ich es dir noch sagen? Nein.»

Ich sehnte mich danach, Edna wiederzusehen. Ihr langes rotbraunes Haar und ihre großen, braunen Augen. Wir würden beide auf dem Boden sitzen, ich im Schneidersitz hinter ihr, und ich würde ihr die Haare kämmen, langsam, Strähne für Strähne, dann das Haar teilen und ihr schließlich zwei lange Zöpfe flechten, die Enden jeweils mit einem Stück Schnur zusammengebunden.

«Reden wir lieber über was anderes», sagte ich. «Komm, trinken wir noch ein Bass.» Ich teilte den restlichen Bass zwischen uns auf und sah, wie Fonts Augenbrauen nach oben wanderten, bevor er redete.

«Hast du gelesen, was er getan hat?»

«Wer?»

«Gaitskell.»

«Gaitskell. Gaitskell! Font, zum Teufel noch mal, glaubst du, mich interessiert, was ...», und da sah ich die Einsamkeit in seinem Gesicht. «Ja, ich weiß», sagte ich. «Was hast du erwartet? Wenn man so viele Jahre lang Politiker ist, wird man am Ende einer.»

«Das ist nicht wahr», schrie er, «sieh dir Konni Zilliacus an, sieh dir Fenner Brockway an ...»

«Hör auf, hier rumzuschreien, Font.» Drei Männer waren gerade reingekommen und schauten uns an. «Geh schon», sagte ich. «Geh und leg denen ihre Bälle hin.» Er nahm irgendwelche Schlüssel, die hinter der Bar lagen, und ging schwankend auf sie zu. Ich betrank mich. Ich nahm wieder einen großen Schluck Martell und steckte mir eine Zigarette an.

Font merkt nicht, wie lächerlich es ist, dass ein Ägypter in Kairo sitzt und sich über Gaitskells Position zur atomaren Bewaffnung Englands aufregt. Gut,

anfangs hatte er sich zwar über die ägyptische Innenpolitik aufgeregt, aber das war auch lächerlich, genauso lächerlich, wie es ein Glückspilz wie Hans im Glück zu Dickens Zeiten gewesen wäre. Das war, als würde man versuchen, einen Kuchen zu glasieren, der noch im Ofen war. Font weiß, wie man eine glatte Kuchenoberfläche hinbekommt, sie mit Glasur überzieht und mit der neuesten Deko verziert, aber wie man den Kuchen bäckt, weiß er nicht. Darum muss er warten, bis Nasser ihm den Kuchen bäckt, bevor er ihn auf seine Art verfeinern kann – und er ist sich nicht sicher, ob man ihm das überhaupt erlauben wird, und wenn es erst später wäre. In der Zwischenzeit sitzt er herum und äußert zu jedem Kuchen seine Meinung und hofft, dass der ägyptische oder der arabische Kuchen auch die richtige Form hat, wenn er fertig ist.

Ich habe die blöde Angewohnheit, manchmal plötzlich loszulachen. In meiner Phantasie habe ich den Kuchen tatsächlich vor mir gesehen, und oben drauf war er nicht so schön glatt und ebenmäßig, wie ich ihn mir gewünscht hätte. Ich sah vor mir, wie ich hier und da davon naschte. Inzwischen war ich natürlich betrunken, und die Kuchensache war sehr witzig, vor allem das mit dem Naschen. Ich lachte laut los.

«Hey, Professor», rief Arevian, «unterhalten wir Euch auch gut, Eure Erhabenheit?»

«Hast du Gaitskell je kennengelernt, Arevian?», rief ich zurück.

«Klar», antwortete er und versenkte eine Kugel. «Gaitskellnian, der große Armenier.»

«Und Dr. Summerskillian und Lord Stansgatian und Kingsley Martinian; kennst du die auch alle?»

«Hab mit den allen Snooker gespielt», sagte er.

Ohne Font anzusehen verließ ich den Snooker-Club. Ich war mal wieder betrunken und wollte mir eine Aufgabe suchen, bevor ich depressiv wurde. Ich nahm irgendeinen Bus nach Hause.

Wir haben eine schöne Wohnung mit Blick auf den Nil vor Zamalek. Es ist komisch, aber ich habe meine Mutter noch nie gefragt, wie viel Geld sie hat. Wir haben diese schöne Wohnung und scheinen so gut zu essen wie immer.

«*Tu as essayé de t'employer?*», fragte sie.

«*Penses-tu.*» Natürlich sprach sie Französisch, und sie sagte *t'employer*, nicht *chercher du travail*.

Ich arbeite nicht. Seit ich aus Europa zurück bin, habe ich nicht gearbeitet. Was nicht so klingen soll, als ob ich Geld hätte; ich habe kein Geld, und ich habe auch keinen Vater, der mich unterstützen könnte. Einen Vater zu haben ist in Ägypten überhaupt eine Seltenheit. Unsere Mütter sind alle rechtmäßig verheiratet und so, aber ihre Ehemänner sterben jung, das Durchschnittsalter liegt irgendwo bei fünfunddreißig. Im Alter von vier gab mich meine Mutter in die Obhut ihrer Eltern. Als ich sieben war, lebten drei verwitwete Tanten und acht Waisen im Haus meiner Großeltern (durch Menschen wie sie wird das Durchschnittsalter ein wenig angehoben). Mir war nie in den Sinn gekommen, dass zwar meine Tanten sehr reich waren, meine Mutter aber nicht. Ich dümpelte auf der Woge des Wohlstands dahin. Ich war genauso gut gekleidet wie die anderen Waisen und besuchte dieselbe Schule. Machte einer der Waisen seinen Abschluss, wurde er teuer ausgestattet und nach England, Frankreich oder in die Schweiz geschickt. Als ich aber an der Reihe war, wies mich eine Tante nach der anderen ab, und ich musste einsehen, dass der Geldhahn zugekehrt war und ich über keine eigenen Mittel verfügte. Jetzt zapfe ich meine alten Schulfreunde an. Warum auch nicht, sie würden es genauso machen. Ehrlich gesagt finde ich das Wort «Schmarotzen» genauso widerlich wie Font. Wenn ihr die Wahrheit wissen wollt, bin ich in dem Glauben zurückgekommen, dass unter Nasser endlich ein anderer Wind wehen würde und das mit den Zapfhähnen nicht mehr nötig wäre. Ich hätte damals auch gearbeitet, wenn ich genauso viel Geld verdient hätte wie meine Freunde. Aber wie die Dinge liegen, müsste ich meine reichen Freunde verlassen, wenn ich arbeiten würde, und ich *mag* meine Freunde.

Ich rief den Türken Assam an. Seine Schwester nahm ab.

«Hallo, Zouzou, ist Assam da?»

«Nein», sagte sie. «Ich nehme an, du hast Lust auf ein Spiel.»

«Sei nicht albern, Zouzou, du weißt, dass ich nicht mehr spiele.» Meine Mutter hörte das Wort «spielen» und kam angelaufen, um mitzuhören.

«Tja, er ist nicht hier», sagte Zozou, «aber wenn du mir einen Gefallen tust, verrate ich dir, wo er ist.»

«Einverstanden.»

«Sag ihm, dass er mich nächsten Samstag zum Ball ins Semiramis begleiten soll.»

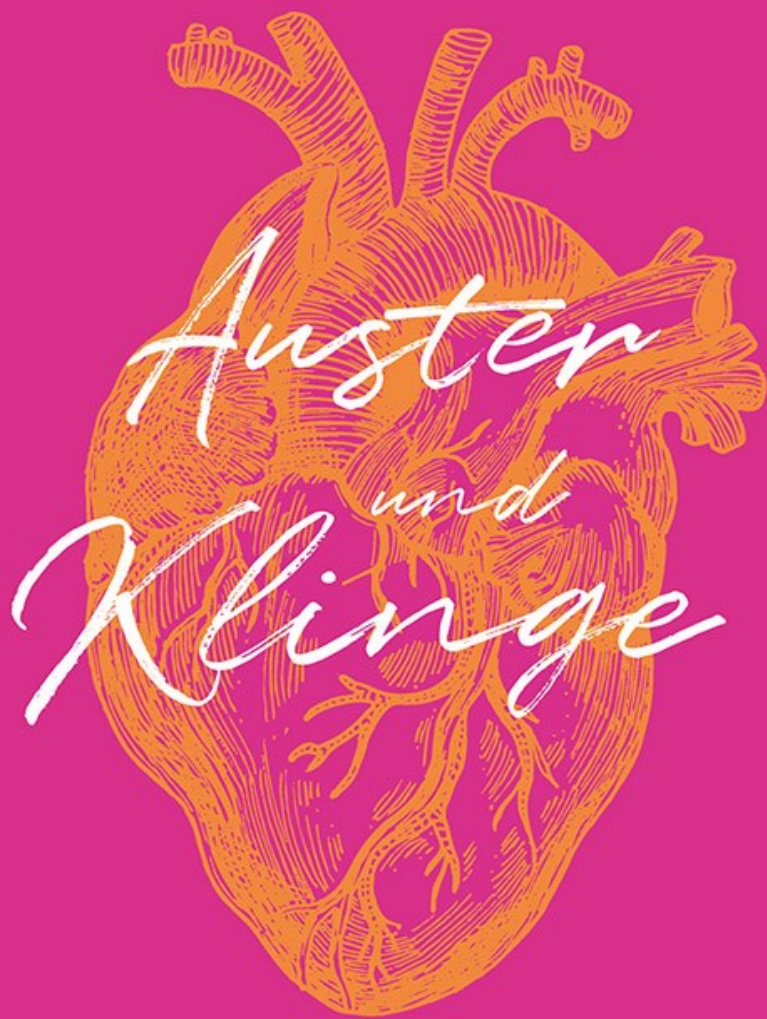
«Warum gehst du nicht mit deinen Freundinnen hin?»

«Du weißt ja, wie wir Türken sind», sagte sie. «Ich kann froh sein, dass ich überhaupt gehen darf.»

«Ich dachte, ihr Türken wärt seit vierzig Jahren ganz modern. Ihr seid doch jetzt voll und ganz amerikanisiert und Mitglied der NATO.»

«Was soll das sein?», fragte sie.

LILIAN LOKE



ROMAN C.H. BECK

Lilian Loke

Auster und Klinge

Roman

2018. 313 Seiten. Gebunden

ISBN 978-3-406-70059-0 € 19,95

eISBN 978-3-406-70060-6 € 15,99

Erscheint am 26. Januar 2018

Zum Buch

Victor führt ein Doppelleben, als Hotelfachmann und Einbrecher. Als er wegen eines Bruchs im Gefängnis landet und von Frau und Tochter verstoßen wird, will er nach der Haft nur noch eines: Ein eigenes Restaurant eröffnen, um seine Familie zurückzugewinnen. Auch Georg hat zwei Identitäten, als Künstler einerseits und Erbe eines milliardenschweren Schlachtkonzerns andererseits. Doch Georg rührt seinen Erbteil nicht an, hasst die barbarischen Produktions- und Arbeitsbedingungen nicht nur in der familieneigenen Firma genauso wie den Kunstbetrieb: Er will die Gesellschaft mit radikalen Kunstaktionen aufrütteln – mit Aktionen, die wehtun. Als Victor zufällig bei Georg unterkommt, treffen sie eine Abmachung: Victor bringt Georg das Einbrechen bei. Dafür erhält er von Georg das Kapital für sein ersehntes Restaurant. Der Plan scheint aufzugehen, bis Georgs Aktionen außer Kontrolle geraten ...

Virtuos und mit bösertiger Komik erzählt Lilian Loke von einem riskanten Deal in einer erbarmungslosen Welt.

Zur Autorin

Lilian Loke, geboren 1985, studierte Englische Literaturwissenschaft, Kunstgeschichte und Neuere deutsche Literatur und lebt in München. Ihr Debütroman «Gold in den Straßen» erschien 2015 und wurde mit dem Bayerischen Kunstförderpreis und dem Tukan-Preis ausgezeichnet. Für ihre literarischen Arbeiten erhielt sie u.a. das Literaturstipendium der Stadt München, das Werkstattstipendium der Jürgen-Ponto-Stiftung und der Autorenwerkstatt des Literarischen Colloquiums Berlin. Seit 2016 ist sie Mitglied des PEN-Zentrums Deutschland.

«Why then, the world's mine oyster, which I with sword will
open.»

William Shakespeare, *The Merry Wives of Windsor*

«Wir sollten nicht verschont werden. Wir sollten von Zeit zu
Zeit richtig aufgestört werden. Wie lange ist es her, seit du
richtig verstört warst? Aus einem triftigen Grund, einem
wesentlichen Grund?»

Ray Bradbury, *Fahrenheit 451*

I

Absichten

Ein Murmeln aus Dutzenden Mündern erfüllt das Callcenter, während Georg auf seinem Merkblatt herumkritzelt, stets lächeln beim Sprechen, Verständnis zeigen, Essverbot am Platz, Georg zeichnet Herzkranzgefäße, Aorta, Muskelgewebe mit schnellem, fließendem Strich quer über die schnörkellose Computerschrift. Das menschliche Herz, ein Klopfen, Pochen, Jagen, Stechen, ein Rhythmus in Brust, Kehle, in jeder Faser, wenn wir lieben, hassen, fürchten, leiden, Sitz der Seele oder bloß Blutpumpe, ein zuckender Klumpen Fleisch – Georg dreht rasch das Blatt um, als der Abteilungsleiter durchs Büro geht wie ein Lehrer bei einer Klassenarbeit, ihm einen kurzen prüfenden Blick zuwirft.

Georg schätzt, in Törners Augen ist er wohl eine Personalnotlösung, Schublade *Alt und braucht das Geld*, dreiundvierzig, brotloser Akademieabschluss, null Erfahrung im Vertrieb, geschweige denn im Beschwerdemanagement, doch andere Bewerber waren offenbar noch untauglicher, obwohl Georg sich das schwer vorstellen kann. Er macht den Callcenterjob erst seit vier Wochen, tatsächlich hat er dringend Geld gebraucht, weil sich der Kater alle Knochen gebrochen hat beim Sturz vom Dach in den Hof, dann hieß es tausendfünfhundert Euro für die Operation oder eben keinen Kater mehr. Dabei gehört ihm das Vieh nicht mal, ist ihm vor einem halben Jahr zugelaufen und hat sich entschieden zu bleiben, was heißt, dass es jeden Tag kommt, wenn es ihm passt, um zu fressen, zu schlafen oder Georg die Hosenbeine vollzuhaaren, bevor es wieder spazieren geht. Auf den Aushang *Kater zugelaufen* hat niemand reagiert, das Tierheim wollte Georg ihm nicht antun, aber einen Namen hat er ihm nicht gegeben, er sagt *Kater*, dem Tier ist es egal. Dank des Katers hat Georg jetzt den ganzen Tag Leute am Telefon, die ihn zur Sau machen, weil ihr Handy, Laptop, Drucker nicht mehr funktionieren, Georg ist erste Anlaufstelle, bevor es gegebenenfalls zur Technik geht. Der Job war ein Fehler. Mein Gerät, brandneu, alle wollen, ich habe, macht mich glücklich, Bedürfnisse, mein Gerät, Schnäppchen, größer, flacher,

schneller, andere Farbe als der Vorgänger, mein Gerät, wieso schon kaputt? Er hätte sich besser um den Putzjob in der Kolonne am Flughafen beworben, aber dort haben sie Referenzen verlangt, die er nicht hatte. Hier haben sie nichts verlangt, du kriegst eine unbezahlte Schulung und los. Er muss sich nach einer anderen Arbeit umsehen, aber wenn die vom Callcenter mitkriegen, was er den Kunden inzwischen den ganzen Tag erzählt, setzen sie ihn ohnehin vor die Tür. Telefonate werden aufgezeichnet, außer, der Kunde widerspricht, was dieser aus Faulheit oder Komplizenschaft selten tut, schließlich sind Callcenteragenten alles Affen, Qualitätskontrolle ist gut. Demnächst wird vermutlich ein Qualitätsmanager mit lautem Knall in einer Wolke Schwefelrauch erscheinen, Georg am Kragen packen und aus dem Großraumbüro schleifen, bis dahin telefoniert er.

«Servicecenter, guten Tag.»

«Ja, hallo? Endlich, Gott sei Dank! Das Display meines Handys fällt dauernd aus, das Ding ist eine Unverschämtheit!»

Ein angestrenktes Schnauben rauscht in der Leitung, in der Stimme des Anrufers liegt die übliche Mischung aus Wut, Leid und Erleichterung, die Warteschleife überwunden zu haben, und natürlich der Hoffnung auf ein Heilsversprechen für das kaputte Gerät. Georg lehnt sich auf seinem Stuhl zurück.

«Innereien wie die Ihres Telefons werden sechs Tage die Woche in Zwölf- bis Fünfzehn-Stunden-Schichten zusammengeschaubt, bei einem Monatslohn von vierzig bis zweihundertfünfzig Euro, aber das können Sie sich ja denken beim Preis für Ihr Gerät. Außerdem möchte der Hersteller, dass Sie bald ein neues kaufen, spätestens nach Garantieablauf.»

Kurz herrscht Stille am anderen Ende, dann überdreht die Stimme des Anrufers so stark, dass es in der Leitung scheppert: «Wollen Sie mich verarschen? Ich habe über vierhundert Euro dafür bezahlt!»

«Wussten Sie, dass sich die Leute in der chinesischen Elektronikindustrie reihenweise umbringen? Sie klettern aufs Fabrikdach und springen in den Tod.»

«Sagen Sie, sind Sie geistesgestört? Nennen Sie das Kundenservice? Ich will Ihren Vorgesetzten sprechen, ich –»

«Tut mir leid, das geht nicht, bleiben Sie dran, ich verbinde Sie mit dem TechniksUPPORT.»

Georg dachte, seine Zeit beim Krisentelefon würde ihm helfen hier im Callcenter, rein nervlich, aber das ist zu optimistisch gewesen. Die Telefonseelsorge macht er bald zehn Jahre, zwei Mal im Monat, Krankheit, Scheidung, Todesfall, Geld-, Alkohol-, Drogenprobleme, Selbstmordgedanken, Georg hört zu, erzählt auch von sich, wenn der Anrufer fragt, verbindet auf Wunsch mit einem Psychologen, aber die meisten wollen das nicht, wollen mit einem *normalen Menschen* sprechen, was immer das ist.

Georg solle sich eine Beschäftigung suchen, bei dem er sein Sprechen trainiere, etwas, das ihm gefalle, riet der Sprachtherapeut, als das Stottern plötzlich wieder ausbrach, nachdem Georg es jahrelang im Griff gehabt hatte. Das Krisentelefon ist eine von Georgs Sprachtherapien, er stottert seit seinem sechsten Lebensjahr, aber er hat gelernt, es zu kontrollieren, Atmung, Zwerchfell, Tempo, Rhythmus. Wörter, über die er stolpert, schiebt er nach hinten im Satz, umgeht sie notfalls. *Au-Au-Auto*. Er sagt *Wagen*. Die meisten merken nichts. Das Schlimmste ist, wenn Leute denken, dein Verstand wäre so verkrüppelt wie dein Sprechen. In Georgs Kindheit war das Stottern ein Monster, das ihm die Zunge aus dem Hals reißen wollte, heute ist es bloß noch ein kurzer Spuk, ab und zu. Beim Krisentelefon, abgeschirmt von drei Pappstellwänden mit Notfallnummern, stottert er nie. Manchmal fühlt er sich wie ein Priester im Beichtstuhl, nur Absolution erteilt er nicht, aber er glaubt, wenn du gibst, wird dir gegeben. Viele schweigen lange, bevor sie sprechen, manche legen einfach wieder auf, manche weinen bereits, wenn sie anrufen. Er hat gelernt, die Gespräche nach der Schicht hinter sich zu lassen, auch wenn er sich fragt, wie viele von denen, die mit ihm über Selbstmord gesprochen haben, jetzt noch am Leben sind. Ob er geholfen oder Fehler gemacht hat. «Ich sterbe auch nicht mit jedem Patienten», sagte eine der anderen Ehrenamtlichen, eine Krankenschwester. «Du sprichst mit ihnen, Georg, du hörst sie, das ist viel.»

Aber die Art Abhärtung hilft ihm hier nicht weiter.

«Servicecenter, guten Tag.»

«Ich habe ein Problem mit meinem Laptop, der Lüfter macht komische Geräusche, ich habe aber noch Garantie.»

«Wussten Sie, dass →»

Um zwölf macht Georg Pause in der Kaffeeküche, Barbara sitzt am Tisch wie ein Häuflein Elend, vor ihr eine Tupperdose voll Nudelsalat, dick Mayonnaise, Wurst, Erbsen, bei dessen Anblick Georg jedes Mal übel wird, ein paar nennen Barbara hinter ihrem Rücken Tonne, Presssack, Jabba the Hutt und ähnlich Charmantes, aber Barbara ist eine der wenigen gewesen, die überhaupt Hallo gesagt haben, als Georg hier angefangen hat. Er sieht Angst in ihren Augen, Herr Törner steht am Küchentresen, redet mit falscher Freundlichkeit auf sie ein. Ob Barbara nicht mal Gas geben wolle. Die Kollegen hätten so viel mehr Biss, das sei ja auch eine Frage von Stolz, niemand sei gerne Bodensatz.

Barbara ist in der Vertriebsabteilung für einen Druckerpatronenhändler, ihre Zahlen sind nicht überragend, aber darum geht es Törner nicht, Törner, ein untersetzter, halbglatziger Kerl, frisst Barbaras Angst wie Brot, er genießt es, auf seinen Leuten rumzuhacken, einfach, weil er es kann. Georg beobachtet die beiden einen Moment schweigend, er hat Leute so satt, die ihr Maul aufmachen, bloß um Schmerz zu erzeugen. Es heißt, kleine Sünden bestrafe Gott sofort, aber Georg glaubt nur an Chaos, Zufall. Die Einzigen, die bei Sünden zusehen, falls überhaupt einer zusieht, sind Komplizen oder Gaffer, unbeteiligte Dritte. Georg bemerkt Törner hinter sich, erkennt den Schimmer seines hellen Hemds im Metall des Kaffeeautomaten, als Georg eine Tasse unter den Auslass stellt, die Maschine beginnt zu brummen, läßt in einem dünnen Strahl Kaffee in die Tasse rinnen. Wenn jemand einem anderen etwas antut, weil der ihm zuvor etwas angetan hat, heißt das *Rache*. Georg betrachtet die wirbelnden Schaumbläschen in der dunklen Flüssigkeit. Wenn ein unbeteiligter Dritter dem, der einem anderen etwas angetan hat, etwas antut, heißt das *Strafe*. Eine Frage, die sich Georg und Evelyn als Teenager gestellt haben: Wenn du Superkräfte hättest, würdest du den Helden spielen

oder sie nur zu deinem Vorteil nutzen? Was ist mit normalen Begabungen? Was stellst du damit an? Georg fragt sich, ob auf alles zu scheißen, auch eine Begabung ist.

Er sieht Herrn Törner auf sich zukommen, verbrühen will er ihn nicht, aber vor allem sich selbst nicht, er schüttet Milch in den Kaffee, nimmt die Tasse, wendet sich Törner mit einer raschen Drehung zu, als der direkt hinter ihm stehen bleibt. Törner entfährt ein Schrei, die Tasse kippt klimpernd vom Unterteller, Törner weicht zurück, aber über sein Hemd, Jackett, seine Hose und Schuhe ergießt sich ein brauner Schwall, bevor die Tasse zu Boden fällt, in zwei saubere Teile zerspringt – «Sie Vollidiot! Sehen Sie sich an, was Sie angerichtet haben!»

Georg entschuldigt sich, reicht Törner Küchenpapier, er werde die Reinigung bezahlen, er werde – Törner entreißt ihm die Rolle, versucht, sein Hemd zu trocknen, der Kaffeeleck prangt dunkel auf seiner Brust, das Jackett zieren braune Spritzer, auch Georgs Hemd ist besudelt, aber das war es wert. Törner läuft aus der Küche, verschwindet in der Personaltoilette.

«Oh Gott, Georg, ausgerechnet dem Törner aufs Hemd –», Barbara starrt ihn mit einer Mischung aus Bestürzung und Schadenfreude an. Georg liest die Scherben vom Boden auf.

«Ja, ich bin manchmal sehr ungeschickt.»

Barbaras Augen werden groß, als Georg zu lächeln beginnt.

«War das etwa mit Ab-?»

«Schh ...» Georg legt einen Finger auf die Lippen, zwinkert ihr zu, Barbara presst die Hand auf den Mund, unterdrückt ein Lachen.

2

Bald

Als der Wärter ihn durch die Gitterschleusen in den Hof führt, spürt Victor seinen Herzschlag bis zum Hals, er hat sich verzehrt nach diesem Tag, genießt das Klacken des Schlosses, das lautlose Schwingen der letzten Tür, den Blick auf ein schlichtes Stück Straße, das ihm schön vorkommt, weil es Freiheit verheißt, trotzdem erfasst ihn beim Anblick Angst. «Herr Ellischer», der Wärter reicht ihm die Hand, Victor fühlt, wie trocken und warm sie ist, wie feucht und kalt seine eigene. «Viel Glück. Und drehen Sie sich nicht um, wenn Sie gehen. Wer zurückschaut, kommt zurück.»

Victor schultert seine Tasche, eine kalte Brise schlägt ihm entgegen, als er auf die Straße tritt, den Blick geradeaus. Nie wieder die Zelle, der Gestank auf den Gängen, nie wieder das schmale Rechteck Himmel, zerschnitten von Gittern, nie wieder in der Gefängnisküche literweise Eintopf kochen, Kartoffeln schälen, Zwiebeln hacken, nie wieder gefilzt werden bis auf die Haut, weil einer der Sparschäler abhandengekommen und zu spät im Spalt zwischen Herd und Spüle gefunden worden ist. Victor legt den Kopf in den Nacken. So viel Himmel. Er kann gehen, wohin er will, aber weiß nicht, wohin, der Himmel kommt ihm gleißend vor, ein Blau, so leuchtend, dass es in den Augen schmerzt. Am Ende der Straße entdeckt er eine Bushaltestelle, setzt sich für einen Moment, spürt seinen Herzschlag rasch und heftig in jeder Faser seines Körpers, er weiß nicht, ob das noch Angst ist oder schon Glück. Drei Busse lässt er vorüberziehen, bis er endlich einsteigt. «Wohin?», fragt der Fahrer, Victor befühlt das dünne Bündel Scheine in seiner Hosentasche, das bisschen, was er im Gefängnis verdient hat. Er wird seiner Tochter ein Geschenk kaufen.

Im Spielwarenladen steht er etwas verloren vor den Regalen, zu viel Licht, zu viele Leute, Kinderstimmen, Quengeln, Betteln, Lachen, betrachtet die Stofftiere, zu viel Auswahl, Bären in allen Größen, Hunde, Katzen, berührt das weiche Fell – «Kann ich Ihnen helfen?» Victor zuckt zusammen, als eine Verkäuferin neben ihn tritt, ihn mustert, als wüsste sie alles, *du bist ein Lügner*

und Dieb. Seine Wangen werden heiß, aber er hält dem Blick stand, lächelt sie an, bis sie sein Lächeln erwidert. Er wird nicht rot, seine Stimme bleibt ruhig, er war immer ein guter Blender, das ist wie Fahrradfahren, das verlernt man nie.

Kim hatte den Fuchs in den Geschichten geliebt, die er ihr abends vorgelesen hatte. Der Fuchs und der Rabe mit dem Käse. Wie schön du singen kannst, Rabe, bitte sing mir was. Der eitle Rabe öffnet den Schnabel, krächzt sein Lied oben auf dem Baum, da fällt ihm der Käse aus dem Schnabel, und der Fuchs schnappt ihn sich.

«Ich suche einen Stofffuchs. Haben Sie so was?»

Als er Richtung U-Bahn läuft, entdeckt er einen Blumenladen. «Was hast du verbrochen?», hat Sina jedes Mal scherzhaft gefragt, wenn er ihr Blumen geschenkt hat. Diesmal werden Blumen wenig bringen. Aber irgendwo muss er anfangen.

Victor spürt, wie ihm die Kehle eng wird, als Sina die Tür öffnet, sie trägt einen etwas verschlissenen grauen Pullover, das honigblonde Haar offen, ihr Gesicht grimmig und schön zugleich, als sie sich eine lose Strähne hinters Ohr streicht. Victor nimmt ihren vertrauten Duft wahr, rosig und einen Hauch herb. Er hat sie die ganze Zeit über nicht gesehen, nur einmal während der Untersuchungshaft hat sie ihn besucht.

«Sag mir, dass nichts davon wahr ist, was sie behaupten.»

Als er ihr sagen musste, dass alles stimme, kam sie nicht mehr. Er schrieb ihr, anfangs antwortete sie noch auf jeden Brief, dann wurden die Briefe und Telefonate immer seltener.

«Erwartest du, dass ich auf dich warte?»

«Nein ... aber ich hoffe.»

Irgendwann brach sie den Kontakt ganz ab. «Wir sprechen, wenn es vorbei ist», sagte sie zuletzt. «Es fühlt sich an, als wäre ich eingesperrt mit dir, aber es ist deine Haft.» Er schrieb ihr seinen Entlassungstermin, er komme früher raus wegen guter Führung, aber auch darauf antwortete sie nicht.

«Victor», sagt sie jetzt nur, ihre Stimme ist ruhig und fest, aber ihr Gesicht ist blass. Er will sie in die Arme schließen, doch wagt es nicht. «Ich habe dich vermisst», sagt er, «ich habe euch schrecklich vermisst.» Als sie nicht antwortet, fügt er hinzu: «Tut mir leid, ich hätte anrufen sollen», dann streckt er ihr etwas ungeschickt den Blumenstrauß entgegen. «Hier, für dich.»

Sina hebt die Brauen, als ihr Blick auf den Strauß fällt, ein kleines Ungetüm, Victor hat dem Händler einen kompletten Bund Alstroemeria abgekauft, endlich lächelt sie, wenn auch dünn und mit einem Anflug von Zynismus. «Hast du jetzt auch noch einen Blumenladen ausgeraubt?»

«Ich würde eher sagen, es war umgekehrt.»

Sie muss lachen, dann schließt sie die Augen, atmet tief durch; als sie wieder aufsieht, liegt Traurigkeit in ihrem Blick, aber sie nimmt den Strauß.

«Mama? Wer ist da?»

Victor spürt, wie ihm die Tränen kommen, als Kim sich neben Sina in den Türrahmen drückt, um auf den Hausflur zu spähen. Wie sehr sie gewachsen ist, bald wird sie fünf, ihren vierten Geburtstag hat er verpasst. Mit großen Augen sieht sie zu ihm auf, kurz fürchtet er, sie erkenne ihn nicht, doch dann ruft sie: «Papa!», er beugt sich zu ihr hinunter, sie fällt ihm um den Hals. «Papa, du bist zurück!» Es ist das Schönste, was er seit dreizehn Monaten gehört hat.

«Komm.» Sina lässt ihn in die Wohnung. Hier hat sich kaum etwas verändert, die Flurwände immer noch tapeziert mit Kims Bildern aus dem Kindergarten, im Wohnzimmer die kleine Couchgarnitur, der dicke Vorlegeteppich, der Esstisch aus hellem Holz. Sina und er haben alles gemeinsam eingerichtet, nur Plattenbau, aber 21. Stock, Blick über die ganze Stadt.

«Ich habe dir auch was mitgebracht, Kimmi.» Victor holt das in Geschenkpapier eingeschlagene Stofftier aus seiner Reisetasche. Als Kim den Fuchs auspackt, lacht sie freudig auf, drückt ihn an sich. «Der ist toll! Ist der aus Madagaskar?»

Sina blickt Victor fast ängstlich an, als Kim das fragt. Er nickt zögerlich. «Ja, Schatz.»

«Aber in Madagaskar gibt es doch gar keine Füchse.»

«Richtig ... deshalb ist ein Stofffuchs dort was ganz Besonderes.»

Kim scheint zufrieden mit seiner Antwort, streicht dem Stofftier über den Kopf, Victor nimmt sie auf den Schoß, küsst sie aufs Haar. Madagaskar. Ihre absurde Notlüge. Papa arbeitet eine Weile im Ausland, dann kommt er wieder nach Hause. Auf dem Couchtisch lag die DVD des Kinderfilms, den Kim so gern hatte, *Madagascar*, «Papa arbeitet dort in einem schönen Hotel», war das Erste, was Sina eingefallen war, sie hatte es sofort bereut, aber nicht über sich gebracht, Kim die Wahrheit zu sagen.

«Kim, zeig dem Fuchs mal dein Zimmer, Papa und ich müssen kurz alleine sprechen.» Unwillig rutscht Kim von Victors Schoß und läuft hinaus, Sinas graue Augen mustern Victor einen Moment lang erschöpft. «Du hast abgenommen», sagt sie, «sieh dir an, wie dein Hemd sitzt.» Mit den Fingerspitzen fährt sie ihm über den Kragen, aber als er ihre Hand nehmen will, zieht sie sie zurück. Wo er heute Nacht bleibe. Victor betrachtet seine abgewetzte Reisetasche. Er habe gedacht, vielleicht hier, aber vermutlich keine gute Idee. Sina atmet aus, schüttelt den Kopf, sie brauche noch Zeit, sie hoffe, er verstehe das. Victor nickt, steht von der Couch auf. Je länger er bleibt, desto schwerer wird es werden, wieder zu gehen.

Kim bricht in Tränen aus, als er sich verabschiedet. «Wieso gehst du wieder?» Victor blickt zu Sina, die versucht, Kim in den Arm zu nehmen, aber Kim schluchzt auf, klammert sich an Victor wie eine Ertrinkende. Papa komme morgen wieder, er müsse noch ein paar Dinge erledigen, er komme morgen Abend, um sieben, sagt Sina schließlich, er lächelt ihr zu, auch wenn sie sein Lächeln nicht erwidert. Er darf wiederkommen. Er nimmt Kim in den Arm, hält sie, bis sie sich beruhigt hat, dann begleitet Sina ihn hinaus.

«Danke», sagt er. Sina nickt, schließt wortlos die Tür. Kurz verharrt er noch auf der Schwelle, dann verlässt er das Haus. Ein paar Jungs aus der Siedlung spielen Fußball bei den Garagen, sehen neugierig zu ihm herüber, einer lässt eine Kaugummiblaste mit lautem *Plock* zerplatzen, grinst Victor an. Alles wie immer hier, als wäre er nie fort gewesen, doch es kommt ihm vor wie eine Pappkulissee. Er lässt die Wohnblöcke hinter sich wie damals vor dreizehn Monaten, als er zu seinem letzten Einbruch losgezogen war.

«Du siehst gut aus», hatte Sina gesagt, ihm über die Schultern seines neuen Kellnerjacketts gestrichen. «Lass dich nicht von zu vielen reichen, alten Damen angraben, klar?»

Sie hatte ihm einen Kuss zum Abschied gegeben, Victor hatte sie umarmt und an sich gezogen, den Kuss verlängert. Sein schlechtes Gewissen fraß ihn jedes Mal auf, wenn er behauptete, er fahre nach Bad Homburg ins Kurhotel zur neuen Stelle, die er seit ein paar Monaten hatte, gut bezahlt, hatte er ihr gesagt; was Sina nicht wusste, die Stelle war wieder nur ein Aushilfsjob, ein paar Stunden im Monat. Aber er würde mit dem Einbrechen aufhören. Bald. Er hatte es schon reduziert, seit Kim auf der Welt war, hätte nie gedacht, dass er das so gut könnte, so ein Baby. Anfangs überwachte Sinas Mutter mit Argusaugen, wie er sich anstellte, Windeln wechseln, Fläschchen machen, Kim die richtige Kleidung anziehen, bis sie endlich einsah, dass dem Baby in Victors Obhut weder der Hunger- noch der Kältetod drohte. Sina war stellvertretende Restaurantleiterin, er nur Stationskellner gewesen, als sie mit Kim schwanger wurde, ungeplant. «Ich pass aufs Kind auf», hatte er gleich gesagt, irgendwie wollte er das unbedingt, schieß auf den Kellnerjob, Sina verdiente auch viel mehr als er. Und ein Vater mit Kinderwagen, ordentlich in Hemd und Sakko, der mit dem hübschesten Baby der Welt – was Kim zweifellos war – durch teure Wohngegenden spazierte, sah harmlos aus, kein Mensch verdächtigte ihn, wenn er dabei Häuser ausbaldowerte. War natürlich nicht in Ordnung, Kim auf Ausspähtour mitzunehmen, inzwischen machte er das nicht mehr so oft, Kim wurde bald vier. Außerdem hatten Sina und er endlich mit großem Tamtam vor einem Dreivierteljahr geheiratet, dreitägiger Ausnahmezustand mit Familie und Freunden in Südfrankreich in einem Strandhotel, querfinanziert durch ein paar extra Touren mit Fred. Vor Sina hatte Victor die Kosten natürlich heruntergespielt, Freundschaftsrabatt im Hotel als ehemaliger Mitarbeiter, außerdem hat man ja nur einmal im Leben vor zu heiraten, zumindest Victor, also wenn schon, denn schon. Perlhuhn, Lamm, Brasse, Ratatouille, Bouillabaisse, Mirabellentarte, Crème brûlée und eine ungeheure Menge Wein und Pastis, anschließend Flitterwochen, mit dem Wagen rüber nach Italien, sie hatten sich quasi die Halbinsel hinuntergegessen,

von Parmesan und Schinken in der Emilia-Romagna bis zu Rumkuchen in Neapel. Mit dem Antrag hatte er sich auch richtig Mühe gegeben, Sascha hatte es zwar kitschig gefunden, aber Fred hatte breit gegrinst und beide Daumen gehoben, Verlobungsring vom Juwelier, weißgold, mit einem richtig schönen Stein –

«Bist du verrückt geworden?», hatte Sina ausgerufen, noch bevor er überhaupt seine Frage stellen konnte, ganz oben auf dem Hoteldach. Dort hatten sie sich vor fünf Jahren zum ersten Mal geküsst, damals hatte er das Schloss geknackt, diesmal hatte er einen Hoteltechniker überredet, ihm die Luke aufzusperren, Schampus und was zu essen hochzuschaffen.

«Wo hast du das Geld für so einen Ring her?»

«Na ja, gespart ... Also ... willst du? Du weißt schon ... mich heiraten?» Er hatte das Gefühl, sein Herzschlag setze aus, als sie ihn einen schier endlosen Moment lang nur prüfend ansah. Den Ring wollte sie eigentlich nicht, aber sie wollte Victor, sagte Ja, das war die Hauptsache.

Er hatte die Touren wirklich reduziert, doch nach zwei, drei Monaten wurde das Kribbeln unerträglich, durchzog seinen ganzen Körper, wenn zu lang nichts gestiegen war. Dann ertappte er sich, wie er bei jedem Haus Fenster und Türen begutachtete, jeder gepflegte Vorgarten, teure Wagen in der Einfahrt, jede Alarmanlage war wie eine lockende Neonreklame, die ihn zu sich rief. Aber er würde aufhören. Endlich mit Sascha das Restaurant eröffnen. Anständiges Geld. Für Sina, für Kim. Bald.

Die Luft war eisig an jenem Abend, kleine Atemwolken bildeten sich vor Victors Mund, als er über den Parkplatz zum Auto lief, selbst in der Wagenkabine war es so kalt, dass sein Atem sich in der Luft kräuselte. Er drehte das Radio auf, fuhr Richtung Norden zu seiner Garage, dort stand ein Zweitwagen für die Touren, lagerte auch die übrige Ausrüstung, Tarnkleidung, Brillen mit Fensterglas, verschiedene Kopfbedeckungen, Blaumann, Paketboten-Outfit, Warnweste, Klemmbrett, Aktentasche, ein Stapel *Wachtturm*-Zeitschriften, Klatsch-, Auto-, Reisemagazine, Picks, Drähte, Bohrer, Ziehglocke, Störsender, aber meistens genügte ein Schraubenzieher. Victor trennte strikt seine zwei Leben, hatte das immer getan, egal, in welcher

Stadt, welchem Land, aber seit Sina und Kim trennte er alles noch gewissenhafter. Die Garage lag auf einem trostlosen Gelände am Rande eines Gewerbegebiets nahe der Autobahn, der Vermieter, ein Frührentner, verbrachte die meiste Zeit des Jahres als Dauercamper in Spanien. Victor zahlte immer für ein Jahr im Voraus, der Mann hatte nicht mal seinen Ausweis sehen wollen, als Victor ihm das Geld hinlegte. «Können wir das unbürokratisch regeln?» Für den Vermieter war Victor Herr Christian Müller, dessen Frau nicht mitkriegen sollte, dass er einen Hobbyraum hatte, was dem Vermieter ein paar steuerfreie Extraeinnahmen bescherte.

Der Geruch von Abgas schlug Victor entgegen, er machte Licht, schloss das Tor hinter sich, wechselte seine Lederschuhe gegen ein neu gekauftes Paar aus Kunststoff, das er später wieder entsorgen würde. Schuhe, mit denen er einstieg, behielt er nie lange, wenn die Witterung feucht war wie heute und man in jedem Fall Fußspuren hinterließ. Sein Kellnerjackett tauschte er gegen einen Kapuzenpullover, die Winterjacke gegen einen schwarzen Kurzmantel mit hohem Kragen. Dann stieg er in den Wagen, brach zu dem Haus auf, das er in den letzten Wochen ausgeforscht hatte, frei stehend am Ortsrand, Achtzigerjahre-Bau, großer Garten, der Bewohner ein Mann um die siebzig. Jeden Morgen Punkt halb acht brach er zum nahe gelegenen Industriepark auf, silbergraues C-Klasse Coupé, neuestes Modell, kam erst gegen 19 oder 20 Uhr zurück. Der Mann lebte allein, zweimal hatte Victor geklingelt, einmal als Abo-Vertreter, einmal als Stromtechniker, niemand hatte aufgemacht, nachdem der Mann zur Arbeit aufgebrochen war, also keine Frau, nie gehabt, weggelaufen oder schon tot. Victor hatte sich die Sicherung des Hauses angesehen, keine Alarmanlage, keine Kameras, kein Hund, alte Fenster, große Terrassenfront, gut abgeschirmt durch Büsche. Eine schnelle, glatte Nummer.

Er parkte eine Straße weiter, eine hohe Mauer grenzte den hinteren Garten von der Straße ab, Victor entschied sich für die dreiste, aber unauffälligere Variante, falls ihn doch jemand sehen sollte, lief zur Vorderseite, einfach durchs Gartentor die Auffahrt hinauf. Als das Licht des Bewegungsmelders ansprang, wartete er im Schatten der Garagenwand, doch im Haus blieb es dunkel. Im Schutz der Büsche streifte er die Kapuze ab, zog Sturmmaske,

Stirnlampe und Handschuhe über, dann lief er zur Terrasse, setzte den Schraubenzieher am Rahmen der Glastür an, hebelte sie mit ein paar gezielten Griffen auf. Eine angenehme Wärme strömte ihm entgegen, als er den Wohnraum betrat, der Lichtkegel seiner Lampe glitt über eine Schrankwand, eine lederne Couchgarnitur, einen neuen Plasmafernseher, aber der interessierte Victor nicht, heute arbeitete er ohne Fred, hieß, rein und raus, so schnell es ging. Er durchsuchte die Schubladen, fand bloß einen Koffer mit Silberbesteck, ließ ihn stehen, würde ihn nur mitnehmen, wenn er nichts Besseres fand. Das Haus sah nach Safe aus. Keinem guten, aber einem Platz, an dem alles gehortet wurde. Als er die Tür neben dem Wohnzimmer öffnete, empfing ihn ein großer Schreibtisch, eine Wand mit Regalen bis zur Decke. Rasch öffnete er alle Unterschränke, im letzten wurde er fündig, ein Safe mit elektronischem Zahlencode und Profilzylinder für einen simplen Kerbenschlüssel, kaum besser als die Dinger in Hotelzimmern. Victor brauchte nur ein paar Sekunden, um das Schloss zu öffnen, die Bolzen schnappten leise zurück, als er den Drehmechanismus betätigte. Im Safe lagen ein paar Bündel Fünfiger und Hunderter, Reisepass, Bankpapiere, Uhren, ein schweres goldenes Herrenarmband, Damenschmuck, dem Aussehen nach ein paar Jahrzehnte alt, Silber, Gold, Platin. Victor nahm bloß das Bargeld und wertvolle Edelmetall, vier der fünf Uhren, warf alles in den Rucksack, dann ging er in den ersten Stock, suchte das Schlafzimmer. Er fand es am Ende des Flurs, ein großer Raum mit bodentiefen Fenstern, doch als der Schein seiner Lampe das Bett traf, blieb Victor ruckartig stehen. Die Bettdecke war aufgeworfen, das Kissen zerdrückt, auf dem Nachttisch ein halb volles Wasserglas, zerknüllte Papiertaschentücher, ein Blisterstreifen Tabletten. Kurz verharrte Victor misstrauisch im Türrahmen, der Alte hatte keine Frau oder keine mehr, vermutlich litt deshalb der Haushalt, kein Grund, nervös zu werden, trotzdem wurden Victors Finger in den Handschuhen feucht. Eigentlich hatte er genug aus dem Safe für eine Tour, ein paar Tausend in bar plus Schmuck. Aber im Schlafzimmer horteten die Leute das meiste, das konnte er nicht auslassen. Nur ein kurzer Blick.

Im Nachttisch fand er eine Submariner, Edelstahl, aber immerhin, Manschettenknöpfe, Gold, steckte sie ein, dann öffnete er die Seitentür des Wandschranks, kontrollierte Boden und Fächer. Als er zur Doppeltür ging, glaubte er, ein Geräusch zu hören, ein seltsam gedämpftes Schaben, das ihn mitten in der Bewegung erstarren ließ. Er hielt den Atem an, lauschte angestrengt, aber hörte nichts als das wilde Rauschen seines eigenen Bluts. Vorsichtig ging er zum Fenster, warf einen Kontrollblick hinaus, unter ihm lag der dunkle Garten, einen Augenblick meinte er, jemand stehe an der Mauer, aber es war nur ein Busch, mach dir nicht ins Hemd, du brauchst zu lang, konzentrier dich. Er wandte sich wieder der Schrankfront zu, öffnete die Doppeltür, der Lichtkegel der Lampe glitt über ein Arsenal Anzüge und Hemden, penibel nach Farben sortiert. Doch ganz ordentlich, der Kerl, schoss es Victor durch den Kopf, als plötzlich ein Ruck durch den Stoff ging, Victor wandte sich nach rechts, der Lichtstrahl traf ein fahles, zerfurchtes Gesicht, wässrige Augen, Victor entfuhr ein Schrei, der ihm halb in der Kehle stecken blieb, einen Moment lang glaubte er, der Mann wäre tot, dann stürzte der Alte sich auf ihn. Für den Bruchteil einer Sekunde erkannte Victor einen glänzenden Holzkleiderbügel im Schein seiner Leuchte, dann flammte ein greller Schmerz an der Schläfe auf, als der Mann ihn mit voller Wucht am Kopf erwischte, rücklings gegen den Nachttisch stieß, sodass Victor fast das Gleichgewicht verlor, das Wasserglas stürzte herab, zerschellte mit lautem Schlag auf dem Boden. Ein zweiter Hieb traf Victor im Gesicht, er spürte, wie ihm der Metallhaken durch die Sturmhaube die Wange aufriss, aber diesmal griff er nach dem Bügel, schlug ihn dem Mann aus der Hand, dass er mit lautem Klackern gegen den Schrank flog, doch der Alte war erschreckend schnell, packte Victor mit beiden Händen am Hals, drückte zu mit aller Kraft. Victor rang nach Luft, griff hinter sich, fühlte den kalten Glasschirm der Nachttischlampe, das Gewicht des Metallfußes, der Alte versetzte ihm einen Fausthieb, Victor schmeckte Blut, als ihm die Lippe aufplatzte, wich dem nächsten Schlag aus, riss die Lampe vom Nachttisch, traf den Mann in die Rippen, in den Bauch, schließlich gegen den Kopf, Blut strömte dem Mann in kleinen Bächen übers Gesicht, aber seine aufgerissenen Augen starrten Victor

unverwandt an, die Hände wie Klauen um Victors Hals. Victor holte aus, schlug wieder zu in einem roten Nebel aus Angst und Wut, ein Knacken ertönte, als breche ein Ast, die Augen des Mannes weiteten sich, er ließ los, sackte zusammen, blieb reglos auf dem Boden liegen.

Einen Augenblick stand Victor nur da, hörte seinen eigenen jagenden Atem, betrachtete das Blut, das sich um den Kopf des Mannes ausbreitete, spürte Genugtuung, es ekelte ihn vor dem Gefühl, aber es war da, bevor Entsetzen aufkeimte. Du hast ihn umgebracht. Vielleicht hast du ihn umgebracht. Victor ließ die Lampe fallen, trat einen Schritt zurück. Noch einen. Sein Blick streifte den Wandschrank, wo der Mann sich versteckt hatte. Fiel auf das Handy am Boden des Schrankes. Kurz war Victor wie gelähmt, als er begriff. Dann brach er in Panik aus, er machte kehrt, stolperte über den Teppich im Flur, schlug der Länge nach hin, stieß hart mit dem Kopf gegen die Wand, achtete nicht auf den Schmerz, raffte sich benommen auf, eilte die Treppe hinunter. Als er aus dem Haus stürzte, die Einfahrt hinunter, hörte er einen bellenden Schrei, sah die Polizisten vor dem Tor, die gezogene Waffe, keine fünf Meter von ihm entfernt: «Hände hinter den Kopf! Hände hinter den Kopf, habe ich gesagt!»

Victor wandte sich um, zwei Polizisten waren bereits im Garten, kamen auf ihn zu, eine Streife blockierte das Einfahrtstor, Victor sah wieder zu dem Beamten mit der Waffe direkt vor ihm, zu nah, einfach zu nah. Langsam hob er die Hände.

«Einen Arzt», rief er, als die Polizisten auf ihn zustürmten, ihn grob zu Boden zwangen. «Im Haus liegt ein Mann, er braucht einen Arzt →»

3

Gefallen

«Penne all'arrabbiata für Törner!» Wenn Victor das noch einmal rufen muss, flippt er aus, wieder ein Glasbunker mit tausend Gängen, die alle gleich aussehen, die Empfangsdame hat ihn in den sechsten Stock geschickt, Firma BestCall GmbH, Gebäude 3, Trakt A. «Penne all'arrabbiata für Törner! Das Zeug wird kalt!»

Keine Reaktion, nur der leere Gang, Dutzende Türen, aus denen leises Gemurmel dringt. Diese Büroarschlöcher. Wie Termiten in ihrem Hügel. Erst zwei Wochen fährt Victor diesen Dreck von matschigen Nudeln und fettigen Pizzen aus, den der Koch *Essen* zu nennen wagt, und hat schon keine Lust mehr. Fast wäre er schwach geworden, hätte Fred angerufen. Fred würde ihn runterbringen, er hat eine Art, entspannt wie ein Schwein in der Suhle, Vorliebe für Hawaiihemden, Cowboystiefel und Santana, *Chill, Kleiner*, selbst, als Victor schon über dreißig war, nannte Fred ihn noch *Kleiner*, aber Victor darf ihn nicht mehr sehen, Fred ist schlechter Einfluss. Wie oft hat ihm das der Bewährungshelfer runtergebetet, altes kriminelles Umfeld, Ursache Nummer eins für Rückfälle. Aber er muss Fred noch einmal sehen, um seine Schulden zu begleichen.

«Penne all'arrabbiata für Törner!» Guter Gott.

Endlich tritt jemand auf den Gang, eine massive Frau in massivem lindgrünem Pullover, sieht ihn ängstlich an. «Schreien Sie doch nicht so, wir telefonieren hier, Herr Törner ist in seinem Büro, links den Flur runter, zweite Tür rechts, aber gerade ist es nicht so günstig →»

Victor ist das egal, er steht im Halteverbot, die Nudeln werden kalt, und dann darf er sich noch den Anschiss vom Chef anhören, wenn er ins Lokal zurückkommt, wo schon der wütende Kunde angerufen hat. Victor läuft den Gang hinunter, checkt die Türen, liest *Törner* auf dem Schild eines Büros mit Glasfenster. Ein untersetzter Mann mit Halbglatze sitzt am Schreibtisch, davor steht ein rotblonder Typ Anfang vierzig, der Ausdruck auf seinem unrasierten

Gesicht wirkt mehr genervt als schockiert, während der Glatzkopf ihn anschreit, was der Irrsinn solle, er habe Dutzende Gesprächsprotokolle, das sei unfassbar! Der Glatzkopf reißt die Schrankwand auf, zieht einen Aktenordner heraus, knallt ihn auf den Tisch. Victor entdeckt einen kleinen Safe zwischen den Ordnern.

«Es ist einfach.»

Fred hatte mit der Faust auf den Safe geschlagen, gleichzeitig den Drehschalter betätigt, und die Tür war aufgesprungen. «Schau.» Fred schloss die Tür wieder, hantierte mit Spanner und Haken, knackte das Schloss in kaum zehn Sekunden, lächelte Victor freundlich an. «Noch was, Kleiner: Die Kombination ist meist sechsstellig, die Werkseinstellung des Mastercodes meist sechs Mal die Null. Oft sind die Besitzer zu nachlässig, ihn zu ändern. Besonders Hotels. Du sitzt doch an der Quelle. Probier es. Nur zum Spaß.»

Der Glatzkopf wedelt wütend mit einem Blatt vor dem Angestellten herum: «Wie können Sie Leuten solche Sachen am Telefon erzählen? Sind Sie ganz bei Trost? So was habe ich in meiner zwanzigjährigen Laufbahn noch nicht erlebt!»

«Tut mir leid, dass Sie so lange darauf warten mussten», erwidert der andere ungerührt. Der Glatzkopf bekommt vor Wut rote Flecken auf seiner Platte, aber Victor hat keinen Nerv mehr, länger zu warten, er klopft, drückt die Tür auf.

«Penne all'arrabbiata für Törner.»

Die beiden Männer starren Victor irritiert an, bis der Glatzkopf seine Sprache wiederfindet. «Warten Sie gefälligst, Sie sehen doch, dass ich beschäftigt bin!», dann wendet er sich wieder dem Angestellten zu: «Räumen Sie sofort Ihren Platz! Sie sind fristlos entlassen!» Der andere verlässt wortlos das Büro, während der Glatzkopf tief durchatmet, seine verschwitzte Kopfhaut mit einem Taschentuch abwischt. Victor hält die Tüte mit dem Essen hoch, ärgerlich zieht Törner seine Geldbörse aus der Hosentasche, fummelt einen Schein und ein paar Münzen heraus.

«Behalten Sie den Rest.»

Satte zehn Cent.

Als Victor zurück zum Lift geht, erkennt er den Typ, der gerade gefeuert worden ist, er hat einen schäbigen grauen Regenmantel übergeworfen, der aussieht wie aus der Kleiderkammer, der Mann hält den Kopf gesenkt, wirkt jetzt doch etwas geknickt. Im Aufzug stehen sie schweigend nebeneinander, bis Victor dem anderen einen kurzen Blick zuwirft. «Scheißtag, ha?»

Der andere vergräbt die Hände in den Taschen seiner knittrigen Hose. «Schon okay, ich hab drauf gewartet.»

«Was soll das heißen: drauf gewartet?»

«Habe Anrufern erzählt, dass sich bei der Firma, die ihre Handys herstellt, die Leute wegen der Arbeitsbedingungen vom Fabrikdach stürzen.»

«Und warum zur Hölle erzählst du so was?»

«Weil es so ist», entgegnet der andere so sachlich, dass Victor lachen muss, aber der Typ verzieht keine Miene.

«Das ist so bescheuert, als würde ich bei jeder Lieferung erzählen, dass der Koch sich nach dem Pinkeln nie die Hände wäscht. Dein Ex-Chef isst das gerade, falls dich das tröstet.»

«Hab nicht nach deiner Meinung gefragt. Aber ja.»

Als sie vor die Tür treten, entdeckt Victor schon von Weitem eine Politesse, die vor seinem Wagen steht und auf ihr Gerät eintippt. Victor fängt an zu laufen, winkt der Frau zu: «Halt! Bitte! Ich fahre sofort weg!», aber die Politesse schüttelt unbeeindruckt den Kopf. «Sie parken mitten auf dem Gehsteig und behindern die Fußgänger.»

«Ich parke *halb* auf dem Gehsteig, und sehen Sie hier irgendwelche Fußgänger?»

«Hinter Ihnen steht einer.»

Victor wendet sich um, der Callcentertyp steht immer noch vor dem Bürogebäude, sieht zu ihnen herüber.

«Ey! Fühlst du dich etwa behindert?»

«Wenn du so fragst: manchmal.»

«Hältst dich für komisch, was?» Der andere zuckt nur die Schultern, Victor wendet sich wieder der Beamtin zu: «Kommen Sie, bitte, können Sie nicht ein Auge zudrücken?»

«Ich bräuchte jedes Jahr ein neues Paar Augen, wenn ich das ständig machen würde.» Die Beamtin klemmt das Knöllchen unter den Scheibenwischer, geht einfach weiter. Victor reißt den Strafzettel unter dem Wischer hervor, blickt zu dem Callcentertypen, der langsam auf ihn zukommt: «Glückwunsch, du hast deinen Scheißtag gerade auch zu meinem gemacht. Wärst du nicht gefeuert worden, wäre ich vielleicht ein paar Minuten früher runtergekommen, und die Alte hätte mich nicht gesehen.»

«Ich geb dir ein Bier aus. Ich brauch selbst eins.»

«Du gibst mir besser einen Kasten aus. Aber ich muss erst den heißen Schlitten hier zurückbringen –», Victor klopft auf das Dach des klapprigen Puntos, der mit Werbeaufklebern zugekleistert ist, eine lachende Pizza, der Arme und Beine aus dem Teig wachsen. «Wenn, musst du mitkommen.»

Der andere zuckt wieder die Schultern. «Sicher. Hab heute viel Zeit.»

Sie haben sich eine Kneipe am Bahnhof gesucht, der Callcentertyp, der sich als Georg vorgestellt hat, macht keine halben Sachen, trinkt, als käme morgen die Prohibition, aber Victor ist auch ganz gut dabei. Mittlerweile ist es kurz nach elf, er hat keine Lust, zurück in die Pension zu fahren, aber muss, sonst wird er ausgesperrt, die Vermieterin ist nicht ganz frisch im Kopf. Er hat sich ein Monatszimmer genommen, Notlösung, bis er was Richtiges findet, aber ab Mitternacht hängt die Vermieterin die Sicherheitskette an der Haustür ein. Wegen Einbrechern! Mit Mühe hatte Victor ernst genickt.

Für die Kette rückt sie keinen Schlüssel raus, da habe sie angeblich nur einen. In der ersten Woche kam er einmal erst um ein Uhr nachts nach Hause, die Vermieterin öffnete grimmig im Morgenmantel, Kippe im Mundwinkel: «Nächstes Mal kommen Sie besser gleich um sieben Uhr früh, weil sonst ist hier zu», blaffte sie, und hinter ihr in der Wohnung bekam ihr Hund einen Kläffanfall. Der schlug anfangs schon an, wenn Victor bloß durch den Garten lief, mittlerweile hat er den Hund mit BiFi bestochen, jetzt wedelt das Tier mit dem Schwanz, wenn es Victor sieht, obwohl es Dünnschiss von der Wurst bekommen hat, Gott sei Dank hat die Vermieterin nicht bemerkt, woher. Victor muss da raus. Im Hausflur fängt sie ihn jedes Mal mit einer neuen

Beschwerde ab, duschen nicht nach zehn, Fernseher leiser, nicht so trampeln im Treppenhaus, und vorsorglich: keinen Damenbesuch, der letzte Monteur habe – ja, schon klar, keine Cracknuten-Partys. Hat Victor natürlich nicht gesagt, sondern das Foto von Sina und Kim gezeigt, gerade Eheprobleme, nur vorübergehend ausgezogen. Überzeugt wirkte die Vermieterin nicht, aber er hat das Zimmer im Voraus bezahlt, und einen vollen Monat Belegung wollte sie sich wohl nicht entgehen lassen. Das Viertel ist das Gegenteil von Touristenmagnet, dort steigen sonst nur notgedrungen Vertriebler zur Messezeit und Arbeiter auf Montage ab, die alle früh rausmüssen und meistens früh heimkommen.

«Ich muss allmählich los. Bin übergangsweise in einer Pension, und ab zwölf sperrt die Vermieterin die Fronttür zu und lässt mich im Garten pennen. Wenn die wüsste, dass sie sich jede Nacht mit einem Einbrecher einschließt, der gerade aus dem Knast kommt, würde die 'nen Schlag kriegen.»

Der andere nickt nur, als hätte Victor was völlig Banales gesagt, winkt den Wirt heran, um zu zahlen. Scheint auch nicht ganz sauber zu sein. Einer, dem es so egal ist, seinen Job zu verlieren, kann es wohl nicht sein.

«Hast du sonst keinen, bei dem du bleiben kannst? Familie? Freunde?»

«Nein. Suche gerade eine Wohnung, aber ist nicht so einfach mit der Mieterauskunft, könnte denen nur Lohnzettel der letzten drei Monate aus der Knastküche vorweisen.» Die Worte kommen Victor leicht über die Lippen, aber versetzen ihm trotzdem einen Stich. Er hatte schon überlegt, vorübergehend in seiner alten Garage zu schlafen, die Polizei hat nie davon erfahren, Fred hat das Schloss ausgetauscht, sich um die Miete gekümmert, jetzt schuldet Victor ihm knapp zweitausend Euro. Plus vierzig Prozent Zinsen. Aber wäre das mit der Garage aufgefliegen, hätten sie Victor richtig am Arsch gehabt, also eben vierzig Prozent für Fred. Um in die Garage zu kommen, müsste Victor allerdings erst die Schulden begleichen, außerdem will er dem Equipment, das dort noch lagert, eigentlich nicht zu nahe kommen, so kurz nach der Haft. Fred könnte ihm sicher sofort was zum Wohnen besorgen, aber Victor muss sich fernhalten.

«Hat dir das Einbrechen gefallen?»

Victor zögert mit der Antwort, versucht abzuschätzen, ob Georg sich lustig macht, aber der erwidert den Blick nur interessiert. Gefallen? Hat ihn noch nie einer gefragt. *Gefallen* ist vermutlich untertrieben. Der Rausch nach der ersten richtig großen Tour mit Fred. Als wärst du unbesiegbar. Diese unbeschwerete Dummheit, wenn du jung bist. Fred bringt zur Feier billigen Schädelspalter, du schüttelst dich, als du einen Schluck direkt aus der Flasche nimmst, aber du nimmst noch einen, Fred legt dir deinen Anteil auf den Tisch, ein paar Tausend in vielen, vielen kleinen Scheinen, du willst plötzlich unbedingt damit rumwerfen, Fünfer, Zehner, Zwanziger, Fünziger flattern aufs Bett, Klischee, aber scheiß drauf, in deinem abgefuckten Schuhbox-Apartment, papierdünne Wände, rostiger Wasserboiler, sechster Stock ohne Lift, du legst dich rein in die Scheine, wälzt dich, Asche, Kies, Kohle, Moos, Schotter, Cash, Bares, Piepen, Flocken, Mäuse, Kröten, Knete, Heu, Pinke-Pinke, bis Fred die Brauen hebt: «Ey, an dem Zeug kleben eine Milliarde Keime, Pisse, Kacke, Sperma, alles.»

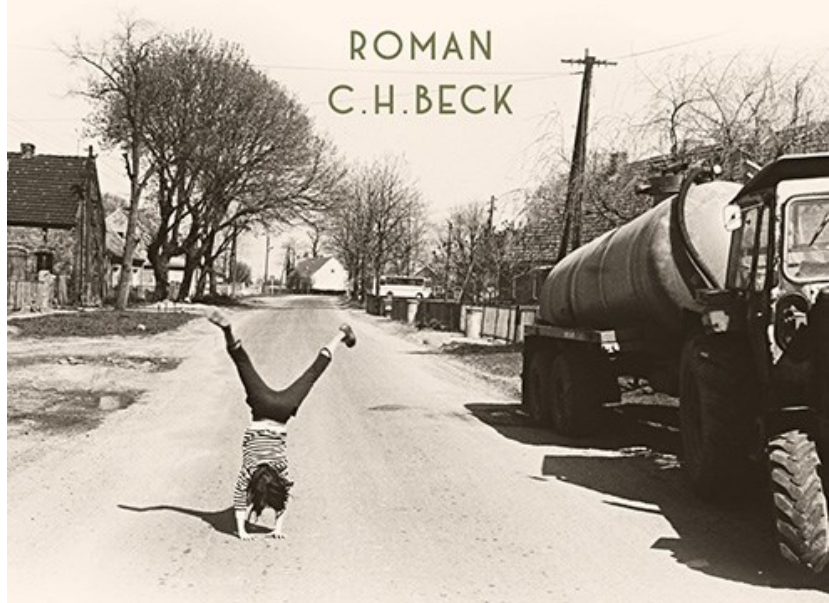
Du hältst angewidert inne, doch dann lachst du auf: «Ist mir egal!»

Du schaust dir Uhren an, Autos, eine neue Bude mit richtiger Küche statt ranziger Nische einen Meter neben dem Bett, gehst mit Fred Anzüge kaufen, kein Synthetikmüll, Mohair, Alter. «Du siehst aus wie ein Prinz», Fred grinste ihn an, stand da in knallrotem Hemd, Nadelstreifen-Zweireiher, den notorischen Cowboystiefeln. «Und du siehst aus wie ein Zuhälter, Fred.» Der Verkäufer musterte sie mit professioneller Höflichkeit, bevor er ihnen noch ein Dutzend Hemden, Manschettenknöpfe, Krawatten, Gürtel präsentierte, Fred zog Victor den Kragen zurecht, als sie vollbepackt den Laden verließen, klopfte ihm auf die Schulter: «Heute ein König. Morgen wieder das übliche arme Schwein.»

WIOLETTA
GREG

UNREIFE
FRÜCHTE

ROMAN
C.H.BECK



Wioletta Greg

Unreife Früchte

Roman Aus dem Polnischen von Renate Schmidgall

2018. 144 Seiten. Gebunden

ISBN 978-3-406-71883-0 € 18,95

eISBN 978-3-406-71884-7 € 14,99

Erscheint am 26. Januar 2018

Zum Buch

In ihrem autobiographischen Roman erzählt Wioletta Greg in unvergesslichen poetischen Bildern eine mal groteske, mal herzerreißende Coming-of-Age-Geschichte im Polen der 1970er- und 1980er-Jahre. Seit 1981 herrscht das Kriegsrecht unter General Jaruzelski, aber die großen politischen Ereignisse wirken sich nur gebrochen auf das Leben im schlesischen Dorf Hektary aus. Dort, in einer ganz wunderbar vermittelten Atmosphäre aus Alltag in der Großfamilie, Mit ländlichen, fast heidnischen Bräuchen, einem sehr schlichten Katholizismus und kruden Sozialismus, schlägt sich die vitale, schlagfertige und neugierige Wioletka mit ihrer Mutter herum, entdeckt ihre Sexualität, nicht immer ganz freiwillig, und bemüht sich um den geliebten Vater, der viel zu früh stirbt. Als es heißt, der Papst wolle bei seinem historischen Polenbesuch auch an Hektary vorbeifahren, herrscht im Dorf Aufregung wie nie zuvor. Der Papst nimmt am Ende einen anderen Weg.

Über die Autorin

Wioletta Greg (eigentlich: Grzegorzewska), 1974 in Koziogłowy (Polen) geboren, lebt seit 2006 in Großbritannien, inzwischen in Essex. Sie hat sieben Gedichtbände und bislang drei Romane veröffentlicht, „Unreife Früchte“ erschien unter dem Titel «Swallowing Mercury» auf Englisch in Großbritannien und in den USA und stand auf der Man Booker International Longlist 2017, außerdem war sie für den Griffin Poetry Prize und den polnischen Nike Preis nominiert. Sie ist in zahlreiche Sprachen übersetzt.

Über die Übersetzerin

Renate Schmidgall übersetzte u.a. Paweł Huelle, Jacek Dehnel, Andrzej Stasiuk, Wisława Szymborska und Adam Zagajewski. Sie erhielt mehrere Preise, zuletzt 2017 den Voß-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Sie lebt in Darmstadt.

Das Kirmesmädchen

Am Fenster unseres aus Stein gemauerten Hauses hing fast zwei Jahre lang eine kleine Taufdecke, geschmückt mit Immergrün und vergilbtem Asparagus. Die Decke verlockte mich mit einem Röschen in der Mitte, und ich hätte sie gern für mein Puppenbett benutzt, aber Mutter erlaubte mir nicht, ihr zu nahe zu kommen.

«Fass das Deckchen nicht an, Loletka, es ist ein Andenken, wir nehmen es ab, wenn Papa wiederkommt», sagte sie. Und einer Freundin aus der Nachbarschaft, die für einen Moment – das heißt für zwei Stunden – vorbeischneite, erzählte sie, wie ihr einen Monat nach der Verhaftung meines Vaters wegen Fahnenflucht und zwei Wochen vor dem Entbindungstermin eine Arbeit in der Baufabrik zugewiesen worden war. Dort musste sie im Rahmen des neuen Fünfjahresplans in einer Brigade von einem Dutzend Arbeiterinnen Gehwegplatten und Pflastersteine herstellen, damit die Gemeinde rechtzeitig neue Plätze vor den Amtsgebäuden, Schulen und Gesundheitszentren bauen konnte. Mutter hielt die Arbeit im Frost schließlich nicht mehr aus, versteckte sich hinter dem Betonmischer, und nachdem das Fruchtwasser in einen Eimer mit Kalk gelaufen war, fuhr man sie in den Kreißaal.

Es war Februar, als sie mich nach Hause brachte. Sie hatte immer noch Nachblutungen, legte sich aufs Bett, wickelte das nach Schleim und Urin stinkende Päckchen aus, um zu sehen, ob ich heil war, rieb den Stumpf meiner Nabelschnur mit Enzian ein, band mir ein rotes Bändchen gegen bösen Zauber ums Handgelenk und schlief für ein paar Stunden ein. Es war die Art von Schlaf, während dessen der Mensch entscheidet, ob er geht oder noch einmal zurückkehrt.

Papa war immer noch nicht da. In einer Schuhschachtel vermehrten sich seine Briefe, die er mit Zeichnungen von Tieren und Pflanzen verziert hatte, die Blätter im Kalender nahmen ab, und nur noch ein dünner Stapel Tage trennte uns vom Jahresende. Weitere Monate vergingen. In der Diele schlüpfen die Küken der Ente, Mama brachte sie zusammen mit der Entenmutter in den Schweinestall, von dort hatten sie es nicht weit in den Hof

zu einem in der Mitte durchgeschnittenen Reifen, der mit Wasser gefüllt war. Großvater fing an, neue Fensterläden für den Dachboden und Kufen für mein Schaukelpferd zu hobeln. Großmutter flocht aus Bast farbige Hähne. Zwischen den Fensterrahmen erwachten die Fliegen. Als das Taufdeckchen ausgebleicht und die Blättchen des Immergrüns auf den Fenstersims gefallen waren, kam ein hagerer Mann mit gelocktem Haar und einem kleinen Schnurrbart zu uns ins Haus. Als er mich sah, weinte er den ganzen Tag, und er beruhigte sich erst wieder, als Polen in der Fußball-Weltmeisterschaft zu spielen begann.

Im Juni fuhren wir auf die Kirchweih zur Basilika des heiligen Antonius. Die Prozession begann. Aus der Kirche kam der Priester, hinter ihm bestickte Fahnen und als Prinzessinnen verkleidete Damen, die aus Stroh geflochtene Lämmer und Kränze trugen. Die Kommunionmädchen schütteten ihnen Lupinenblüten vor die Füße. Ich schaute wie gebannt – und als Mutter in ihrem Täschchen nach Kleingeld für die Kollekte suchte, ließ ich ihre Hand los und lief der Prozession nach, als wäre sie ein Königsgefolge. Erst an einem Stand mit einem aufgeblasenen silbernen Wal blieb ich stehen. Der Wal konnte nicht in die Wolken davonfliegen. Die Sonne hielt ihn in violetten und roten Kreisen gefangen, sie blendete mich und brannte auf den Wangen. Vergoldete Menschen verschwanden zwischen Autos und Fuhrwerken und hinterließen lange Schatten auf einer Mauer.

Unter einem Baum stand ein Lama mit rüdigem Fell. Aus seinem Maul tropfte Speichel. Leute näherten sich, warfen Geld in eine Büchse, die mit einer Kette am Zaun befestigt war, und setzten Kinder auf den Rücken des Tieres, auf dem eine gemusterte Decke lag; ein Herr mit Strohhut knipste sie mit einem schlaun Apparate, der sofort die Abzüge ausspuckte. Das Lama schaute traurig unter den langen Wimpern hervor. In seinen Augen drehten sich abgebrannte Blitzbirnen. Ich wollte seine zerfranste Mähne streicheln, aber in diesem Moment schoss jemand aus einer Spielzeugpistole. Das erschrockene Lama machte einen Sprung, und ich flüchtete unter den nächstgelegenen, mit Wachstuch bedeckten Stand. Draußen raschelte Verpackungsfolie, Trompeten, Pfeifen, aufgezoene Spieldosen und Mundharmonikas ertönten. Ich hielt mir

die Ohren zu und saß unter dem Stand, von dem Wachstum tropfte Himbeersaft direkt auf mein neues Kleid.

Um meine Zöpfe herum begannen Wespen zu kreisen wie gestreifte Piranhas, sie tranken den Saft aus den Röschen des Musters auf meinem Kleid und wurden immer größer. Eines der Ungetüme setzte sich auf meinen Kopf und brummte mir ins Ohr. Ich legte mich auf die trockene Erde und weinte: «Mama, Mama! Die Wespen wollen mich entführen!» Aber Mama war nicht da.

Das Wachstum schob sich zur Seite, der Herr mit dem Schnurrbart erschien.

«Hier bist du, mein ...» Er zog mich unter dem Stand hervor und nahm mich in den Arm. «Mein Kirmesmädchen, wie kommst du denn hierher? Ich hab dich überall gesucht.»

«Lass los, Papa, lass los!», kreischte ich fröhlich und wischte heimlich meine verrotzte Nase am Revers seines Jacketts ab. Der Herr mit dem Schnurrbart, wahrscheinlich glücklich, dass ich ihn zum ersten Mal Papa genannt hatte, hob mich hoch und wirbelte mich durch die Luft. Ich kniff die Augen zusammen und lachte laut. Die Sonne stach auf die Wespen ein, sie schrumpften auf ihre normale Größe und flogen durch die violetten und roten Kreise davon. Das Licht kitzelte mich wie das Wasser während des Bades im Zuber auf dem Hof. Ich war hungrig geworden und begann auf dem Gürtel meines Kleides herumzukauen. Aus der dunklen Nische der Haltestelle neigte sich mir Mamas Kopf entgegen, um den eine Schnur von Brezeln hing.

Die Jesus-Tombola

Trotz Mamas Verbot begann ich, mit Blacky zusammen zu schlafen. Blacky roch nach Heu und Milch und hatte auf dem Hals eine schneeweiße Karte von Afrika. Er kam nachts zu mir, legte sich auf das Federbett, schnurrte und bewegte die Pfoten, als wollte er einen Hefeteig kneten. Seit ich ihn auf dem Dachboden gefunden hatte, lebte ich mit ihm in einer seltsamen Symbiose: Ich trug ihn wie einen Säugling in meinem Pullover, ich stibitzte für ihn die Sahne

aus der Kredenz, und sonntags gab ich ihm mein Flügelchen aus der Hühnersuppe ab.

Den ganzen Sommer strich ich mit ihm durch die Felder. Blacky zeigte mir eine andere Geometrie der Welt, eine, in der nicht die mit Disteln und Gänsefuß bewachsenen Raine, die gepflasterten Wege, die Zäune, die gemähten oder von Menschen ausgetrampelten Pfade die Grenzen markierten, sondern das Licht, die Geräusche und die Elemente. Mit Blacky lernte ich, in Hohlblocksteine und Heumieten zu kriechen, auf Apfel- und Kirschbäume zu klettern, in Brombeerhecken versteckte Kalksteingruben zu umgehen, Hornissennester, Moraste und Schlingen im Getreide zu meiden.

Nach Weihnachten begann Blacky, mir aus dem Weg zu gehen. Er tauchte nur noch kurz bei uns auf, legte eine halbtote Maus auf die Schwelle, als wollte er sich mit dieser Geste für seine Abwesenheit entschuldigen. Am ersten Tag der Winterferien verschwand er für immer. Ich suchte ihn unter den Zeltplanen und in den leeren Nutria-Boxen von Onkel Lolek, wo er gerne ganze Tage verschlafen hatte, aber er war nirgends zu finden.

Onkel Lolek war mein Hauptverdächtiger, was Blackys Verschwinden betraf. Er hatte sich ein paar Monate zuvor einen Sack Zucker besorgt, ihn im Schuppen hinter der Kohle versteckt, und Blacky hatte sich in diesem Zucker sein Katzenklo eingerichtet. Mit Vaters Luftgewehr bewaffnet, lief ich zu Onkel Lolek, richtete den Lauf auf ihn und sagte, er solle mir auf der Stelle Blacky zurückgeben, ich würde nicht zulassen, dass mein Kätzchen zu Pelzen und Wurst verarbeitet werde wie diese stinkenden Nutrias. Mein Onkel stand wie angewurzelt da, dann lachte er dermaßen los, dass er beinahe in das Fass mit dem Sauerkraut gefallen wäre. Aus Dankbarkeit dafür, dass ich ihn am frühen Morgen so erheitert hatte, gab er mir ein paar Bonbons.

Am nächsten Tag sprach ich im Morgengrauen den Milchmann an, der das Pferd an unserem Weg angehalten hatte und mit einem Haken die Kannen auf das Fuhrwerk zog.

«Haben Sie vielleicht Blacky gesehen?»

«Wen?»

«Meinen schwarzen Kater.»

«Oje, das hat mir noch gefehlt, dass mir heute ein schwarzer Kater über den Weg läuft, aber warte mal, an der Brücke ist so ein gescheckter rumgestrichen.»

«Nein, kein gescheckter, aber wenn Sie einen schwarzen sehen, dann geben Sie mir Bescheid.»

«Warte, Wiolitka, ich hab was für dich.» Er gab mir ein Päckchen Vanillequark von der Genossenschaft, trieb das Pferd an und fuhr los.

Ich irrte noch etwa zwei Stunden durch Hektary, schaute in Abflussrohre und Weidengebüsch. Schließlich ging ich völlig verfroren nach Hause. Vater war von der Arbeit zurück, saß auf der Couch, hatte die kalten Füße in warmem Salzwasser und schnitzte einen Schwimmer aus Schaumstoff. Leise, damit er mich nicht bemerkte, kletterte ich über die Treppe auf den Dachboden, vergrub mich im Heu und versuchte, irgendeine Spur zu finden, die Blacky hinterlassen hatte: einen Fetzen Fell, ein Federchen, ein Stückchen Eierschale.

«Was machst du bei der Kälte da oben?!», rief Vater.

«Ich warte auf Blacky, Papa. Er ist seit drei Tagen weg.»

«Komm runter, du erfrierst ja. Wenn du willst, backen wir Kartoffeln im Aschenkasten.»

«Ich komm nicht runter, bis Blacky wieder da ist.»

«Na komm. Ich weiß, was mit ihm passiert ist.»

Ich lief die Treppe hinunter, als würde ich fliegen. Zum Glück lehnte an den untersten Sprossen ein Sack Hafer, sonst hätte ich mir im Fallen die letzten Milchzähne ausgeschlagen. Ich setzte mich in die Ecke neben den Christbaum, spielte aus Nervosität mit vertrockneten Fichtennadeln herum und wartete auf Neuigkeiten über Blacky, aber Vater schwieg. Er malte den letzten grellgelben Streifen auf den Schwimmer, legte diesen auf die *Trybuna Ludu* am Ofen und setzte sich mir gegenüber.

«Na ... Wie soll ich dir ...», begann er. «Vor drei Tagen wollte Blacky einen Fischkopf aus der Moschustierfalle ziehen und ist im Teich ertrunken», sagte er in einem Atemzug und sah mich besorgt an.

Ich legte mich auf die Couch und drehte mich mit dem Gesicht zur Strohmatte. In der folgenden Woche redete ich mit niemandem, flüsterte nur vor mich hin. Das war eigentlich nichts Ungewöhnliches, denn alle im Haus flüsterten, brummen vor sich hin oder summten ein Lied. Großmutter zum Beispiel rezitierte die Lauretanische Litanei, wenn sie über dem Küchenbrett Riebele für die Suppe machte. «Heilige Maria, Mutter soundso», flüsterten mit ihr die Wände und das Glashuhn für die Eier; «Mutter soundso, Mutter soundso», wiederholten die Wandteppiche, Spiegel, die herausquellenden Sprungfedern an der Couch, die auf vier Birkenklötzen stand; Vater summte Lieder von Elvis Presley und Gefängnisballaden, wie *Schwarzes Brot*, *schwarzer Kaffee*, und improvisierte auf einem Lindenblatt oder auf dem Banjo; Mutter sang «Setzte sich ein Bienchen auf den Apfelbaum», aber nur, wenn sie genervt war. Großvater begann morgens seine Arbeit in der Kalksteingrube mit dem verbotenen Lied: «Am ersten September versprach Hitler dreist, die Welt zu erobern in völkischem Geist.» Aber wenn ich mit mir selbst redete oder sang, schauten mich alle erstaunt an, und Mutter gab mir auf einem Löffel immer mehr von den Beruhigungstropfen Milocardin.

Eines Tages in der zweiten Ferienwoche saß ich am Fenster und goss die Geranien mit kaltem Pfefferminztee. Ich hatte Bauchweh, weil ich aus Sehnsucht nach Blacky heimlich Kalkstückchen aus der Wand und ein paar Fransen von der Tagesdecke gegessen hatte.

Zwischen den farnähnlichen Eisblumen auf der Fensterscheibe hatte mein warmer Atem einen Spalt entstehen lassen. Durch ihn schaute ich in den Hof. Nach einer Stunde quietschte die Gartentür. Ich hörte die Stimmen von zwei Klassenkameraden – Justyna und der Große Witek fragten Mama, die gerade Asche aus dem Kasten auf den Weg streute, ob ich nicht zu den Exerzitien in die Basilika des heiligen Antonius mitkommen wollte.

«Wiolka kommt wahrscheinlich nicht mit», hörte ich die heisere Stimme meiner Mutter. «Sie hat Bauchschmerzen.»

«Aber nach den Exerzitien ist heute eine Tombola», unterbrach sie der Große Witek.

«Was für eine Tombola?»

«Eine geweihte Figur wird verlost», erklärte Justyna.

«Wollt ihr das Wiolka nicht selbst sagen?»

«Sie müssen mir nichts sagen.» Bis über die Ohren in einen Wollschal gehüllt, kam ich in den Hof. «Ich gehe mit.»

Mama schien über meine plötzliche Gesundheit erstaunt zu sein, sagte aber nichts. Sie stocherte mit dem Gummistiefel in den warmen Ascheresten, um die herum eine Schleife braunes Gras schimmerte, hob einen verrußten Nagel auf, warf ihn auf einen Sandhaufen und ging ins Haus zurück.

Am Nachmittag hatte das Kraftwerk Łagisza im Radio die zehnte Stufe der Energieversorgung bekannt gegeben. In der ganzen Gemeinde war der Strom abgeschaltet, und in der Kirche war es eiskalt. Mehr als hundert Kinder sandten Dampfwölkchen aus, die zu dem Gewölbe aufstiegen, wo fette Heilige wie im blauen Plattensee schwammen. Nur die Kerzen auf den Altären erhellten die drei Schiffe. Die Gabel der untergehenden Sonne durchbohrte den tönernen Jesus, der auf einem Sockel stand, in himmelblauem Gewand, das Herz mit einer Dornenkrone umflochten. Ich stand in einem der Seitenschiffe und beobachtete eine Maus, die durch das Labyrinth des vergoldeten Stucks irrte.

Am Schluss warf jedes von uns einen Zettel mit dem Stempel der Kirchengemeinde in eine hölzerne Urne. Ein als Engel verkleidetes kleines Mädchen zog ein Los und gab es dem Vikar. Es war mucksmäuschenstill. Der Strom wurde eingeschaltet. Das Licht blendete uns. Das Rauschen des elektrischen Gebläses kam wie die Sintflut über die Kirche. Der Pfarrer sagte meinen Namen. Das Echo seiner Stimme prallte an den Weihgaben ab. Vor Aufregung schluckte ich den Kaugummi, den ich vom Großen Witek bekommen hatte. Der Organist intonierte die *Barke*: «O Herr, Du hast mich gesehen. Dein Mund sprach heute meinen Namen.» Die Kinder traten auseinander. Justyna schubste mich in die Mitte der Kirche. In goldenem Licht schritt ich zum Altar. Der Vikar reichte mir die Stola zum Küssen, dann eine Jesusfigur. Jemand zog mich an der Schnur meiner Handschuhe auf den Gang. In Begleitung der Kinder von Hektary gelangte ich nach draußen und vergaß, die Finger ins Weihwasser zu tauchen.

Ich wickelte die Figur in meinen Wollschal, und abwechselnd mit Justyna und dem Großen Witek schleppte ich sie in der Dämmerung die vier Kilometer nach Hektary. Klümpchen von gefrorenem Schnee gerieten in unsere Stiefel, unsere Hände waren halb erfroren, aber das beachteten wir nicht. Wir waren durch den Gewinn so aufgeregt, dass wir uns vor allen Bildstöcken und vor der heiligen Quelle bekreuzigten, und Witek bekreuzigte sich auch vor der Villa der Direktorin unserer Grundschule, für alle Fälle, falls ihr Dobermann durch ein Loch im Zaun herausspringen würde.

Beim Brunnen verabschiedete ich mich von den Freunden und lief über den Feldweg in unseren Hof. Einen Moment lang blieb ich auf der Veranda stehen und wickelte die Figur aus. Ich betrat die helle Stube wie der Pfarrer beim Hausbesuch und stellte die Jesusfigur auf den Tisch. Bei uns fand gerade ein Rupfabend statt, und allen Frauen, die Großmutter beim Federnrupfen halfen, verschlug es die Sprache, als sie mich sahen. Sie legten die Siebe mit den Daunen beiseite, knieten auf dem mit weißen Federschäften bedeckten Boden nieder und begannen zu beten. Aber sie hatten noch keine zwei Gesätze des Rosenkranzes aufgesagt, da klopfen ihre besorgten Männer an unsere Fenster.

Spät in der Nacht, nachdem alle Frauen nach Hause gegangen waren, als ich durch die angelehnte Tür den ruhigen Atem der schlafenden Eltern hörte und im Ofen allmählich das Feuer erlosch, brachte ich die Figur ins Esszimmer und stellte sie auf die gestärkte Serviette, die bis dahin als Platz für das Glashuhn und einige tote Fliegen gedient hatte. Ich wickelte mich in mein Federbett, denn im Februar 1981 war es furchtbar kalt, und stand so lange in der Dunkelheit auf Habacht, bis die Figur sich leicht über die Serviette erhob. Da nahm ich all meinen Mut zusammen und fragte Jesus, ob er nicht meinen Blacky auferstehen lassen könne.

Tischlein, deck dich

Ich erwachte im Morgengrauen und bemerkte eine Gestalt, die sich ins Zimmer schlich. Es war Vater. In einem Regencap und Gummistiefeln sah er aus wie der geheimnisvolle Don Pedro aus dem Zeichentrickfilm. Er verfluchte die quietschenden Scharniere an der Tür. Im Halbdunkel begegneten sich unsere Blicke. Vater legte den Finger an den Mund, zum Zeichen, dass ich ruhig sein sollte, um Mama nicht zu alarmieren, aber Mama war schon lange wach. Sie wusste, wann Vater sonntags vom Angeln zurückkam. Sie klapperte in der Küche mit dem Geschirr und machte Feuer im Herd. Vater zog sich aus, setzte sich auf die Couch, steckte den Tauchsieder in das Töpfchen und schlief sofort ein. Das Wasser tanzte, spritzte an die Decke und tropfte auf den Tisch, wo in den Ritzen das Blut eines in der vorigen Woche präparierten Wiesels vertrocknete. Nach einer Viertelstunde kam Mutter ins Zimmer.

«Rysiek, steh auf. Steh schon auf», flüsterte sie, während Vater im Schlaf gerade einen stattlichen Hirsch jagte.

«Hmm ...», brummte er. «Wenn man den ausstopfen und auf der Terrasse ausstellen könnte ... Das ganze Dorf würde kommen und schauen.»

«Rysiek, das Rührei wird kalt. Wozu hab ich das gemacht?!»

Die erhobene Stimme riss ihn aus seinen Träumen. Doch im Gebüsch flackerte gerade noch das goldene Haar seiner Frau auf. Sie sah aus wie die heilige Kunigunde, die sich in den Hirsch verliebte.

«Woher kommt die denn?» Er rieb sich die Augen. Zwischen Schlaf und Wachen hatte er das Gefühl, dass aus seinen Schenkeln Fichtennadeln und aus den Stiefeln Brombeeren gewachsen waren. Es klingt seltsam, aber als er aufwachte, roch es im Zimmer plötzlich nach Wald. Vater setzte sich und wiegte sich über dem Teller, als wollte er darin Fische fangen. «Da bräuchte man sicher ein Kilo Alaun und ein paar Meter Draht.»

«Schon wieder dieses Präparieren? Sag bloß nicht, dass du wieder so ein Aas angeschleppt hast? Auf der Veranda liegen schon drei Stück. Wozu brauchst du das bloß? Dieses tote Zeug. Unser Haus ist doch keine Försterei. Wiolka ist schon ganz benebelt von dem Kleber.»

Vater lächelte unter seinem Schnurrbart und gab Mutter einen Kuss auf die Wange. Er führte sie zur Veranda und öffnete den Schrank, aus dem die steifen Krallen und Klauen ausgeweideter Hasen, Marder, Fasane, Habichte, Bussarde und Falken fielen.

«Schau.» Er holte einen toten Habicht heraus und breitete seine etwas steif gewordenen dunkelblauen Flügel aus und betrachtete sie mit Bewunderung. «Dieses Wunderwerk soll ich für den Direktor der Papierfabrik präparieren. Wenn ich es gut mache, erhöhen sie vielleicht mein Gehalt. Es ist das letzte Mal. Ich verspreche es! Du weißt, dass ich ohne das nicht leben kann. Zigeunerblut. Mein Großvater Szydło, der mich aufgezogen hat, hat Vögel präpariert, und mein Urgroßvater hat auf dem Markt in Siewierz Felle verkauft.»

Mutter kniff ihre grünen Augen zusammen. Das Argument der Gehaltserhöhung war offensichtlich bei ihr angekommen, und sie änderte jetzt ihren Ton.

«Gut, gut, aber mit diesem Vogel ist dann Schluss hier. Alles Weitere machst du bitte in der Scheune!»

Mama ging in die Küche zurück und begann auf dem Herd ein gerupftes Huhn zu bräunen. Zwischen den Eisenringen, die sie zur Seite geschoben hatte, loderte das Feuer. Der Geruch von verbrannter Haut und brennenden Zeitungen erfüllte das Haus.

Ich hörte das Nylonrascheln des Morgenrocks. Mama zog mir die warme Federdecke weg und legte sie auf zwei zusammengestellte Stühle neben das Bett. Obwohl Sommer war, lüftete sie sonntags die Betten nicht auf dem Zaun. «Das macht man nicht», sagte sie. An einem Feiertag sei es peinlich, das Zeug draußen auszustellen.

Als ich mich gewaschen und angezogen hatte – die Bluse mit den Puffärmelchen, den langen karierten Rock und Kniestrümpfe –, rief Großmutter mich in ihre Stube. Sie zog das Portemonnaie unter der Matratze hervor und gab mir einen Geldschein für die Kollekte, dann schaute sie nach, ob ich die zerzausten Haare zu einem ordentlichen Zopf geflochten hatte, und schickte mich in die Kirche.

Noch etwas verschlafen ging ich den gepflasterten Weg entlang und kaute getrocknete Birnen. Bei der Feuerwache stand der angemalte Bus des Eismanns und hupte. Ich schielte auf den Geldschein und betete im Stillen, dass ich diese Woche nicht der Versuchung erliegen möge, mir für das Kollektgeld drei Kugeln Eis zu kaufen, was ich nachher hätte beichten müssen.

«Na, wen haben wir denn hier, Rysieks Tochter», lächelte der Eismann. «Weißt du vielleicht, wie's meinem Habicht geht? Ist er schon präpariert?»

Ich zuckte mit den Schultern.

«Vorgestern hat Vater ihn verstärkt, er wird also wahrscheinlich bald fertig sein.»

Ich nahm das Eis in Empfang und bog bei der heiligen Quelle in den Weg ein, der die Straße zur Basilika des heiligen Antonius kreuzte.

Nach der Messe wollte ich mich in mein Versteck in den Hohlblocksteinen verziehen, um den Comic von Tytus, Romek und A'Tomek zu lesen, aber eine Bekannte von Großmutter fuhr neben mir her und beobachtete mich aufmerksam. Auf dem Heimweg nahm ich zwei Riesenschirmpilze mit, die im Graben gewachsen waren, genau dort, wo unser Nachbar immer die Mistbrühe hinschüttete. Zu Hause weichte ich die Pilze in Milch ein, machte einen Deckel drauf und stellte das Ganze in den kühlen Flur. Dann setzte ich mich an den Tisch, auf dem schon die Teller mit den Nudeln standen, legte den Kopf auf die Tischplatte und spürte das Pulsieren des Holzes. In seinen Ritzen und Astlöchern waren Taufen, Leichenschmäuse und Namenstage im Gang, Holzwürmer spielten Ball mit den Mohnkörnchen, die von der Kruste des frisch gebackenen Brotes abgefallen waren.

«Pass auf, wo du deinen Kopf hinlegst, Wiolka. Deine Haare fallen in die Nudeln», ermahnte Mutter mich. Ich wachte auf. Goldenes Licht huschte über die Schrankwand, glitt über das Kristall, den Glasfisch, die Tassen aus Steingut.

Nachdem Mutter in Gesellschaft der immer hungrigen Hühner, Enten und Truthähne die angebrannte Pfanne mit Sand gescheuert hatte, klaute sie aus Vaters Jackentasche ein paar Zigaretten und verschwand irgendwo. Ich wusch das restliche Geschirr des Mittagessens ab und ging los, um in den Brennesseln nach Eiern von Zwerghühnern zu suchen, denn sonntags hatte

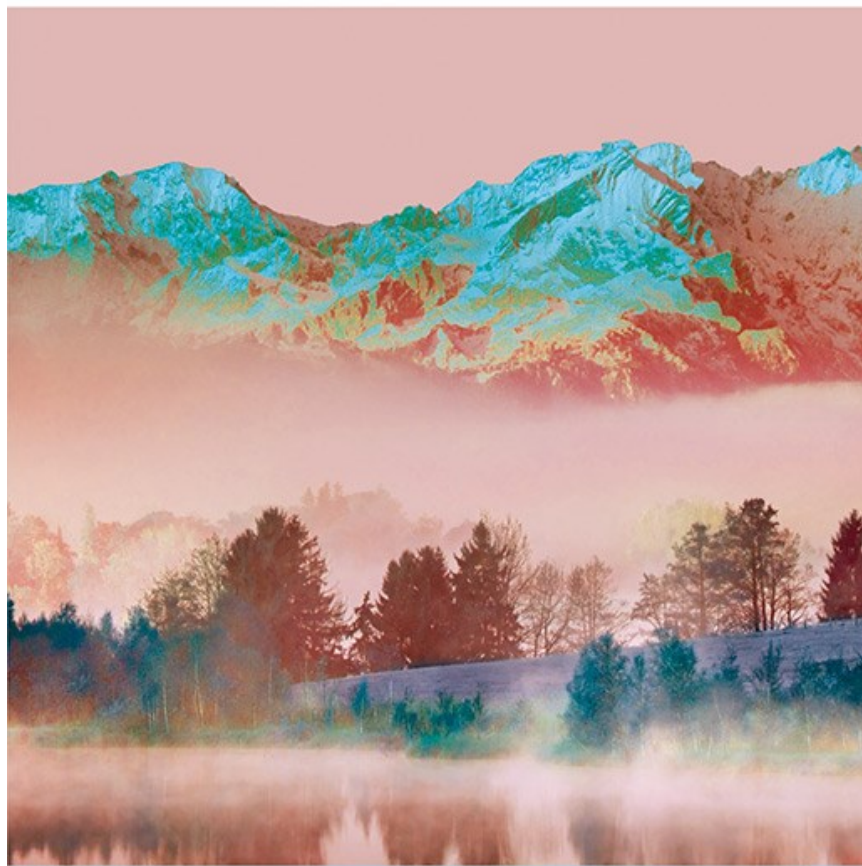
ich immer Lust auf *Gogel-Mogel*, den ich auf einem Löffel in frisch gebrühten Kaffee tunkte.

Als ich zurückkam, nahm Vater die Tischdecke ab, breitete Zeitungen aus, wusch sich sorgfältig wie ein Chirurg die Hände und begann mit dem Abbalgen des Vogels. Er fuhr mit dem Messer über den Bauch des Tieres und passte dabei auf, dass er die glänzenden Daunen nicht mit Blut beschmutzte. Über eine Stunde brauchte er, um die Innereien zu entfernen, die er in einen Zinneimer unter dem Tisch warf – das blassrosa Fleisch, Knochen, Fett. Der ausgeweidete Habicht lag auf der Zeitung. Vater drehte ihn vorsichtig um und rieb die Haut mit Alaun ab, das er in einem Gurkenglas aufbewahrte. Der Höhepunkt des Präparierens war das Herstellen der Drahtkonstruktion, die das Vogelskelett ersetzen sollte. Diese Tätigkeit erforderte große Konzentration, also machte Vater eine Pause, griff zu seinen *Klubowe* in der Jackentasche und sagte zu mir, ich solle ihm einen starken Tee mit fünf Löffeln Zucker machen. Beim Präparieren trank er immer diesen Süßpapp. Während er seine Zigarette rauchte, kniff er die Augen zusammen und betrachtete forschend den Vogelkadaver, der auf dem Rohr des noch warmen Herdes trocknete, dann zog er seine Werkzeugkiste unter dem Bett hervor und begann mit der Zange den goldenen Draht zurechtzuschneiden. Das Drahtgestell gefiel mir besser als die nach geronnenem Blut stinkenden Knochen. Nachdem er das, was von dem Habicht übrig geblieben war, auf das Drahtgestell gezogen hatte, stopfte Vater den Balg mit Wattiermaterial aus, in die unzugänglicheren Stellen drückte er mit einer Pinzette feinere Watte. Schließlich nähte er die Haut mit dünnen Fäden zusammen und klebte mit Butapren-Leim die gestäubten Federn dran. Zum Schluss steckte er entsprechend bemalte Glaskugeln in die Augenhöhlen. Mit Drähten, die aus den Krallen herausragten, befestigte er den Habicht an einem Birkenast, auf dem er mit dem heißen Schürhaken seine Initialen einbrannte – RR.

Es schlug sieben. Vater sagte, ich solle die Tischplatte mit Salz bestreuen und gründlich scheuern; er selbst nahm seine Farben und ging auf die Veranda, um im Licht einer 200er-Birne die letzten Korrekturen an der Vogelpuppe anzubringen. Gleich nachdem ich die Tischdecke wieder auf den

Tisch gelegt hatte, kam Mama mit einem Korb Zwetschgen nach Hause. Als wir sie sahen, wurden wir hungrig. Als könnte sie Gedanken lesen, rief sie mich in die Küche, damit ich ihr bei der Vorbereitung des Abendessens helfen konnte. Ich schnitt Brot und schmierte Paprikapaste darauf. Als ich mit einem großen Teller Broten ins Esszimmer zurückkehrte, saß Vater nicht mehr am Tisch, sondern döste auf der Couch. Über ihm schickte sich der Habicht mit unnatürlich ausgebreiteten Flügeln zum Flug an.

FRANZ UND MARIA MARC, BRIEFE
«Ich will Dich an der Hand führen,
um Dir die Wunder der Welt zu zeigen»



C.H.BECK textura

«Ich will Dich an der Hand führen, um Dir die Wunder der Welt zu zeigen»

Briefe von Franz und Maria Marc

Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Annegret Hoberg

2018. 192 Seiten mit 10 Abbildungen. Klappenbroschur

ISBN 978-3-406-71451-1 € 18,-

eISBN 978-3-406-71452-8 € 8,99

Erscheint am 15. März 2018 in der Reihe C.H.BECK textura

ZUM BUCH

Franz und Maria Marcs Briefe, viele davon bisher unveröffentlicht, sind ein berührendes Zeugnis ihrer Liebesgeschichte. Von 1905 bis zu Franz Marcs frühem Tod 1916 schrieb sich das Künstlerpaar Hunderte von Briefen voller Sehnsucht und Zärtlichkeit, von denen die schönsten für das vorliegende Buch ausgewählt wurden. Sie ermöglichen einen unverstellten Einblick in das alltägliche Leben, die Kunstszene und das Kriegsgeschehen der damaligen Zeit.

ÜBER DIE KÜNSTLER

Franz Marc, geboren 1880 in München, 1916 in der Nähe von Verdun gefallen, war einer der wichtigsten Maler der Künstlergruppe *Der Blaue Reiter*.

Maria Marc, geboren 1876 in Berlin, gestorben 1955 in Ried, war für eine kurze, aber wichtige Zeit ihres Lebens selbst Malerin. Nach dem Tod von Franz Marc nahm sie sich intensiv der Pflege seines Nachlasses an.

ÜBER DIE HERAUSGEBERIN

Annegret Hoberg ist Kuratorin an der Städtischen Galerie im Lenbachhaus in München und betreut dort die Abteilung *Blauer Reiter* sowie das Kubin-Archiv.



Maria und Franz Marc mit Russi in Sindelsdorf, 1911

BRIEFE VON FRANZ UND MARIA MARC

*Dem Andenken des Erben von Maria Marc
in Dankbarkeit gewidmet*

1905–1911

Franz Marc und Maria Franck lernten sich im Dezember 1905 auf einem Bauernball in Schwabing näher kennen und wurden bald schon ein Liebespaar. Marc litt damals an der Trennung von seiner Geliebten Annette von Eckardt, Maria hatte zu diesem Zeitpunkt gerade eine tiefe Enttäuschung nach einer Bindung an einen anderen Mann hinter sich.

Franz an Maria, Pasing, 15. Dezember 1905

Liebe, gute Maria,

ich bin ein schlechter Arzt, ein wirklich schlechter; (ich gestehe nämlich, daß ich bei Dir Arzt sein zu können mir eingebildet habe.) Überrascht es Dich, daß ich Dir dies schreibe? Liebste, ich kann nicht anders, – ich schäme mich doch, wenn ich mich hingeebe; Du hast mit dem Wort von Geist und Fleisch ja doch nur zu recht. Ich schäme mich gerade deswegen, weil ich in der That etwas den Arzt und Deine Heilung stets dabei im Sinne hatte und dann doch so jämmerlich und schnell am Eros, an der Liebe zergehe! Das darf kein Mann, der eine liebe Frau retten und stärken will. Es gibt einen alten apokryphen Ausspruch Jesu, der lautet: Ein Arzt heilt niemals den, welchen er zu gut kennt. Vergiß, daß ich Arzt habe sein wollen, vergiß es, Liebste. Wenn Du meine Hand in der Deinen fühlst, so fühle, daß Du mich hast, Deinen Franz, der gibt was er geben kann und geben will, und dies dann ganz gibt, – ohne Rücksicht auf gut oder böß, auf gesund und ungesund; ich weiß nicht, ob Du diese Zeilen verstehst, – ob sie Dich freuen oder schmerzen; ich fühlte das Bedürfnis, Dir dies alles kurz und gut zu schreiben. Nimm's aber nicht zu pathetisch; wo ich die eine Hand fahren lasse, küsse ich die andere; ich wollte Dich nur beruhigen, daß ich nicht mehr an Deiner guten, armen Seele kurfuschen werde, – als trauriger Kurfuscher bin ich mir nämlich heute wirklich erschienen.

Laß Dir Deine heiße Wange küssen und streicheln von Deinem

Fz. M.



Franz Marc, um 1913/4



Maria Franck, um 1900

Um sich von den Liebeswirren der folgenden Monate zu befreien, entschließt sich Marc im Frühjahr, seinen Bruder Paul auf eine Reise nach Griechenland/zu den Athos-Klöstern zu begleiten.

Franz an Maria, Saloniki, 2. April 1906

Meine liebe gute Maria, wie geht es Dir? Ich denke so oft und mit so herzlichen Gedanken an Dich und wäre froh, wenn ich nur wüßte, daß Du etwas ruhiger und lebenssicherer geworden bist. Deine Thränen brennen mir noch auf der Seele; auch mir erscheint das Leben meiner und anderer Seelen jetzt oft so verworren, geheimnisvoll und schauerlich; wir armen Menschen haben hieraus keine andere Rettung als das Vertrauen zu einander. Und wenn Du siehst, welches Vertrauen ich rückhaltlos entgegenbringe, so darf ich schon hoffen, daß Du es auch mir schenkst, das volle, tiefe. In allem übrigen entscheidet das – Fatum. Du siehst, ich bin schon ganz orientalisches gestimmt. [...] Die von Dir gefürchteten Türkinnen hüllen sich auf der Straße vom Scheitel bis zur Sohle in tiefschwarze Gewänder, die auch das Gesicht durch einen tiefen, vornübergelegten schwarzen Schleier vollkommen verdecken. [...] – Nun laß Dich küssen und umarmen, mein gutes Lieb, arbeite und sei etwas fröhlich. Paul läßt Dich freundschaftlich grüßen.

Dein Franz.

Maria an Franz, München, 5. April 1906

Ich lebe nun still für mich in fleißiger Arbeit. Mein neues Stübchen ist mir sehr behaglich und Dein Atelier liebe ich so sehr, daß ich wohl garnicht wieder herausgehen mag. Dort lebe ich bis nachmittags $\frac{1}{2}$ 4 Uhr – male und zeichne alles mögliche – Du wirst schauen! Mir behagt die völlige Einsamkeit einesteils ganz gut; ich werde wieder mehr zu mir selbst kommen und das wird gut sein – auch für Dich, mein Lieb! Mache Dir nicht so viele Sorge um meine Thränen und glaube mir, daß ich zu Dir so großes Vertrauen habe wie zu keinem andern Menschen sonst. Ist es ein Wunder, daß ich das Vertrauen zu den Menschen verloren habe? ich bin sehr ernst geworden in dem letzten Jahre und viel verschlossener – und kann so schnell noch nicht heraus. Die letzten Wochen sind nur kurz und brachten doch unendlich viel – mehr, als ich

imstande war, zu verdauen, wie man sagt – zumal doch auch ein Verhältnis, wie das unsrige, eigentlich gegen meinen Vorsatz gekommen ist. Du darfst mir schon glauben, daß bei mir eine sehr tiefe Liebe dazu gehört hat, nicht allein dazu, mich nach alledem einem Menschen so ganz zu geben – als auch – zu fast gleicher Zeit mit der Ruhe einen anderen Menschen ganz und gar zu verlieren, an den mich bisher eine Zuneigung fesselte, die doch mehr als Freundschaft war. Ich habe furchtbar darunter gelitten, mehr, als ich Dich wollte merken lassen – und das alles hat meine Energie und meine Nerven arg beansprucht.

Wenn mich nur allein meine Liebe und mein Leid mit Dir erfüllt hätten – wäre mir auch dies allein zu begreifen und zu tragen leichter gefallen. So mußte ich ja ganz verworren werden. Ich hoffe, daß meine Einsamkeit mir helfen wird – sie tut mir wohl – trotz meiner Sehnsucht nach Dir, die so groß ist, daß ich sie Dir nicht beschreiben kann. Doch bin ich ganz vernünftig – ich freue mich unendlich, daß es Dir vergönnt ist all’ das Neue und Fremdartige zu sehen und zu erleben und glaube, daß es Dir gut tun wird.

In ihrem Brief vom folgenden Gründonnerstag erwähnt Maria Franck erstmals Marie Schnür, die Lehrerin an der Damenakademie, bei der sie die Stillebenklasse besucht, ohne zu ahnen, dass diese wenig später ebenfalls eine Geliebte von Franz Marc wird.

Maria an Franz, München, 12. April 1906

Mein Franz – mein lieber Guter –

mir ist heute garnicht arbeitsam zu mute – vielmehr verträumt und sehnsüchtig gestimmt. Darum schriebe ich heute in den Morgenstunden an Dich, trotzdem sie eigentlich der Arbeit gehören. In der ganzen Zeit habe ich recht fleißig gearbeitet – namentlich die letzten Abende im Akt furchtbar geschuftet und kann mir’s gönnen, mich meiner Stimmung hinzugeben. Mir stecken auch die bösen Tage in den Gliedern und die himmlische Frühlingsluft

tut das ihre, um mich so verträumt zu stimmen. Ich bin aber nicht eben traurig, mein Lieb' – es kommt allmählich mehr Ruhe über mich und ich bin auch zuversichtlicher. Behalte Du selbst nur rechtes Vertrauen zu Dir, mein Liebster und zweifle nicht selbst an dem, was Du tust – dann wird auch mein Vertrauen immer stärker werden. Du weißt es ja, daß meine Zweifel, die mir in traurigen Stunden kamen, eine Folge meiner trüben Erlebnisse gewesen sind. Mache Dir keine Sorgen über die Thränen, die ich weinte; sie sind nun geweint. Denke mitunter an die Zeit, wenn wir uns wiedersehen und daß wir dann lachen wollen. Ich wünsche und sehne ja so glühend Dir Freude und Glück in Dein Leben zu bringen und liebe Dich grenzenlos.

Wie freue ich mich auf die Zeit gemeinsamer Arbeit! Und wenn ich Dir wirklich durch meine treue Liebe und Hingabe Lust und Freude zur Arbeit und dadurch zum Leben geben kann, hoffe ich selbst wieder glücklicher zu sein. Du sollst ein guter Maler werden – ich habe so viel Vertrauen und Liebe zu Deiner Kunst. [...]

Es scheinen übrigens unter denen meines sonstigen «Freundeskreises» sehr liebevolle Äußerungen über mich zu fallen. Schnür deutete mir etwas an. Es gehört schon wirklich ein Teil Selbstgefühl dazu, um nicht ganz irre an den Menschen zu werden. Mit Schnür war es gestern sehr freundschaftlich, was mich auch ruhiger gemacht hat; ich habe sie wirklich furchtbar lieb und wir beide – Du und ich – wollen recht freundschaftlich und liebevoll mit ihr sein. [...]

So gehen mir meine Tage ruhig dahin; ich habe garnichts besonderes unternommen, nicht einmal Zeit gefunden, in's Freie zu fahren und draußen zu arbeiten. Vor allem nahm mich der Abendakt in Anspruch – Feldb. sitzt mächtig dahinter und korrigiert sehr viel.

Maria an Franz, München, am 2.ten Ostertag 1906

– Was für ein furchtbares Geschick hat Dein armer Vater [*der seit Jahren im Rollstuhl sitzt*] zu tragen, mein Lieb. Und Deine liebe Mutter! wie ist sie zu bewundern! Mir hat der Besuch draußen einen tiefen Eindruck gemacht! Es hat mich lange nichts so tief berührt wie der Einblick in das Leben Deiner Eltern. [...]

Übrigens hoffe ich, daß die Schnür gut Freund mit uns sein wird – sie urteilt doch ziemlich richtig und klar und ich denke mir, je mehr man sie fühlen läßt, daß man sie gern hat und ihre Freundschaft wünscht, umso froher wird sie darüber werden. Namentlich Deinetwegen und hoffentlich auch mit der Zeit ein wenig um meinetwillen, wenn ich erst mal mit ihr in ruhiger Stimmung öfter zusammen bin und sie mich mehr kennenlernt. Wir waren zusammen in der Stadt, um Hüte zu kaufen – Du wirst schauen, was für eine leichtsinnige Frau Du hast! Heute kommt Schnür ins Atelier, wir wollen musizieren.

Seit einigen Tagen habe ich aus Berlin die Malsachen hier – auch Ölstudien von früher. Hoffentlich ist uns eine stille Stunde dafür beschieden. Viel solche wird es wohl nicht geben, wenn Du vielleicht bald wieder fort mußt. Ich bin nun einmal pessimistisch obgleich ich wirklich viel ruhiger geworden bin. Mir hat die Zeit des Alleinseins wirklich gut getan, ich bin mir über vieles klarer geworden und denke ich sogar manchmal, daß mir vielleicht mit der Zeit der Glaube an eine glückliche Zukunft kommen wird. [...] Ich fühle es, wie viel von meiner früheren Lebenskraft und Lust doch noch in mir steckt – viel mehr, als ich in den Wintermonaten glaubte – ich bin nur zaghaft und halte damit zurück; denn wenn das noch einmal durchbricht, mein ganzes lebensfrohes Temperament, verbunden mit dieser großen, tiefen, innigsten Liebe zu Dir – wird es eine Gewalt über mich haben, die ich fürchte, wie ich mir vorläufig die Kraft nicht zutrauen kann, alle Folgen zu tragen. [...]

Sieh, mein Liebster, – ich liebe Dich ja um Deiner Liebe willen – Du bist ein Mensch, bei dem ich die Liebe fand, nach der ich mein Leben lang suchte, – so wie Du Liebe gibst und nimmst, – war es meine Sehnsucht.

Das darfst Du nie vergessen – und wirst auch ermessen können, was Du mir geworden bist. Und nur das war imstande, mich Dir so schnell und ganz ergeben zu machen.

In den Briefen Franz Marcs dieses und der nächsten beiden Jahre spielt er noch öfter auf den Trennungsschmerz von seiner Freundin Annette von Eckardt an.

Franz an Maria, Kloster Dionzsiou, 22. April 1906

Liebste Maria,

recht vielen Dank für Deine ausführlichen Briefchen. Sie haben mich über Dich tief beruhigt. Auf die Einzelheiten kann ich nichts antworten – das machen wir lieber mündlich. Von mir kann ich nicht sagen, daß mich diese Reise beruhigt hat. Angesichts der wunderbaren Schönheiten dieses Landes fühle ich so oft meine Augen, die doch so schönheitsdurstig, schönheitstrunken waren, sich verschleiern. Die Wunde, die mir das Schicksal geschlagen, blutet und blutet; ich fühle es, ich werde noch viele Thränen zwischen Deinen treuen guten Brüsten weinen und Du wirst sie mir vergeben müssen, Du Gute. [...]

Ich liege die halben Nächte wach und träume von meinem und Eurem Leben und horche auf die leidenschaftliche Musik der großen Natur; wie sie einen lockt, ach wie sie einen lockt, hinaus auf's Meer, im Singen der Wellen soweit hinaus zu schwimmen, daß man nie wiederkehrt. Aber ich komme Dir ja wieder; ich bin ja auch nicht allein hier. Ich sehne mich dann so oft nach meinem, nach unserm Atelier, nach einem Sommer voll Duft von Dir, von Rosen – und von Terpentin (reichlich zu gebrauchen!). Nun adieu, laß Dich herzlich küssen und Dir danken. Dein Fz. M.

Den Sommer 1906 verbringen Franz Marc, Maria Franck und Marie Schnür zum Malen in Kochel.



*Marie Schnür auf den Schultern von Franz Marcs Bruder Paul, Maria Franck
am Ufer sitzend, Kochel, Sommer 1906*

Franz an Maria, 6. Juli 1906

Liebste Maria, kaum war ich im Zuge, so bekam ich einen ganz mächtigen «Schluchzer» oder «Aufstoß», wie Du es glaub' ich nennst, und spürte deutlich dass Du an mich dachtest, und ich hab immer immer über Dich und über mich nachgedacht, bis mir die Gedanken geradezu körperlich weh thaten. An Dich konnte ich nur mit Liebe und Streicheln denken, aber mich und mein Frühjahr mußte ich verfluchen. Nun hab Geduld; ich muß mich wiederfinden und wieder der werden, der ich gewesen. So oft Du mich still und zurückhaltend finden wirst, so denke, daß ich dann meine Seele suche und ihre Stimmung. Es muß ja anders werden zwischen uns beiden; und besser, vornehmer. Ich weiß, daß es nur an mir liegt, Du gutes, reines Weib. Du sollst noch einmal sagen können: er war doch ein Glück in meinem Leben. –

Maria an Franz, 7. Juli 1906

Mein lieber lieber Franz –

ich danke Dir herzlich für Deinen lieben Brief, der mir sehr wohlgetan hat. Es ist mir oft so furchtbar schwer um's Herz gewesen – mir war, als ob ich wieder den Boden unter den Füßen verlieren könnte.

Habe auch Du ein wenig Geduld mit mir und denke manchmal daran, welche Stürme meine Seele noch vor einem Jahre zu bestehen hatte und daß ich kaum davon erholt in Deine Hände kam. Noch jetzt bin ich nicht «ich selber» – und gehe oft umher wie im Traum und lasse mich verwirren durch Dein Wesen. Aber ich will zuversichtlich hoffen, daß wir uns beide wiederfinden und auch einander finden – Du mein Lieber Lieber. Ich glaube schon, daß auch ich nicht schuldlos bin – und daß ich Dich viel tiefer verstehen und begreifen könnte, wenn ich der Welt und dem Leben unbefangener gegenüberstände.

An Deiner Freundschaft und Zuneigung hoffte ich zu gesunden und jetzt, da Du Zweifel in mir wecktest, bin ich oft verstört und verzweifelt gewesen. Es waren aber nur solche Stunden, in denen mein Vertrauen etwas geschwankt hat – im Grunde ist es nicht erschüttert, mein Liebster. Weiß ich doch, wie Du leidest.

Nach dem Sommer zu dritt in Kochel schreibt Franz Marc aus seinem Elternhaus in Pasing.

Franz an Maria, Pasing, 24. Oktober 1906

Meine liebe Maria,

nun sitz ich wieder zwischen alten Möbeln, im alten Milieu und denke an all das Unwahrscheinliche, das ich erlebt habe, aber auch an vieles Liebe. An all dem «Unwahrscheinlichen» bin ich gewiß selbst am meisten schuld, – ich weiß ja, daß es so ist. Die Welt ist häßlich oder schön genau in

dem Maße als wir es selber sind. Aber für alles Liebe will ich auch lieb und dankbar sein.[...]

Was machst Du, Liebe? Arbeiten? schreib mir auch mal; und sei bei hellen Sinnen und mutig. Wenn Du mich durchaus noch sehr lieb hast, so sei's um meinetwillen. Lieber ist es mir aber, Du bist es zunächst um Deinetwillen.

Mit einem Kuß Dein Fz. M.

Ende Oktober 1906 zieht Maria Franck, um dem Gerede in der Stadt zu entgehen, aus Schwabing in eine kleine Wohnung in Planegg, die Franz Marc für sie gefunden hat. Während des Umzugs hält sie sich drei Tage allein in Kochel auf.

Maria an Franz, Kochel, 28. Oktober 1906

Heute wünsche ich mir, 8 Tage älter zu sein und dann frisch und froh bei meiner Arbeit zu sitzen – hoffentlich – hoffentlich! –

Maria an Franz, Planegg, 3. November 1906

Übrigens glaube ich, daß Du mir in Deinem Zürnen manchmal unrecht tust. Du hast doch wieder gemeint, meine Tränen am Freitag hätten in törichter Eifersucht und kleinlichem Gejammer ihren Grund. Das solltest Du wirklich nicht denken. So töricht werde ich auch nicht sein, mir die wenige Zeit, die wir beisammen sind, so mutwillig zu verbittern. Ich bin von einer alles beherrschenden und mich quälenden Traurigkeit erfüllt, die mir Stunden bringt, in denen ich mich der Tränen einfach nicht erwehren kann. Wenn Du es wüßtest, wie weh sie mir selbst tun, diese Tränen. – Ich selbst – nur ich selbst bin die Ursache für all' das Leid, das weiß ich – wie ich auch weiß, daß ich anders werden muß und anders werden will. Ich kann nur die Zügel, die ich verloren hatte, noch immer nicht fest genug halten.

Ich fühle es, daß Du momentan nicht in Stimmung bist für mich – vielleicht kommt eine Zeit, in der Du es mehr sein kannst und mir auch mal ein williges Ohr leihst, wenn ich Dir sagen möchte, was mich bedrückt. Dein Wesen verschließt mir immer den Mund und meine ganze Niedergeschlagenheit kommt dann in den furchtbaren Tränen zum Ausdruck.

Glaube mir – auch die Gespanntheit mit Schnürchen [*Marie Schnür*] und das Gefühl, daß sie mich nicht leiden mag, macht mir nicht allein deshalb Schmerz, weil dies den freundschaftlichen Verkehr so erschwert; es hat ja auch dieser Schmerz für mich viel tiefere Gründe. [...]

Habe ein wenig noch Geduld mit mir – und bleibe mir zur Seite auch in dieser Zeit, wo ich so unglücklich bin und Dir nichts sein kann. Auf Wiedersehen am Montag! wenn es Dir nicht zu langweilig ist, dann bleibe bei mir zum Abendessen – ich will auch nicht weinen, mein lieber Franzl.

Einen herzinnigen Gruß und Kuß

Deine getreue
Maria

Wenig später erfährt sie von dem Plan ihres Freundes, Marie Schnür zu heiraten, «aus Ritterlichkeit», damit sie ihren aus einem anderen Verhältnis stammenden unehelichen Sohn Claus zu sich nehmen könne. An einem Sonntag schreibt Maria Franz Marc ebenso verzweifelt wie entsagungsvoll.

Maria an Franz, Planegg, 18. November 1906

Mein Franz, mein Liebster, Liebster, wie ist mir das Herz heute schwer und wie entsetzlich drückt mich diese Einsamkeit und Stille, die mich umgibt. Ich stehe so friedlos im Leben und voller Unruhe und kann mich in diesem Leben nicht zurechtfinden, das mir nirgend und nirgend eine Erfüllung giebt.

Glaube mir, mein liebes Herz: nicht allein weil es mir versagt ist, mit Dir enger verbunden durch's Leben zu gehen bin ich jetzt mutlos und verzweifelt.

Es soll auch kein Hauch von Erbitterung meine Seele streifen bei dem Gedanken an das, was Du tun willst. Ich werde nur das Schöne darin sehen und Dich um so tiefer und inniger lieben. Behalte auch Du mich so lieb, wie Du mich jetzt hast, mein Franzl – es ist das einzige, woran ich tief innerlich hänge; ich habe Dich ja lieber als alles, alles, was bisher in mein Leben trat. – Und ich bin so krank am Leben und verzweifelt.

Wohin sollen mich diese Friedlosigkeit und Unruhe bringen? Sieh – ich weiß es, mein Liebster, daß ich nicht klagen darf über mein äußeres Schicksal, weil mein Hoffen auf Dich vergeblich war, wenn auch mein Schmerz darüber ein grenzenloser ist. Der Gedanke an Dein Schicksal und die Frau, die Du liebst, hält mir Sinn und Verstand fest und die Verzweiflung zurück. Aber seit diesem qualvollen Sommer ist die fürchterliche Unruhe und Friedlosigkeit wieder über mich gekommen, die mich nirgend inneren und äußeren Frieden finden läßt und in mir alles – Willen Energie und Stimmung zur Arbeit zerstört.

Franz an Maria, 20. November 1906

Meine liebe, gute Maria, Dein trauriger Blick, mit dem Du heute von mir schiedst, bedrückte mich den ganzen Abend: so formlos, wesenlos sahst Du mir nach, als wenn Du Dich schwindlig fühltest vor Trauer und einem erstickten Zorn ohne Ziel. Ich will Dir etwas hersetzen, was *[Thomas]* Carlyle einmal gesagt hat: «Hast Du der Drehscheibe des Töpfers zugesehen, einem der ehrwürdigsten Gegenstände, so alt als der Prophet Ezechiel u. noch viel älter? Wie spinnen sich unförmliche Tonklumpen durch das bloße rasche Umdrehen zu schönen kreisrunden Schüsseln empor.» Und nun denke man sich den fleißigsten Töpfer, aber ohne seine Scheibe, in die Notwendigkeit versetzt, seine Schüsseln durch bloßes Kneten und Backen herzustellen! Ein solcher Töpfer wäre auch das Schicksal gegenüber einer menschlichen Seele, welche ruhen und bequem liegen und nicht arbeiten und sich drehen wollte. Aus einem trägen, sich nicht drehenden Menschen kann das bestwollendste

Schicksal, gleich dem Töpfer ohne Rad nichts anders backen und kneten als ein Pfuschwerk.

Setze statt «träge» und «bequem» Deine Unruhen, Deine «Arbeitsunmöglichkeiten», Deine müßigen Selbst- und Nächstenquälereien, und das geistreiche Bild bleibt genau so wahr, fast schreckhaft wahr. Verzeih mir den Freimut dieser Zeilen, und wenn Du mich nicht nur liebst sondern auch achtest, so nimm sie so ernst Du nur kannst. Sag auch beileibe nicht, daß Du nicht «kannst». Wir können, sofern wir überhaupt zu etwas taugen (und das tust Du!) in dieser Hinsicht alles, wenn wir nur den Instinkt in uns überwunden haben, der dieses Können nicht will, gar nicht wahr haben will. Lerne wieder das Licht zu lieben, den Flug der Vögel, die sinnlichen Formen der Blumen, den Geruch des Flusses, alles was Dich umringt und umschwebt. Denn wir sind stündlich umringt und umworben von tausend Schönheiten, – warum willst Du sie nicht sehen? Warum ziehst Du vor so zu sein wie Du bist? Es ist mein Ernst, Teure.

Mit einem Kuß Dein Fz. M

Maria an Franz, Freitag Abend (Anfang 1907)

Mein lieber lieber Franzl –

noch ein paar Worte will ich Dir heute schreiben! ich komme in diesen Tagen nicht von der Erinnerung an das vorige Jahr los – darum bin ich so gereizt. Es steigt in mir noch einmal die ganze Erbitterung auf und ich gestehe es Dir, daß ich in manchen Augenblicken nicht nur Schnür, sondern auch Dir gegenüber nicht ganz frei von Haß gewesen bin. Laß es Dich aber nicht traurig machen, sondern denke daran, wie groß und tief meine Liebe zu dir ist; so tief – tief, daß sie alle Erbitterung hat totschweigen lassen und auch wenn nur erst diese Tage vorbei sind, kein Fünkchen von Haß für Dich sich mehr rühren wird. Sei jetzt lieb zu mir – ich verspreche Dir, daß ich mich bemühen will, auch Dich keine Verstimmung fühlen zu lassen. Der Tag gestern hat mich natürlich auch in die Wiesen von Kochel versetzt. Laß mich

schweigen – ich habe Dich zu lieb und werde Schnür nie verwinden. Sie ist nicht die Leidenschaft und neue Liebe, die Dein Leben beherrscht nach Annette. Darum verzeihe mir wenn mich in diesen, noch dazu arbeitslosen, Tagen die Erinnerung so übermannt. Ich komme erst wenn Du dies Brieflein gelesen hast – und dann komme ich mit all' meiner Liebe wieder zu Dir und will versöhnlich an die Vergangenheit denken. Ich schaue Dich mit liebem Blick an – und küsse Dich herzlich innig. mein Lieb'

Deine getreue Maria

Franz an Maria, Pasing, 7. Januar 1907

Ich bin in einer gleichmäßig melancholisch ruhigen Stimmung, habe alle mögliche Arbeit unter der Hand, unentwegt suchend u. «die Kunst befragend». Ohne Kunst im Leibe und im Kopfe dieses ungespäßige, dumpfe, dumme Leben auszuhalten vermag ich heute weniger als je. [...] Um eines bitte ich Dich: wenn Du mich wie in diesem Briefe indifferent und kalt siehst, – gib Schnürchen [*Marie Schnür*] nicht in irgend einem Sinne schuld. Im Gegenteil, wenn es jemand vermag, mich friedlich und ruhig zu stimmen, so ist es sie; allein schon der Gedanke an ihre ruhige Gestalt und dann an den Schönheitsreichtum, der hinter dieser stillen Stirne liegt, thut mir wohl. Nimm es bitte lieb und gut auf, daß ich Dir dies schreibe. Ich möchte und werde Dir noch manches in meinem Leben sagen und Dich dafür küssen, daß Du es bei Dir verschließen wirst.

Franz Marc und Marie Schnür heiraten am 22. März 1907. Noch am selben Abend übergibt Marc seine Ehefrau der Obhut seines Freundes Jean Bloé Niestlé und fährt allein mit dem Zug nach Paris.

Maria an Franz, München, Ostersonntag 31. März 1907

Auch ich male etwas in diesen Tagen – ob es Dir gefallen wird? es ist ganz hell! Warum haben die Malerinnen bei Brakl alle so dunkel gemalt? ich begreife es nicht. Als ob es kein Sonnenlicht gäbe. Daß es welches giebt, merke ich an meinem Atelier – von $\frac{1}{2}$ 12 – gegen 5 Uhr bescheint mich die liebe Sonne. [...] Seit Freitag habe ich mein Klavier, spiele täglich ein paar Stunden, bis ich ganz betäubt bin. Mir ist ganz sonderbar zu mute. Meine Stimmung ist ein auf und nieder – ein jäher Wechsel zwischen Leben und Kunst. Ich spiele mich in einen Rausch und Taumel durch meine Musik und male – male darauf, bis mich plötzlich wieder eine Verzweiflung und Sehnsucht packt in der ich an nichts denken kann als an Dich und das Traurige, was diese Tage über mich brachten. Und dann kommen mir Zweifel über Zweifel, die sich aber nicht darauf erstrecken, daß Du es jetzt lieb mit mir meinst, denke das nicht, mein Herz – es handelt sich mehr um die Meinung der anderen. Aber lassen wir es ruhen heute – es ist ja nichts zu ändern. [...]

Sonst sehe und höre ich in diesen Tagen nichts; ich sehne mich nicht danach. Auch wir haben den Frühling bei uns; ich schließe mich auch gegen ihn ab – weil ich ihn und seine Stimmung nicht ertragen kann.

Schreib' mir wieder, Liebster – laß Dich grüßen – grüßen und küssen mit ganzer Seele

von Deiner
Maria

C.H.BECK

LITERATUR · SACHBUCH · WISSENSCHAFT

1. Auflage 2017

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen.

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

E-Book-Produktion: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

eISBN: 978-3-406-72241-7

www.chbeck.de